



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Die Norddeutsche Mission in Togo

Probleme und Aufgaben

Schlunk, Martin

Bremen, 1912

urn:nbn:de:gbv:46:1-15393

20.

Die Norddeutsche Million

in Tage

II

Probleme und Aufgaben

von

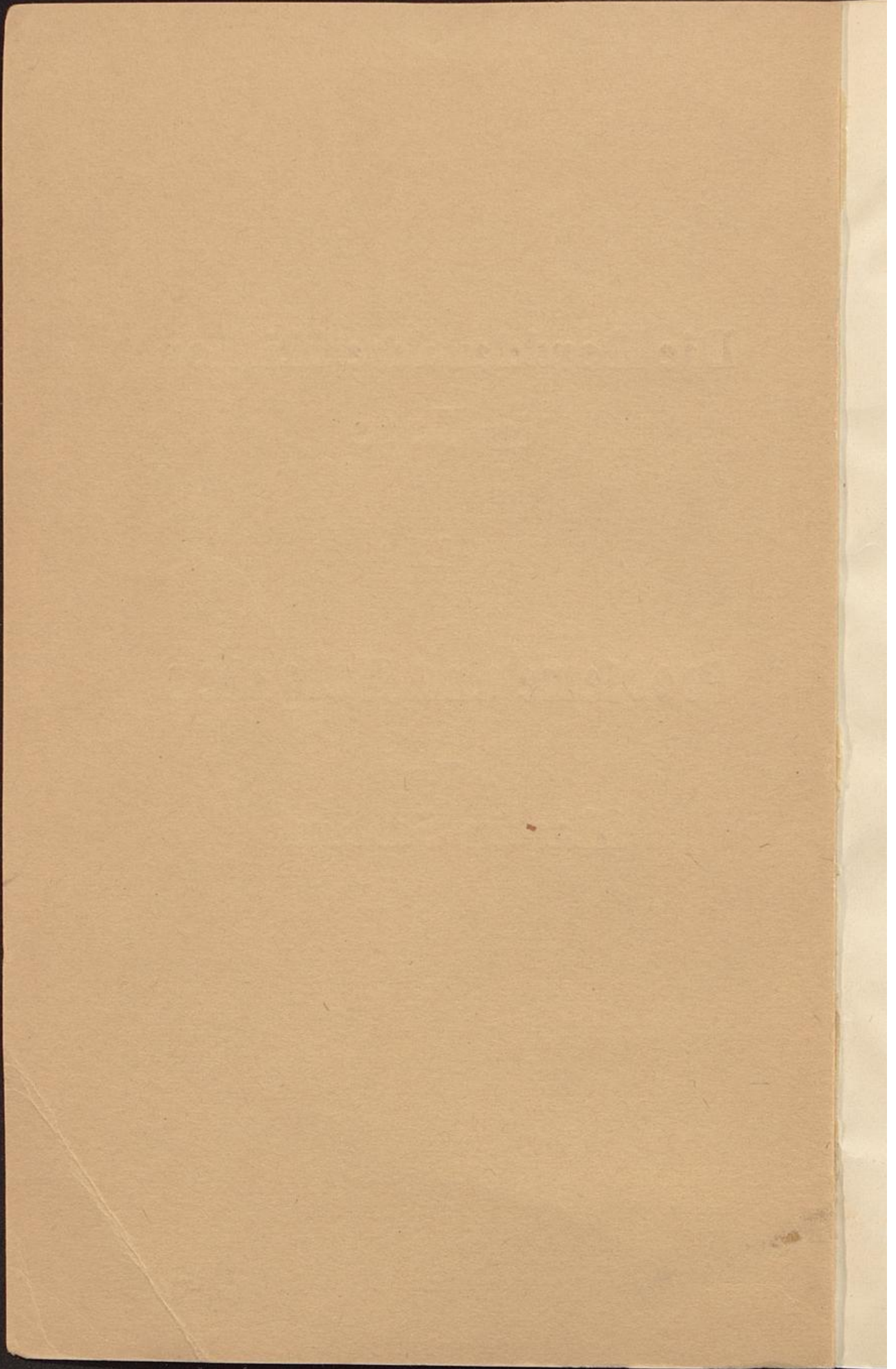
Martin Schumme

AK

2496

-2

4
x 11/206



Die Norddeutsche Mission in Togo

Norddeutsche Missions-Gesellschaft

Zweiter Band:

Probleme und Aufgaben

Don

Martin Schlunk

Missions-Inspektor



Bremen 1912

Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.

II
206

Die Norddeutsche Mission

in Cogo

Norddeutsche Missions-Gesellschaft

Zweiter Band:



AK 2496-2



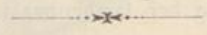
Bremen 1912

Verlag der Norddeutschen Missions-Gesellschaft

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
I. Togo als Missionsfeld.	
1. Der Acker, auf dem wir arbeiten	1
2. Allgemeine Charakteristik unserer Arbeit	14
3. Der bisherige Erfolg unserer Arbeit	30
4. Das Ziel unserer Arbeit	44
II. Die Heidenpredigt.	
1. Zur Psychologie, Ethik und Religion der Eweer	50
2. Soziale Bedingtheit der Heidenpredigt	61
3. Zur Ausgestaltung der Heidenpredigt	66
III. Die Schule.	
1. Die Schule — das Missionsmittel unserer Tage	75
2. Unser Schulsystem	80
3. Der Sprachunterricht	88
4. Arbeitserziehung und Bildungsproletariat	95
5. Mädchenerziehung	98
6. Staatsaufsicht und Staatsunterstützung	104
7. Disziplin und Methodik	109
IV. Die Gemeinde.	
1. Die Pflege der Unmündigen	115
2. Zusammenschluß der mündig Gewordenen in der Gemeinde	
a. Der Gottesdienst	120
b. Das Gemeindeleben	123
3. Die Bewahrung der Gemeinde vor heidnischer Sünde	126
4. Erziehung der Gemeinde zur christlichen Kirche.	
a. Selbsterhaltung	132
b. Selbstverwaltung	137
c. Selbstausbreitung	143

V. Besondere Aufgaben	
1. Der Islam in Südtogo	146
2. Die kirchliche Versorgung der Europäer	152
3. Ärztliche Mission	154
VI. Die Mission in ihrer Wechselwirkung zu den andern	
Kulturmächten im Lande	
1. Mission und Handel	157
2. Mission und Regierung	161
3. Evangelische und katholische Missionsarbeit	165
Literaturnachweis	169



Druckfehler - Berichtigung.

- Seite 106, Zeile 12, lies statt weiter: weit.
- Seite 106, Zeile 14, ließ statt „grant“: „Grant“.
- Seite 114, Zeile 2, lies statt von einzelnen: weil in ihnen.

Vorwort.

Einen sachlich geordneten, zusammenfassenden Bericht über meine im Winter 1909—1910 unternommene Reise nach Togo zu erstatten, war mir Bedürfnis. Indem ich ihm den Namen „Probleme und Aufgaben“ gebe, möchte ich andeuten, wo für unsere Mitarbeit auf dem Missionsfelde und für die Missionsleitung zurzeit das Schwergewicht des Interesses liegt. Ich hoffe damit auch unsern Missionsfreunden einen willkommenen Dienst zu leisten. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich für die vorgetragenen Meinungen allein die Verantwortung trage und meine Darstellung nicht ein Programm für den Vorstand der Norddeutschen Missionsgesellschaft bedeutet.

Je tiefer man sich in die Wirklichkeit des Missionslebens versenkt, und sei es auch nur bei einer so kleinen Mission wie die Norddeutsche, um so mehr Fragen und Schwierigkeiten tauchen auf, denen nachzugehen lohnt. Möchte das heute überall zu beobachtende Zunehmen des Verständnisses für die Mission in den Kreisen der Gebildeten sich auch diesen Fragen und Schwierigkeiten zuwenden, damit die große Verantwortung, die Gott unserer Zeit gegeben hat, ein Geschlecht finde, das dieser Verantwortung immer mehr gewachsen wird.

Wie weit ich in meinen Darstellungen durch die zum Schluß angegebene Literatur beeinflusst bin, werden Kundige beurteilen können. Wörtliche Zitate sind mit Quellenangabe gekennzeichnet.

Hamburg, 16. Oktober 1911.

Martin Schlunf

Missions-Inspektor.

Handwritten text at the top of the page, including a title and possibly a date or location.

Main body of handwritten text, consisting of several paragraphs. The text is written in a cursive script and appears to be a letter or a formal document.

Handwritten signature or name at the bottom of the page.

Handwritten text at the bottom right, possibly a date or a reference.

I. Togo als Missionsfeld.

1. Der Acker, auf dem wir arbeiten.

Alle Missionsarbeit folgt eigenen Wachstumsgesetzen. Man kann wohl Richtlinien angeben, wo die Arbeit einsetzen und wie sie angefaßt werden soll, aber ob sie Früchte trägt und ob die Frucht die Anlegung einer Hauptstation lohnt, hat sich aus der Arbeit heraus zu zeigen. Politische Gesichtspunkte dürfen für die Gebietsabgrenzung nicht maßgebend sein. Sie können es am allerwenigsten dann sein, wenn die Missionsarbeit älter ist als die Kolonisationstätigkeit der europäischen Großmächte und die politischen Grenzen weder auf die natürliche Geographie, noch auf volkliche und sprachliche Grenzscheiden Rücksicht nehmen. So kommt es, daß unser Arbeitsfeld in Westafrika sich nicht mit dem politischen Gebilde der deutschen Togokolonie deckt, sondern noch zwei Stationen oder besser zwei Stationsgebiete, Keta und Peki, in dem über den Volta hinausgreifenden Zipfel der britischen Goldküsten-Kolonie umfaßt. Es ist demnach eine leise Ungenauigkeit, wenn wir gemeinhin Togo als unser Arbeitsfeld bezeichnen. Aber da der Name Togo willkürlich auf das ganze deutsche Schutzgebiet ausgedehnt ist und Längen- und Breitengrade oder sonstige künstliche Grenzen, die das Volksganze mit seiner sprachlichen Geschlossenheit sinnlos zerreißen, auf die Dauer nicht als Grenzen bestehen bleiben können, ist es wohl erlaubt, unter Togo im Süden das Gebiet der Ewesprache und des Ewevolkes vom Volta bis an den Monu zu verstehen. Das ist wenigstens geographisch und ethnographisch ein einigermaßen zusammengehöriges Gebiet. Für den Norden von Togo, der bisher trotz § 14 des Schutzgebietsgesetzes im Verwaltungswege von der Besiedelung ausgeschlossen ist, wird ähnliches zu gelten haben. Auch dort werden natürliche Grenzen mit der Zeit die künstlichen ersetzen müssen, und zwar um so notwendiger, je mehr die an der Kolonisation des Landes beteiligten Mächte, Regierung, Handel und Mission, dazu beitragen, Solidaritätsgefühl, ja Nationalitätsbewußtsein unter der zunächst in

viele Stämme zersplitterten eingeborenen Bevölkerung zu wecken. Vorläufig ist uns der Zutritt in den Norden verwehrt, vorläufig kommt als Missionsfeld nur der ziemlich stark bevölkerte Süden Togos in Betracht, dessen äußere Abgrenzung hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Die Norddeutsche Mission hat damit den Vorzug eines übersichtlichen, räumlich nicht allzu ausgedehnten und volklich wie sprachlich im wesentlichen einheitlichen Arbeitsfeldes. Doch ist die Einheitlichkeit längst nicht so stark, wie man es sich meist vorstellt. Die Ewe-sprache zerfällt in verschiedene Dialekte. Leute aus dem Osten, die im Anecho-Dialekt reden, können sich mit den Anloern im Westen kaum verständlich machen, und der Dialekt an der Küste ist wieder von dem im Innern ganz beträchtlich verschieden. Dazu wird im Atakpamebezirk ein Yoruba-Dialekt, im Akpafudistrikt zum Teil Tshi gesprochen, gar nicht zu reden von den vielen Dialekten und Sprachen, die sich inmitten des immer ausschließlicher sich durchsetzenden Ewe bis heute gehalten haben. Oft wechselt die Sprache nach je zwei oder drei Dörfern, und zwar handelt es sich dann offenbar nicht nur um Dialektverschiedenheit, sondern um ganz verschiedene Sprachen. Und ebenso ist es mit der volklichen Einheit. Der Mehrzahl nach handelt es sich um Eweer. Aber deren gibt es mancherlei Stämme. Die Küstenleute sind anders als die im Innern. Es ist dieselbe Vielgestaltigkeit, die wir überall da finden, wo bis vor kurzem Stammesfehden und Blutrache, und vorher Sklavenjagd und andere Greuel im Schwange waren. Oft wird die Stammesverschiedenheit bis heute von einer Stammesabneigung begleitet, sehr zum Schaden der Missionsarbeit, die eine Verschmelzung der Dorfschaften zu einem christlichen Volk zum Ziel hat. Zudem kommt zur Stammesverschiedenheit Volksverschiedenheit. Die Akpossilente sind ebenso wenig Eweer wie die Atakpameleute, und die handeltreibenden Haussa sind vollends ein ganz anderes Volk.

Die Schwierigkeit der Missionsarbeit wird dadurch noch vermehrt, daß Togo mitten in der tropischen Zone liegt, wo dem Europäer eine dauernde Niederlassung nahezu unmöglich ist, und in einem Klima, das bis vor kurzem fast als das ungesundeste der Welt galt. Und wenn heute die medizinische Wissenschaft auch zeigt, wie ein gesunder Mensch bei einiger Vorsicht den Gefahren des Klimas

ziemlich lange Widerstand leisten kann, so wird der dadurch erzielte Gewinn doch fast wieder aufgehoben durch die Intensität der Arbeit, die von jedem Missionar gefordert werden muß, wenn er seinen Bezirk wirklich ordnungsmäßig verwalten will. Daher ist bis heute damit zu rechnen, daß ein Missionsarbeiter nach drei-, vier-, höchstens einmal fünfjähriger Tätigkeit in die Heimat zurückkehren muß, um sich dort gründlich zu erholen, eine Notwendigkeit, die die Stetigkeit der Arbeit fortwährend unterbricht und den Missionsbetrieb arg verteuert.

Landschaftlich ist das Gebiet äußerst abwechslungsreich. Auf den schmalen Lagunenstrich an der Küste mit seinen Kokospalmenhainen folgt ein ziemlich fruchtbarer Palmengürtel, an den sich die Buschsteppe anschließt. Das ist ein Landstrich, der einem verwilderten Obstgarten nach der Ernte gleicht, mit hohem Gras und vielen Laubbäumen, ziemlich eintönig, und doch in dem wechselnden Farbenspiel des Himmels von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang von eigenartigem Reiz, besonders wenn der Weg in die Nähe des Togogebirges führt, wie man den von Südwest nach Nordost führenden Gebirgszug einheitlich nennen sollte, und nun die bewaldeten Höhen mit ihrem dunkeln Grün von der lichten Farbe des Himmels scharf und satt sich abheben, oder wenn plötzlich die charakteristischen Umrisse des Udaflu oder Uguberges am Horizont auftauchen und die Erinnerung an die Zeiten geheimnisvollen Gözendienstes auf jenen Höhen den Reiz der Landschaft unwillkürlich verstärkt. Und noch wieder anders wird das Bild, sobald man die Höhen selbst erklimmt. Dann hat man Blicke, die an Schönheit mit Blicken aus dem deutschen Mittelgebirge sich messen können, nur durch die völlige Unberührtheit der Gegend an Zauber noch unendlich viel voraus haben. Wenn da die Tauwolken morgens um die Berghöhen hängen, oder die Bergspitzen gleich Inseln aus dem Meer wallender Nebel aufragen, oder an den reißenden Gebirgsflüssen die flora der Tropen ihre volle Schönheit entfaltet, oder der Himmel sich plötzlich mit tiefdunklen Wolken überzieht und nun ein tropischer Gewitterregen niederprasselt und schaurig schöne Blitze den Blick weit in die Ebene hinaus erhellen, dann vergißt man die Mühsal des Aufstieges und erquickt sich an den Bildern, die sich mit ihrer Schönheit unvergeßlich dem Gedächtnis einprägen. In Bezug auf die Schönheit ihrer Lage

brauchen unsere jüngeren Missionsstationen Amedzowe, Agu, Akpafu und Atakpame mit den schönsten Schlössern Deutschlands nicht zu tauschen. Und das ist wenigstens ein Ersatz für die Anstrengung, die man überwinden muß, um sie zu erreichen!

Verhältnismäßig ist Togo dicht bevölkert, wohl am dichtesten von all unsern Schutzgebieten in Afrika. Die deutsche Regierung berechnet die Zahl der Eingeborenen auf grund sorgfältiger Schätzungen auf etwa 1 Million. Davon entfallen auf den uns zugänglichen Süden

im Bezirk Lome (Stadt und Land)	81 000
„ „ Anecho	61 000
„ „ Misahöhe	100 000
„ „ Atakpame	40 000
	<hr/>
	282 000

eine Zahl, die wir auf 300 000 abrunden dürfen, da ein Teil des Akpafu-Distrikts politisch zu Kete-Kratschi gerechnet wird.

Auf den Norden rechnet man 700 000 Menschen.

Man kann im Süden stundenlang reisen, ohne auch nur einen Menschen zu treffen, und dann wieder stundenweit, und ein Dorf, ein Gehöft reiht sich an das andere. Dabei ist eine merkwürdige Beobachtung zu machen. Die Leute wohnen gern in größeren Ortschaften und sie legen die Ortschaften neuerdings mit Vorliebe an die großen Verkehrsstraßen. Aber sie haben daneben auf ihren Farmen und Äckern besondere Häuser, wo sie während der Farmzeit wohnen. Nur zu großen Götzenfesten oder Beerdigungsfeierlichkeiten und dergleichen kommen sie in die großen Ortschaften. Für gewöhnlich stehen diese leer unter dem Schutze der Alten und einiger Frauen. Eine afrikanische Dorfschaft hat zudem längst nicht die Stabilität, mit der wir in unserm Klima rechnen dürfen. Wie schnell fällt eine Hütte zusammen. Ein Sturm, ein Regen kann die ganze Ortschaft zerstören. Und dann muß alles neu aufgebaut werden. Was hinderts, das an einem andern Platze zu tun, wenn der bisherige aus irgend einem Grunde nicht mehr passend erscheint? So fand ich auf meiner Reise manche Ortschaft an ganz anderer Stelle, als die Karte verzeichnet hatte, und besonders gilt das von Orten, die auf den Bergen in unfruchtbaren Landstrichen liegen. Da zeigt sich überall die Tendenz, die Ortschaft in die Ebene, an den Abhang der Berge zu verlegen. Für die Missionsarbeit bietet sowohl das Farnleben wie

das Verlegen der Dörfer eigenartige Erschwerungen. Man gründet eine Schule, und die Leute ziehen auf die Farm, sofort fehlen die Schüler, und der Lehrer hat die Aufgabe, sich seine Schar von weit, weit her zusammen zu suchen, oft eine undankbare, oft eine unausführbare Aufgabe. Oder man baut eine Hauptstation und steht in Gefahr, das Wichtigste an der Station, die Menschen, an denen man arbeiten will, in die Ferne ziehen zu sehen! Diese Gefahr ist neuerdings durch eine mit der Friedensherrschaft der Kolonialregierungen einsetzende Wanderlust und Freizügigkeit noch erheblich vermehrt worden und wird unserer Arbeit noch manchmal zu schaffen machen.

Nach ihrer Veranlagung werden die Togoneger als eine besonders hochstehende Klasse gerühmt, oft geradezu als eine Ausnahme unter den Negern Afrikas bezeichnet. Allein das ist wohl kaum auf eine ursprüngliche Begabung zurückzuführen als vielmehr, wie ein Blick auf die gleiche Entwicklung der Neger in der benachbarten Goldküstenkolonie zeigt, auf die jahrzehntelange Erziehung der Stämme durch den Einfluß dort der Basler, hier der Norddeutschen Mission. Zuzugeben ist, daß es sich nicht um degenerierte, aussterbende Völker handelt, wie vielleicht in Südwestafrika, sondern um lebenskräftige, intelligente Menschen mit gutem Gedächtnis, schnellem Auffassungsvermögen und einer überraschenden Fähigkeit, sich neuen Verhältnissen und die neuen Verhältnisse sich anzupassen. Es darf aber wohl darauf hingewiesen werden, daß die erstaunlichen Erfolge, die man in allen Schulen Togos und der Goldküste beobachten kann, durch eine lange Geduldsarbeit vorbereitet worden sind, so daß man hoffen darf, bei den Kolonialvölkern der anderen Kolonien mit der Zeit ähnliches zu erreichen. Man darf die Eweer nicht als eine Ausnahmeklasse hinstellen, die die Regel von der Inferiorität aller übrigen Neger bestätigt, sondern hat sie als Beispiel dafür anzusehen, was bei einer gesunden, geduldigen Erziehung aus Negern werden kann.

Übrigens darf auch hier nicht verallgemeinert werden. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Hinterwäldler, der seine Farm bebaut, und zwischen den Küstenleuten, deren Interessen im Handel aufgehen. In den Großstädten sammelt sich meist eine Bevölkerung, die Leichtlebigkeit mit Witz, Leichtsinn mit Schlaueit verbindet, die es versteht, sich nützlich zu machen, um zu verdienen. Das sind aber

fast nie die soliden Elemente, auf denen die Volkskraft ruht, und es ist nicht recht, nach ihnen das Volksganze zu beurteilen.

Für die Mission stehen zudem die intellektuellen Fähigkeiten und der Erwerbssinn nicht an der ersten Stelle. Christentum ist nicht Verstandesfache, sondern Leben. Die sittliche Veranlagung und die religiöse Aufnahmefähigkeit sind uns wichtiger, weil sie die Grundvoraussetzungen lebendigen Christentums bilden. Und auch in dieser Hinsicht dürfen wir die Eweer nicht als Ausnahme unter den Afrikanern werten. Ihre Sittlichkeit ist weder besser noch schlechter als die anderer Naturvölker. Es finden sich z. B. Ansätze zur Monogamie neben wilder Polygamie und völlig ungezügelter Raubehe. Es finden sich Ansätze zur Kindererziehung selbst da, wo der Schein einer völligen Verwahrlosung der Jugend erweckt ist, und vielleicht hat die Neuzeit nicht in jeder Hinsicht fördernd gewirkt, sondern indem sie Neues aufbaute, auch allerlei Gutes aus der alten Zeit zerstört! Am größten ist die Gefahr, die Eweer als eine Ausnahme hinzustellen, in bezug auf ihr geistiges und geistliches Leben. Das hat seine einfache Ursache darin, daß wir in D. Spieths unvergleichlich wertvoller Sammlung „Die Ewestämme“ die erste umfassende und zusammenhängende Monographie über das Geistesleben eines Naturvolkes erhalten haben. Es zeigt sich aber schon jetzt, wie das Vorbild Spieths Nacheiferung weckt, und es stellt sich zur Überraschung vieler heraus, daß das Geistesleben aller Naturvölker viel reicher und tiefer ist, als man je geglaubt hatte.

So sind die äußeren Bedingungen, unter denen die Norddeutsche Mission in Togo arbeitet, durchaus normale, wie sie in jedem andern Tropenklima unter einem andern Naturvolk auch sein würden, und es würde leicht sein, den Wert der Mission für das Gesamtleben der Eweer zu beurteilen, wenn die Mission die einzige Kulturmacht im Lande oder wenigstens die äußerlich bedeutendste wäre. Das ist aber nicht der Fall. In dieser Beziehung hat sich die Stellung der Norddeutschen Mission in ihrem Arbeitsgebiet völlig gewandelt.

Unsere Missionare waren die ersten Europäer, mit denen die Eweer in dauernde Berührung kamen. Infolgedessen hatten sie in ihrer Stellung zunächst das volle Übergewicht, das ihnen die Bildung und Kultur Europas den Eingeborenen gegenüber verlieh. Je mehr sie das Vertrauen der Leute gewannen, um so mehr wurden

viele Entscheidungen und Streitigkeiten vor sie gebracht. Sie herrschten über die Christen mit fast unumschränkter Vollmacht. Jedenfalls waren sie für die Christen nicht nur Seelsorger und Gemeindeleiter, nicht nur Brotherrn und Lehrmeister in allerhand Fertigkeiten, sondern gleichzeitig Gesetzgeber. Auch bei den Heiden hat ihr Rat oft in entscheidender Stunde den Ausschlag gegeben. Das wurde anders, je mehr der Handel, die Kolonialregierungen und die katholische Mission auf der Sklavenküste ihre Macht entfalteten. Denn nun mußte die evangelische Mission äußerlich an Bedeutung zurücktreten, wenn sie auch ihrem Wesen nach der wichtigste Erzieher der Eingeborenen bleibt.

Das Recht der Gesetzgebung und die Befugnis in Streitfällen Entscheidungen zu treffen, mußte sie den Kolonialregierungen abtreten. Sie selbst mußte sich der Ordnung der neuen Obrigkeit fügen und darauf achten, daß sie innerhalb ihrer Gemeinden den Kolonialgesetzen Gehorsam schuldete. Dies Zurücktreten und Verzicht auf Rechte, die geschichtlich geworden waren, mag dem einzelnen Missionar schwer geworden sein, im ganzen darf man sagen, hat die Kolonialära unserer Mission unschätzbare Vorteile gebracht.

Allerdings wurde es durch die hohen Forderungen der englischen und deutschen Regierung namentlich für den fremdsprachlichen Unterricht unmöglich, die künftigen Missionslehrer für beide Gebiete gemeinsam zu unterrichten. Unsere Mission war daher genötigt, zwei verschiedene Schulsysteme und zwei gesonderte Lehrerseminare einzurichten. Das hatte nicht nur große Schwierigkeiten, sondern erforderte auch große Kosten und bewirkte eine Trennung zusammengehöriger Volksgenossen, die auf die Dauer schwer ertragen werden kann. Und daß jede der beiden Regierungen eifrig die gemeinsame Grenze überwacht, um Zollhintergehung zu verhindern, erschwert den Verkehr der Missionare über die Grenze und macht vor allem eine regelmäßige Verbindung der Missionsgemeinden unter einander etwas umständlich. Aber das sind Kleinigkeiten gegenüber den Vorteilen, die das Eingreifen starker Kolonialmächte mit sich brachte.

Der stete Kleinkrieg von Dorf zu Dorf hat aufgehört, den Stammesfehden ist ein Ende gemacht und manche Greuel des Heidentums sind abgestellt. Die Willkürherrschaft der Häuptlinge wird sorgfältig überwacht und die Gerichtsbarkeit für alle schweren Fälle

der Kolonialregierung vorbehalten. Dabei ist ein Unterschied in der Politik der deutschen und der englischen Regierung zu beobachten. Es scheint mir, als ob die englische Regierung ihren Häuptlingen größere Macht und Freiheit lasse als die deutsche, ja ihre Stellung ganz anders werte. Während im deutschen Gebiet es alle Häuptlinge, durch deren Gebiet ich kam, für ihre Ehrenpflicht hielten, vor mir zu erscheinen und mich durch Vorführung von prunkvollen Tänzen möglichst zu ehren, hielt es der Peki-Häuptling Kwadzo De für selbstverständlich, daß ich nicht nur das erste Mal, als ich in Peki war, sondern auch beim zweiten Mal zuerst zu ihm kommen müsse, ehe er von meiner Gegenwart Notiz nehmen könne. Und ähnlich war es überall auf der Goldküste. Das scheint mir bezeichnend, und zurückzuführen auf die Stellung, die den Häuptlingen von der Regierung zuerkannt wird. Ich möchte die englische Weise nicht als vorbildlich hinstellen, glaube aber, daß die deutsche Regierung vielleicht ein wenig weit geht und mit ihrer größeren Strenge doch weniger erreicht als sie selbst denkt. Wiederholt sah ich ganz junge Burschen die Häuptlingsmütze tragen, also die Häuptlingswürde der Regierung gegenüber vertreten. Dann hatte sich meist der alte Häuptling mißliebig gemacht und war abgesetzt. Ich kann mir aber nicht denken, daß die jungen, unreifen Burschen, die dann, sei es von der Regierung eingesetzt, sei es von dem Dorf zur Häuptlingswürde vorgeschlagen werden, im Volk irgend welchen Einfluß haben. Nach wie vor entscheidet entweder der alte Häuptling oder wenigstens der Rat seiner Sprecher, und der junge Mann trägt nur zum Schein die Häuptlingsmütze. Zunächst hat damit die Regierung erreicht, was sie will. Der neue Häuptling gehorcht besser als der alte, er versteht auch die Anweisungen der Regierung besser klar zu machen, aber irgend welche Gewalt hat er nicht, die üben die Alten aus und sind froh, daß die Regierung ihnen nicht weiter dreinredet. Ich weiß nicht, ob die Regierung auf diese Weise nicht ihr Ansehen etwas schädigt.

Sie hat es schon an sich nicht leicht, ich will nicht sagen Ansehen, aber doch Liebe zu gewinnen. Sie erscheint ja naturgemäß den Eingeborenen zunächst als lästiger Eindringling, der unnötige, unbequeme Forderungen stellt.

Früher schloß sich jeder Stamm ängstlich gegen den andern ab. Da waren große Verkehrswege nicht nötig. Die schmalen, in Schlangen-

windungen vorwärts gehenden Negerpfade erreichten völlig, was sie sollten, sie verbanden und trennten zugleich, sie machten jeden Verkehr möglich, wenn man es wünschte, boten aber auch jederzeit Schutz und Angriffsmöglichkeit. Nun forderten die Regierungen — die britische wie die deutsche — die Anlage von guten Wegen. Auch hier ist das System verschieden, aber der Zweck wird diesmal auf deutscher Seite besser erreicht. Die englische Regierung zahlt, soviel ich weiß, dem Häuptling eine bestimmte Summe und legt ihm dafür die Verpflichtung zum Bau und zur Unterhaltung der Wege in seinem „Reich“ auf. Nun tut der Häuptling, so gut er kann und will, seine Pflicht. Die Wege sind, wie sie sind, und die Regierung ist zufrieden. Sie hat ihre Pflicht getan; es ist so und so viel für Wegebau ausgegeben worden. Anders die deutsche Regierung. Sie legt gleichfalls dem Häuptlinge die Verpflichtung zum Bau und zur Unterhaltung seiner Wege auf. Aber sie zahlt nicht dafür, sondern erwartet, daß die Leute das in ihrem eigensten Interesse tun! Und sie wacht über die Ausführung ihrer Befehle und weiß die Lässigen zum Fleiß und die Ungehorsamen zum Gehorsam zu zwingen, auch hier bisweilen reichlich streng — wenigstens nach dem Empfinden der Eingeborenen. Aber die Folge ist, daß ein System guter, breiter Wege, die für Fahrrad- und Hängematten- wie für Wagenverkehr gleichmäßig brauchbar sind, den Süden der Kolonie durchzieht und alle wichtigen Plätze miteinander verbindet. Dazu kommt eine groß gedachte Eisenbahnpolitik. Schon jetzt gibt es drei wichtige Bahnstrecken in Togo, die Küstenbahn von Lome nach Anecho, die diesen Platz mit der Landungsbrücke in Lome verbindet, um das Verbot des Landens in Anecho wenigstens etwas auszugleichen, dann die Inlandbahn von Lome nach Palime, die ihre ganze Bedeutung erst dann zeigen wird, wenn der Weg von Palime durch den Françoispasß in die Kpando-Nkunja- und Boemlandschaft und dem Hinterlande fertig ist, und endlich die Hinterlandbahn, deren Durchführung bis Atakpame jetzt erreicht und deren Fortführung ins Innere bis heute vergeblich beim Reichstag beantragt worden ist. Wege und Eisenbahn haben den Charakter des Landes völlig verändert. Jetzt trifft man Anloer in Atakpame und Boemleute an der Küste, die großen Städte Lome, Atakpame, Palime, Kpando sind Sammelpunkte für die verschiedensten und verschiedenartigsten Elemente, und auf den Straßen und Eisenbahnen fluktuiert

der Verkehr mindestens ebenso lebhaft wie im Vaterlande daheim. Selbstverständlich haben die europäischen Regierungen auch Post, Telegraph und Telephon ins Land gebracht, und auch diese modernen Verkehrsmittel finden bei den Eingeborenen lebhaftesten Zuspruch. Es wäre interessant, wenn einmal festgestellt werden könnte, welcher Prozentsatz des Postverkehrs auf die weiße und welcher auf die eingeborene Bevölkerung kommt.

Als berechtigtes Äquivalent dafür, was die deutsche Regierung dem Lande gibt, fordert sie von den Eingeborenen Steuer, teils in Form von Arbeit, teils in Form von Geldzahlung, und zwar verschieden im Innern und an der Küste. Im Innern ist der Steuersatz auf sechs Mark Geld oder zwölf Tage Arbeit für jeden erwachsenen Mann angesetzt, an der Küste konnte die Geldsteuer bereits nach dem Einkommen abgestuft werden. Es ist ein Zeichen für den wachsenden Wohlstand der Kolonie, daß für das Jahr 1909 allein die Summe von 300 000 Mark als Mehrertrag aus der Geldsteuer im Etat vorgesehen werden konnte. Steuern zahlt niemand gern. Dennoch scheint bei den Eingeborenen die Tendenz zu herrschen: lieber zahlen als arbeiten, wenn irgend möglich keins von beiden. Doch kommen die Steuern tatsächlich ein, und die Regierung versteht es, durch immer neue Kontrolle die Drückeberger herauszufinden und entsprechend zu bestrafen. — Im englischen Gebiet kennt man die Kopfsteuer nicht, die Regierung weiß sich aber durch vielerlei andere Abgaben, z. B. Besteuerung der auf dem Volta verkehrenden Schiffe und Kähne, schadlos zu halten.

Eine Verschiedenheit in der Behandlung der Eingeborenen scheint mir wie bei der Stellung zu den Häuptlingen so auch in der Rechtsprechung zwischen der englischen und der deutschen Praxis vorzuliegen. Während es im deutschen Gebiet als selbstverständlich gilt, daß der Weiße dem Eingeborenen vorgeht, hat man im englischen Gebiet das Empfinden, als ob die Eingeborenen mindestens als gleichgestellt gelten, und das wirkt auf ihren Charakter nicht immer günstig ein.

Noch in einer Beziehung ist, wie mir scheint, die deutsche Kolonie der britischen weit voraus, und das ist der Kampf gegen die in Togo grassierenden Seuchen, vor allem Lepra und Schlafkrankheit, sodann Malaria, Dysenterie, aber wo es not ist, auch Pest, Gelbfieber u. a.

Die Krankheitsnot der Eingeborenen schreit ja um Hilfe. Aber vielfach kann die Hilfe nur gegeben werden, wenn die Regierung mit ihrer Autorität eingreift, besonders beim Kampfe gegen Lepra und Schlafkrankheit. Wenn dieses Eingreifen von einzelnen auch nicht immer verstanden wird, im ganzen bahnt sich bei den Leuten doch die Erkenntnis an, daß die Regierung es mit ihren ärztlichen Geboten gut meint, und sie fügen sich und sind dankbar.

Friede im Lande, strenge aber gerechte Regierung, Wege, Eisenbahnen und alle Erleichterungen des modernen Verkehrs, ärztliche Hilfe — das sind die wesentlichsten Vorteile, die die Kolonialregierungen ihren Kolonien gebracht haben, und die Grundbedingungen, auf denen eine zweite Macht ihre Kulturarbeit aufbauen konnte, der Handel.

Wer die Geschichte der Norddeutschen Mission kennt, weiß, welche eigenartige Ehe Mission und Handel in ihr einst geschlossen haben, als die Liebe zur Mission einen der Großkaufleute Bremens trieb, die Missionsfache sich ganz besonders zu eignen zu machen. Da wurde zuerst ein Missionsagent mit kaufmännischen Aufträgen betraut, dann wurde der Segler „Dahomey“, der am Mast die weiße Taube mit dem Ölweig im roten Felde führte, unter den günstigsten Bedingungen der Mission zum Transport ihrer Güter und ihrer Sendlinge zur Verfügung gestellt, und je länger je mehr zeigte sich, wie die Mission dem Handel, der Handel der Mission weiter helfen konnte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Westafrika auch andere Handelsfirmen anlockte. Heute sinds mehr als 25 europäische Firmen, die allein in Togo ihre Niederlassungen haben. An der Küste haben sie ihre Hauptfaktoreien, fast alle auch im Innern mehrere von Europäern besetzte Niederlassungen und von diesen aus erstreckt sich ein Netz von kleinen, unter der Aufsicht von Eingeborenen stehenden Verkaufs- und Einkaufsstellen bis tief ins Innere hinein, bis an die Grenze des dem europäischen Verkehr geöffneten Bezirks.

Fast alle diese Firmen, soweit sie Faktoreibetrieb haben, handeln grundsätzlich mit allem, womit sich handeln läßt. Nur wenige haben den Vertrieb von Branntwein ausgeschlossen. Infolgedessen kann man nahezu alles, was Europäer in den Tropen brauchen und was die Kauflust der Eingeborenen reizt, auch tief im Innern des Landes bereits erstehen. Baumwollstoffe, Pulver und Vorderlader sind neben dem leider viel angebotenen und viel begehrten Schnaps und neben

dem dem Neger scheinbar unentbehrlichen Tabak, soweit ich sah, die Haupthandelsgegenstände. Daneben aber kann man das Unglaublichste erstehen, Fahrräder und Grammophone, Seife und Parfüms, Konserven aller Art und europäische Werkzeuge, Zucker und Streichhölzer, Petroleum und Schmucksachen, Wellblech und Tropenhüte, Teplitzer Wasser und Sturmlaternen und vieles andere! Und die Eingeborenen zeigen eine starke Kauflust. Es verlohnt sich scheinbar sogar, daß einige besonders findige Exportfirmen Europas ihre Kataloge über ganz Südtogo verbreiten. In bezug auf Kauflust sind die Neger in der Tat, wie man so oft sagt, wie die Kinder. Was sie sehen, wollen sie besitzen, und sie verfahren dabei nach dem für den Verkäufer so günstigen, für den Käufer so ungünstigen Grundsatz: billig und schlecht. Wenn's eine Taschenuhr bereits für 5 Mark gibt, warum denn mehr ausgeben. Uhr ist Uhr, denkt der Käufer und ist enttäuscht, wenn seine Uhr nach 24 Stunden bereits versagt!

Es ist sehr schade, daß der Wettstreit der Firmen die einzelnen zwingt, wenn sie bestehen wollen, der Sucht nach dem Billigen, äußerlich Glänzenden nachzugeben, und daß die Gewinnsucht mitunter zu Angeboten verleitet, die nicht nur mit der Dummheit der Käufer rechnen, sondern noch dazu angetan sind, den Geschmack der Leute systematisch zu verderben.

Auf meiner Reise nach Afrika fand ich einzelne Vertreter des Handels, denen jeglicher Idealismus verloren gegangen war, die im Handel nur ein Mittel der Selbstsucht, einen Weg, Geld zu verdienen, sahen. Ich hoffe, diese Art Kaufleute sind selten. Man braucht nur wenige Tage in Togo gereist zu sein, um zu sehen, daß der Handel trotz aller Selbstsucht, die ihm notwendig innewohnt, zur Erziehung der Eingeborenen ein ganz wesentliches Stück mithilft und sich dadurch als ein sehr bedeutsamer Kulturfaktor erweist. Sobald die Kauflust rege ist, stellt sich das Bedürfnis ein, die eigene Kaufkraft zu stärken: der Eingeborene sucht Arbeit, durch die er Geld verdienen kann, oder beginnt Werte zu schaffen, die ihm Geld einbringen. Daher finden sich unter den Arbeitern am Bahnbau von Lome nach Atakpame so viel Freiwillige, daher steigt der Ertrag der von Eingeborenen auf eigenen Farmen gezogenen Baumwolle, des Mais und Kakaos von Jahr zu Jahr. Das wird einem auf der Goldküste überraschend deutlich, wo Lastautomobile zu Hilfe genommen werden müssen, um

den wesentlich von Eingeborenen gezogenen Kakao an die Küste zu bringen, weil die Tausende von rollenden Fässern, die diese Dienste leisten, bei weitem nicht mehr ausreichen.

Wenn der Volkswohlstand sowohl auf der Goldküste wie in Togo dauernd im Steigen ist, so ist das neben der Friede bringenden und Wege anlegenden Regierung in erster Linie dem unerschrocken und unermüdtlich vordringenden Handel zu danken.

Ein dritter Machtfaktor neben der Kolonialregierung und dem Handel ist wenigstens für Togo die katholische Mission, die von der Gesellschaft des göttlichen Wortes in Steyl mit Ausbietung großer Kraft unter mancherlei Opfern betrieben wird. Da es der katholischen Mission an Personal und Mitteln nicht fehlt, sie vielmehr an ihren Ordensleuten und ihren Schwestern einen wohl disziplinierten, zum großen Teil begeisterten und hingebenden, überaus beweglichen Arbeiterstab hat, bedeutet ihr Eindringen in das von uns seit mehr als 60 Jahren erschlossene Hinterland für uns eine sehr bemerkbare Erschwerung der Arbeit, und der Überblick über die auf unserm Missionsfelde wirksamen Kräfte würde unvollständig bleiben, wenn wir ihrer nicht gedenken wollten.

Wenn man die am Ewepolk erzieherisch arbeitenden Faktoren in ihrer Wirkung auf die Volksseele mißt, so steht hinter der Regierung die Macht der Waffen und das streng, aber gerecht geübte Ansehen der gewalthabenden Obrigkeit, hinter dem Handel die Macht des Geldes und der Reiz der überlegenen europäischen Kultur, und hinter der katholischen Kirche ein in Jahrhunderten bewährtes Organisationsgeschick und ein unbeschränkter Reichtum an Menschen und Mitteln. Die evangelische Mission aber trägt das Zeichen der Armut. Ihre einzige Waffe ist das lautere Evangelium, das bis heute dem einen eine Torheit, dem andern ein Ärgernis ist. Ihr kann es nicht genügen wie der Regierung an Gehorsam, wie dem Handel an Geld und Betriebsamkeit, wie zunächst der katholischen Kirche an äußerer Annahme ihres Kultus und Klerus. Sie will die Menschenseele gewinnen und unwandeln. Und es ist verständlich, daß diese Aufgabe schwieriger und verwickelter geworden ist, seit durch das Eintreten der andern Kolonisationsmächte die evangelische Mission auf ihr eigenstes und eigentlichstes Mittel, auf das Evangelium allein, angewiesen ist.

2. Allgemeine Charakteristik unserer Arbeit.

In den mehr als sechzig Jahren ihres Bestehens hat die Norddeutsche Mission das Netz ihrer Stationen über den ganzen Süden Togos ausgespannt. Von Anloga bis Agbandi, von der Atakpamestraße bis an den Volta erstreckt sich ihre Arbeit. Allerdings ist die Besetzung noch durchaus ungleichmäßig. Der mit Dörfern ziemlich reich übersäete Südosten ist noch völlig unbefetzt. Dort haben die Katholiken und die Wesleyaner allein das Feld.

Die Atakpamestraße wird durch die Einfallspforte des Landes, die Hauptstadt Lome, und durch den Endpunkt der Inlandbahn Atakpame beherrscht. Die zweite Inlandbahn führt in die Nähe der Station Agu. Alle übrigen Stationen liegen westlich von den bisher genannten, und zwar Keta, der erste Ausgangspunkt unserer Mission, ganz im Süden, Ho in der Tiefebene zwischen dem Togogebirge und der Bahn nach Palime, Umedzowe auf dem Bergzuge selbst, Akpafu hinter den Bergen auf einem Hügelrücken der Kpando-Akunya-Boem-Landschaft und endlich Peki westlich von Ho im Pefital. Um diese acht Hauptstationen zieht sich ein mehr oder weniger dichtes Netz von jetzt 155 Außenstationen. Das ist für das ganze Land noch nicht viel, und selbst wo die Außenstationen am dichtesten gesät sind, ist noch Raum für weitere Ausdehnung, wieviel mehr da, wo wie im Atakpamebezirk weite, weite Strecken noch völlig unbefetzt sind.

Soweit ich sehe, wird das gesamte besetzte Feld charakterisiert durch ein starkes Entgegenkommen der Eingeborenen gegen die Mission. Wenn oben im Akposso-Kebuhochlande kleine Dörflein mit 100, 200 Einwohnern gleich zwei Schulen bauen, eine für die Katholiken, eine für uns, so ist das sicher ein Zeichen für ein Verlangen nach einem Träger westlicher Kultur. Und wenn in Kpando, in Akpafu, im Pefital, in Umedzowe, in Keta die Bevölkerung mich mit jubelnder Begeisterung einholte und begrüßte, so darf man darin eine dankbare Anerkennung dessen sehen, was die Mission dem Volke nach seinem eignen Urteil bisher gebracht hat. In Anloga ermahnt der Oberhäuptling in meiner Gegenwart seine Untertanen, das Christentum anzunehmen. In Ho finden sich zum fünfzigjährigen Jubiläum der Station mehr als 40 eingeborene

Häuptlinge ein und kommen ins Gotteshaus und hören das Evangelium. In Atakpame sind die angesehensten Klerks Christen, und wenn sie auch um ihres Wandels willen ausgeschlossen sind, halten sie sich doch zur Gemeinde und bringen für sie Opfer. Sie wollen nicht mehr Heiden, sie wollen Christen sein. In Worawora, in Fessi finde ich christliche Häuptlinge. In Boem, in Kpando, in Anfoi bestürmt man mich, höhere Schulen einzurichten, in Keta, Woe, Anyako, im Pekital finde ich blühendes christliches Gemeindeleben, in Lome und auf den andern Hauptstationen entweder gesunde Ansätze dazu oder doch Männer und Frauen, die mit ihrem Christentum Ernst machen. Ich lerne eine christliche Lehrerschaft kennen mit Männern wie Aku, Besa, Paulo Tumidse, Sedode, Kwami, Kwist, vor denen man Achtung haben kann und die ihr Leben dransetzen, ihren Volksgenossen Führer zu Christo zu werden.

Neben diesem offenbaren Verlangen nach dem Christentum und der entschiedenen Hinwendung zu ihm steht auf der andern Seite, vor allem im Küstendistrikt, bei den Heiden ein ebenso deutliches Mißbehagen, daß sie noch Heiden sind. Der Ruf der Trompete, die zum Hören der Heidenpredigt einlädt, findet kaum noch Gehör. Man schämt sich, so rückständig, so wenig aufgeklärt zu sein. Wie man die europäische Kleidung angenommen hat, wenigstens die Männer, den Frauen ist ihre leichtere Tracht doch meist noch lieber, so möchte man auch in der Religion dem Europäer gleichstehen. Es ist unmodern, noch ein Heide zu sein! Deshalb drängt sich das jüngere Volk zum Christentum und die Jugend in die christlichen Schulen.

Wir würden die Situation völlig falsch verstehen, wenn wir das Streben der Heiden nach dem Christentum uns wesentlich religiös orientiert dächten. Bewußt wird es das in den allerwenigsten Fällen sein, unbewußt wird sich religiöser Einschlag oft finden, aber entscheidend ist er wahrscheinlich höchst selten. Der Neger ist fatalist. Er nimmt alles, wie es kommt, als unabänderlich hin. Für seine Vorstellung ist alles, was der Weiße bringt, eine Einheit. Und alle Weißen sind Brüder, ob sie evangelisch oder katholisch sind, ob sie ein sittenstrenges oder ein sittenloses Leben führen. Der Neger empfindet zunächst nur den Gegensatz der weißen Haut, die ihm, gerade weil sie unerreichbar ist, erstrebenswert erscheint. Mit dem

Weißer ist ihm die Kultur des Weißen unabtrennbar verbunden. Das Wunder des weißen Mannes ist ihm so groß, daß ihm an der Kultur der Weißen nichts mehr wunderbar vorkommt. Telephon und Telegraph, Eisenbahn, Photographie, Grammophon, Automobil, nichts ist ihm mehr erstaunlich. Er nimmt alles hin, weil es zum Weißen gehört, und freut sich darüber und braucht es. Sorglos sitzt er auf Eisenbahn und Auto, sicher handhabt er das Grammophon, er telegraphiert oder besser noch telephont lieber, als daß er eine Postkarte schreibe. Selbstverständlich streckt er seine Hand auch nach geringeren Dingen aus, nach Fahrrad und Luftbüchse, nach Taschenuhren und Wanduhren, kurz nach allem was er sieht. Und er merkt es sehr bald, daß der Weg zu all diesen Dingen, genauer zum Verständnis all dieser Dinge durch die Bildung der Weißen führt. Und so kommt er zu uns.

Dabei kommt uns etwas ungeheuer Wichtiges zugute. So stark es einerseits zu betonen ist, daß nicht religiöse Motive die Leute zu uns treiben, so unbedingt steht andererseits fest, daß das gesamte Denken des Negers durch und durch religiös orientiert ist. So ist's ihm selbstverständlich, daß die tiefsten Wurzeln unserer Kraft in unserer Religion liegen. Er versteht das, wenn wir es ihm sagen. Er würde es nicht verstehen, wenn es anders wäre. An uns ist es nun, diesen religiösen Einschlag im Denken unserer Schüler und Taufbewerber recht zu benutzen, damit wir erreichen, was für uns das Wichtigste ist.

Wie begegnen wir dieser Situation? Mit dem einen Evangelium, das zu aller Zeit für allerlei Menschen den einzigen Weg zur Seligkeit bildet! Die Missionsarbeit ist überall auf der Welt im wesentlichen die gleiche. Auf der Außenstation gruppiert sich das gesamte christliche Leben um die Person des Lehrers. Er ist Schulmeister, Seelsorger, Gemeindepastor, Heidenprediger, alles in einer Person. Deshalb ist auch in der Regel die Schule zugleich Kapelle oder die Kapelle zugleich Schule. Je nach Begabung und Neigung des Lehrers, je nach der Empfänglichkeit der Ortschaft wird eine jede Station ihr besonderes Gepräge tragen. Selten sind einmal zwei Lehrer, ein alter und ein junger, an einem Orte zusammen an der Arbeit, wie etwa jetzt in Anyako, aber dadurch wird die Gesamtcharakteristik nicht geändert. Auf den Hauptstationen

ist die Arbeit vielseitiger oder vielmehr in mehrere einander parallel laufende Betriebe zerlegt. Ein Generalpräses der Missionare, der vom Vorstand ernannt ist, überwacht das ganze Missionsfeld und hat weitgehende Vollmachten. Er ist in Lome stationiert. Jede Station hat notwendig eine gehobene Schule, die in der Regel einem Missionar als besondere Domäne überwiesen ist, und eine Kirche oder Kapelle. Es erscheint mir als charakteristisch für unsere Norddeutsche Mission, daß die Schularbeit so stark entwickelt ist, wenn sie darin auch hinter der Basler Mission noch um eine Stufe zurückbleibt. Ein zweites Charakteristikum unserer Arbeit sind die in Keta und Lome befindlichen Mädchenschulen und die mit Internat verbundene Mädchenanstalt in Ho. Hier sind — zum ersten Mal im Bereich der deutschen evangelischen Missionsarbeit — Diaconissen systematisch in den Betrieb der Missionsarbeit eingeordnet, Diaconissen des Hamburger Mutterhauses Bethlehem, die auch, solange sie im Missionsdienst stehen, im Verbands ihres Mutterhauses bleiben. Die ärztliche Mission ist erst im Werden. Was wir an Heiltätigkeit und Medizinverteilung üben, wird von den Missionaren nebenher geleistet.

Es scheint eine notwendige Folge der Gleichartigkeit des Missionsbetriebes zu sein, daß jede Station wie die andere aussieht. Wie man aber für unsere Arbeit und für jede einzelne Missionsgesellschaft besondere charakteristische Kennzeichen angeben kann, so im Grunde für jede einzelne Missionsstation. Und das liegt nicht nur an der Individualität der Missionare, die sich unwillkürlich auf ihre Arbeit überträgt, sondern auch an dem durch das Alter der Station, die Empfänglichkeit ihrer Bewohner, die örtliche Lage usw. geschaffenen Milieu. Jede Station hat ihr besonderes Gepräge. Das ist mir bei meiner Reise durch unser Gebiet auf jeder Station neu klar geworden. Ein aufmerksamer Beobachter des Missionsfeldes wird bald herausfinden, wie sich die Individualität eines Missionars in den ihm unterstellten eingebornen Helfern spiegelt und so bei längerer Wirksamkeit eines und desselben Missionars tatsächlich eine gewisse Übereinstimmung in seinen Außenstationen sich herausstellt und auch die Bezirke sich charakteristisch verschieden voneinander abheben.

Zuerst habe ich Keta gesehen. Keta heißt Sandkopf. Der Name erinnert daran, daß dort, wo heut die schöne, schmucke Ein-

geborenenstadt Keta liegt, vor sechs Jahrzehnten nichts anderes war als Meeresand, dazu vielleicht einige Palmen und ein paar Hütten von armseligen Fischern. Da kamen 1855 unsere Missionare nach Keta und bauten auf diesem Sandkopfe ein Haus, das trotz des wehenden Flugsandes dort dennoch auf Felsen gegründet ist. Sie begannen die Missionsarbeit. Und durch sie ist Keta zu dem geworden, was es heute ist, zu einer schönen Stadt mit vielen Häusern, geraden Straßen und einem weiten Marktplatz. Der Marktplatz wurde das Zentrum des Handels. Salz von der Lagune, getrocknete Fische, Landeskleider, Kokosnüsse — das mögen die ersten Handelsartikel gewesen sein. Der Handel nahm einen erfreulichen Aufschwung. Deutsche Kaufleute, denen später andere Nationen folgten, brachten die Erzeugnisse deutscher Kultur. Und die Missionare predigten das Evangelium und sammelten mit viel Geduld und Entfagung eine Christengemeinde. So wurde Keta beides, einer der wichtigsten Handelsplätze Westafrikas, an dem seit 1867 regelmäßig englische Handelsschiffe vor Anker gingen, und Ausgangs- und Stützpunkt unserer Arbeit. Da kam vor 25 Jahren die deutsche Regierung und nahm Togo unter ihre Schutzherrschaft. Nur Keta mit seinem Hinterland blieb englisch. Den blühenden Handelsplatz wollte England nicht hergeben — und das war für Keta und seinen Handel ein schwerer Schaden. Denn sobald mit deutscher Energie die Landungsbrücke in Lome gebaut war, verlor die See von Keta ihre Bedeutung. Der Streifen östlich des Volta hat seitdem wirtschaftlich längst nicht mehr die Bedeutung von vordem. Vergebens hat die englische Regierung versucht, durch Zollerleichterungen dem Handel Ketas wieder aufzuhelfen. Keta kann sich mit Lome im deutschen, mit Accra im englischen Gebiet nicht mehr messen.

Missionsmittelpunkt aber blieb Keta, und ich glaube, für die Missionsarbeit wurde diese Entwicklung zum Segen. Nun liegt Keta seitab vom großen Verkehr als eine stille Stadt für sich — ein afrikanisches Trankebar. Die Bevölkerung, die sich in sechs Jahrzehnten in Keta niedergelassen hat, ist bodenständig geworden und hat wohl ausreichende Nahrung durch den Handel mit dem Innern, mit Lome und mit den Fischerdörfern am Strande. Und, was das Wichtigste ist, die Bevölkerung hat Vertrauen zu den Missionaren gefaßt, die Mission, und zwar unsere Norddeutsche Mission, ist die führende Macht in Keta.

Allerdings versucht die katholische Mission, die im Westen der Stadt ein umfangreiches Anwesen hat, uns unsere Stellung mit allen Mitteln streitig zu machen, und sie wird darin von der Sekte der Zionisten unterstützt; dadurch bekommt das Missionsleben Ketas mitunter recht unerfreuliche Züge. Aber ich durfte mich doch überzeugen, daß unser Anwesen in Keta, aus drei Gehöften, dem Uwedomehaus, dem Wutahaus und dem Schwesternhaus bestehend, nicht umsonst im Mittelpunkt der Stadt liegt.

Ohne Frage verdanken wir unsere Stellung in Keta vor allem dem Eifer, den unsere Missionare auf die Entwicklung der Schulen gelegt haben. Es war für Deutsche keine leichte Aufgabe, den hochgespannten Forderungen der britischen Regierung nachzukommen, um die Anerkennung einer staatlichen Unterstützung zu erlangen. Aber deutsche Energie und Gründlichkeit haben die Schwierigkeiten überwunden und ein bis zum siebenten Standard führendes Schulsystem geschaffen, das Jahr für Jahr wieder das Lob des Regierungsschulinspektors erhält und verdient. Da werden die Knaben in zwölf Schuljahren mit einer meines Erachtens viel zu weit führenden englischen Volksschulbildung beglückt, die sie in den Stand setzt, sofort nach Verlassen der Schule, selbst mit staatlicher Genehmigung, als pupil teacher Unterricht zu erteilen. Die von den Schwestern geleitete und mit einem Kindergarten verbundene Mädchenschule führt nur bis zum dritten Standard, aber auch das ist, wie ich glaube, zu viel und unsere Schwestern könnten mehr erreichen, wenn sie sich lediglich als Erzieherinnen ansehen dürften und nicht so hohe Wissenschaft treiben müßten.

Dem Blühen des Schullebens in Keta entspricht ein reges Gemeindeleben und eine das Netz weithin auswerfende Missionstätigkeit. Die Gemeinde in Keta steht unter Aufsicht und Leitung des Stationsmissionars, dem ein Katechist und einige Älteste sowie die sogenannten Gemeindemütter zur Seite stehen. Mit dem Katechisten teilen sich die Lehrer in die Predigtstätigkeit, die Ältesten und Gemeindemütter in die seelsorgerische Bewachung und Beratung der Gemeinde. Erfreuliche Anfänge sind mit der Sammlung von Vereinen gemacht. Ein christlicher Verein junger Männer, ein Jungfrauenverein, ein Schulverein sind dafür Zeugen. Und die finanziellen Leistungen deuten darauf hin, daß das Ziel der Selbsterhaltung in absehbarer Zeit erreicht sein dürfte.

Obwohl Keta das eigentliche Zentrum der Missionsarbeit war, ist das Missionieren von jeher hier eigentümlich erschwert gewesen infolge der Lage Ketas auf dem schmalen Sandstreifen zwischen der Lagune und dem Meere. Infolgedessen bilden die Außenstationen von Keta eine lange Kette, es sind die Stranddörfer auf der Sandnehrung von Atofo bis Adina. Das Klima, schwierige Erreichbarkeit und missionarische Unfruchtbarkeit machten die alte Hauptstation Anyako am Nordrande der Lagune lange Zeit zu einem Stiefkinde, bis jetzt endlich ein frischer Wind dort eingesetzt hat und nun die Missionsarbeit von dort aus wieder ins Hinterland von Keta überzugreifen beginnt.

So bietet Keta den Anblick einer blühenden Missionsstation. Nur ist leider das Klima dort zwischen Meer und Lagune recht erschlaffend und die Moskitenplage und damit die Fiebergefahr zu Zeiten unerträglich. Erst neuerdings nimmt sich die britische Regierung der Stadt und des Bezirkes an und sorgt für Wege und sanitäre Maßnahmen. Und es zeigt sich schon jetzt, wie das der Missionsarbeit zugute kommt.

Der Übergang von Keta nach Lome ist der Übergang aus einer stillen, bescheidenen Provinzialstadt in eine schöne, blühende Handels- und Residenzstadt. Hier kann die Mission gar nicht daran denken, es an Ansehen mit den Großmächten, Regierung und Handel, aufzunehmen, ja selbst gegenüber der Machtentfaltung der katholischen Missionsarbeit haben unsere Brüder einen schweren Stand.

Wir hatten in Lome, als ich dort weilte, drei Häuser und unsere prächtige Christuskirche, die mir leider nicht hoch genug steht und infolgedessen nicht so wirkt, wie sie wohl sollte. Aber was war in den drei Missionshäusern alles zusammengedrängt! In dem einen war die Hauptkasse, die Spedition der ein- und auslaufenden Güter und eine kleine Buchhandlung im Unterstock. Im Oberstock mit fünf Zimmern mußten fünf Menschen — zwei Ehepaare und der Stationsmissionar — wohnen. Im zweiten Hause befand sich die Knabenschule im Unterstock und im Oberstock die Wohnung des Präses und des Schulleiters. Im dritten Hause waren die Schwestern mit der Mädchenschule untergebracht. So herrschte nicht nur überall eine drangvoll fürchterliche Enge, sondern es war auch äußerlich kundgetan, wie unsere Arbeit bescheiden und in aller Stille getan

wird. Zwei Privathäuser mußten gleichzeitig als Schule dienen und im dritten wußte man nicht, wo man unten die Sachen alle lassen sollte! Es ist deshalb mit der größten Freude zu begrüßen, daß es uns infolge tatkräftigster Unterstützung durch unsere Freunde möglich gemacht worden ist, im Innern der Stadt ein einheitliches Schulgrundstück für die Knabenschule mit den nötigsten Wohnräumen und einem größeren Versammlungs-saal auszubauen und dadurch den Betrieb wesentlich zu erleichtern.

Regierung und Handel beherrschen das Leben in Lome, und die Mission ordnet sich in dies Leben mit derselben Unauffälligkeit ein, wie die Innere Mission in das Getriebe irgend einer deutschen Großstadt. Unsere Schulen werden fast ausschließlich von Stadtkindern besucht, die nur zum Unterricht kommen, vorausgesetzt, daß ihre Beschäftigung ihnen Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit erlaubt, und dann wieder ihre Wege gehen — unkontrolliert, ja vielleicht unkontrollierbar. Dadurch wird der erzieherische Wert des Unterrichts leider stark heruntergezogen und es gibt keine Möglichkeit, das zu ändern. Ebenso leidet das Gemeindeleben unter dem Fluktuieren der Großstadt. Aller Unterricht an Konfirmanden und Katechumenen muß entweder in der Morgenfrühe oder spät am Tage erteilt werden. Eigentliche Heidenpredigt ist tagsüber nahezu unmöglich. Niemand hätte Zeit, sie zu hören; die Leute sind ja von früh um 6 Uhr an alle teils in den Faktoreien, teils in den Werkstätten und Geschäftsräumen, teils auf dem Markt beschäftigt.

Lome ist eine junge Stadt. Die Leute sind von überallher zugezogen. Eigentlich ansässige Bevölkerung gibt es nicht. Und die sich in Lome niederlassen, kommen, um zu verdienen, entweder indem sie Handel treiben oder indem sie ihre „höhere Bildung“ verwerten und eine Anstellung suchen. Auch das wirkt auf die Missionsarbeit nicht günstig ein. Es macht die Leute der Mission gegenüber zurückhaltend, verschlossen, unzugänglich.

Natürlich entfaltet die katholische Mission in Lome eine sehr eifrige Propaganda. Das macht die Arbeit unbequem, weil der Kreis der für Schularbeit und religiöse Beeinflussung Zugänglichen immer nur beschränkt ist und Reibungen deshalb nicht ausbleiben können, aber es hat doch andrerseits offenbar sein Gutes, nicht nur, weil es den Eifer wach erhält, sondern auch weil es die jungen Christen

lehrt, sich ihres Glaubens bewußt zu werden und mit der Tat für ihn einzutreten.

Noch zweierlei kommt hinzu, was die Missionsarbeit in Lome schwierig macht. Das eine ist die eigentümliche Zusammensetzung der Gemeinde. Da sind Christen aus unsern alten Gebieten, die schon als Kinder getauft sind, und eben aus dem Heidentum Übergetretene, Leute, die eine ganz bestimmte christliche Erkenntnis haben, und Unmündige. In der zweiten Generation einer Missionsgemeinde kann man sehr oft zwei Richtungen finden: die alten, die die Zügellosigkeit der Jugend durch strenge Gesetze einengen und so die Heiligkeit der Gemeinde wahren wollen, und die Jungen, die Fortschritt sehen, daher die Pforten der Gemeinde weit gemacht, die Eintrittsbedingungen erleichtert, die Strafbestimmungen abgeschwächt haben möchten. Das gibt in der Einzelseelsorge oft ganz eigenartige Schwierigkeiten, weil beide Parteien eine Seite der göttlichen Wahrheit vertreten und darum beide in gewissem Sinne berechnigte Forderungen stellen. Da muß der Stationsmissionar viel Weisheit haben, um beiden Richtungen gerecht zu werden. Und so ist's in Lome. Zweitens sehen die Christen neben ihrer Gemeinde das Leben einer weißen Christengemeinde, einige, die den Gottesdienst besuchen, viele, die ihn nicht besuchen, einige, die Gotteswort zur Richtschnur ihres Lebens machen, viele, die so leben — nun, wie die meisten sogenannten Christen in der Heimat auch. Und nun kommt das, was den Christen auffällt: die Eingebornengemeinde steht unter scharfer Kirchenzucht und die Europäergemeinde nicht. Und sie können es schlechterdings nicht begreifen, daß die werdende Gemeinde nicht ohne Kirchenzucht sein kann, während die gewordene Gemeinde durch Kirchenzucht geradezu auseinander gesprengt werden würde. Unter diesen Umständen gestaltet sich Missionsbetrieb und Gemeindeleitung in jeder Stadt, wo eine Missionsgemeinde neben einer Europäergemeinde steht, äußerst kompliziert. Und das macht sich in Lome bereits geltend. Ich darf allerdings hinzufügen, daß, soweit ich sehen kann, sich die Europäer in Togo nicht nur als überlegene Rasse fühlen, sondern sich auch ihrer Erzieherpflicht bewußt geworden sind. Immerhin liegt hier eine Schwierigkeit, die zu mancherlei Problemen führt.

Trotz aller Schwierigkeiten des Missionsbetriebes zeigt Lome ein erstaunlich frisches Gemeindeleben, und das ist die Frucht der

sechzigjährigen Missionsarbeit an der Küste und im Innern und wird dadurch begünstigt, daß die deutsche Regierung sich bemüht, alle die Elemente aus Lome fernzuhalten, die sonst in den Hafensstädten des Weltverkehrs ihr Gift verspritzen und dadurch die Missionsaufgabe so unerquicklich und undankbar machen.

Von Lome kam ich nach Atakpame, einem Riesendistrikt von 140 Kilometern Länge und 100 Kilometern Breite mit der gleichnamigen Hauptstation.

Schon an der äußeren Anlage der Station erkennt man, daß Atakpame unser jüngstes Kind ist. Da fehlt im Grunde noch alles, was zu einer Hauptstation gehört. Nur ein kleines, neues, blitzsauberes Wohnhaus schaut freundlich von der Ansgarihöhe auf die Stadt hinunter. Und unten am Hügel liegt ein kleines Lehrerhaus und ein größerer Schulraum, der alles in allem sein muß: Schule, Kapelle, Versammlungsraum u. s. f. Auch dem Garten und den Wegen sieht man es an, daß alles eben erst aus der Wildnis herausgearbeitet worden ist. Und wie auf der Hauptstation, so ist's auf den meisten Außenstationen. Wie man hier noch von der Kultur unberührte Landschaft findet, Wege von echt afrikanischer Ursprünglichkeit, Quartiere von spartanischer Einfachheit, so auch Außenstationen, wo eine dürftige Negerhütte Lehrerwohnung, Kirche und Schule zugleich ist. Es bedeutet schon einen guten Schritt vorwärts, wenn der Unterricht auf freier Dorfstraße unter einem flüchtig errichteten Palmdach gehalten werden kann, und geradezu eine Ausnahme, wenn man einmal ein gut angelegtes und fertig ausgebautes Schulgehöft findet, wie in Gobe und in Kunyowu.

Dem entsprechend sind auch die Gemeinden noch in den ersten Anfängen. Zwar zählt die Station Atakpame bereits eine stattliche Zahl Gottesdienstbesucher, und die meisten unter ihnen sind getaufte Christen, aber nur wenige sind volle Glieder und berechtigt, zum Tisch des Herrn zu gehen. Die meisten sind Vorsteher von Faktoreiniederlassungen, Leute, denen viel anvertraut ist und die deshalb sehr viel verdienen. Aber so leicht sie ihr Geld einnehmen, so leichtsinnig geben sie es aus. Ihr Leben entspricht nicht dem, was wir von unsern Christen fordern. Sie suchen es in ihrer äußeren Lebenshaltung den Europäern gleich zu tun, haben europäisch ausgestattete Wohnungen, tragen europäische Kleider und würden es sich zur

Ehre schätzen, wenn sie uns in europäischer Weise bewirten dürften. Sie haben auch, da sie Christen sein wollen, viel Geld für die Gemeinde und für die Mission übrig, aber sie können den heidnischen Wandel nach väterlicher Weise nicht lassen. So gehörte damals zur Abendmahlsgemeinde in Atakpame neben einer Reihe von Frauen nur ein Mann. Und ebenso steht es auf den Außenstationen. Damit für unsere Lehrer, die einsam auf Vorposten stehen, nicht besonders das heilige Abendmahl ausgeteilt werden muß, empfangen sie es miteinander nach der Lehrerkonferenz im Studierzimmer des Missionars, ein Notbehelf, der deutlich zeigt, wie wir hier noch in den Anfängen stehen. Daher gibt es hier auch noch keine Ältesten. Lehrer und Missionare sind die Träger der Arbeit, bis ihnen der erste Täufling zur Seite tritt, der dann der Regel nach die Obliegenheiten eines Ältesten auf sich nimmt.

Aber da die Leute hier der Mehrzahl nach nicht Ewe sprechen, sondern einen Norubadialekt, und da sie teils einen sehr zurückhaltenden Bauernstand, teils eine den höchsten Dingen abgewandte Handelsbevölkerung bilden, ist die Missionsarbeit in der Stadt Atakpame recht mühsam und es kann nur sehr allmählich vorwärts gehen. Um so mehr freute ich mich in der Umgegend von Atakpame auf meiner Reise über manches Zeichen freundlichen Entgegenkommens, das beweist, daß die junge Arbeit dort zu ihrer Zeit auch ihre Früchte tragen wird.

Wieder in eine andre Welt versetzt uns die wundervoll am Aguberge gelegene Agu-Station, die wie eine Königin die weite Ebene beherrscht.

Die Missionsarbeit ist hier 3. T. schon zehn Jahre alt und älter, und das will bei der erstaunlich raschen Entwicklung Togos schon etwas bedeuten. Infolgedessen ist die Station auch bereits ausgebaut. Sie hat nicht nur ihr schönes, großes Missionshaus, sondern dazu ein geräumiges Schulgebäude und seit kurzem eine freundliche, weite Kapelle. Die Kapelle liegt auf halbem Wege zwischen dem Christendorf und der höher gelegenen Missionsstation. Dazwischen ist viel schöner freier Platz, der einigen Kühen ausreichende Weide bietet, ein für Südtogo seltener Anblick! Trotzdem der Weg vom Christendorf unten bis zur Missionsstation oben ziemlich weit ist, wird die Veranda nicht so leicht leer. Von allen

Seiten kommen die Leute mit ihren Anliegen. Wunden heilen, Streit schlichten, Schulbücher verkaufen, Rat geben, alles, alles soll der Missionar. Wehe dem, der da schnell die Geduld verliert. Er hielt es in dem Getriebe nicht lange aus.

Schon an diesem Getriebe merkt man, daß Agu eine ältere Station ist. Immerhin steht die Bildung der Gemeinden noch in den ersten Anfängen. Das Ältestenamtsamt ist meist noch nicht eingeführt. Zum Teil hatten die Dörfer eben erst ihre Erstlingstaufen und das Heidentum zeigte seine Macht noch auf mancherlei, nicht schöne Weise. Die Bildung von Gemeinde- und Schulplantagen auf den Außenstationen ist erst im Werden.

Nur eine Gefahr droht der Station. Ihr Vorzug wird zu ihrem Nachteil. Uwegame, die nächste Bahnstation, liegt nur 6 Kilometer ab, und Palime, der Endpunkt der Bahn, ein Knotenpunkt für den Handelsverkehr, mit der nahen Regierungsstation Misahöhe ist in zwei bis drei Stunden zu erreichen. So ist Agu der Küste und dem Verkehre nahe gerückt, aber leider sind damit auch die Schattenseiten der Küste und des Verkehrs, allerhand Verführungen zur Sünde, zu Geldgier und zu schlimmeren Dingen, den Aguleuten nahe gerückt, ganz abgesehen davon, daß die größeren Erwerbsmöglichkeiten die Schüler aus dem abgelegenen, fruchtbarmen Agu fortlocken und so Zahl und Charakter der Schüler herabzusetzen drohen.

Hängt es an der Persönlichkeit des Stationsmissionars oder ist es ein charakteristisches Stadium der Entwicklung — jedenfalls scheinen mir Utafpame und Agu dadurch grundverschieden von Keta und Lome, daß sich dort an der Küste selbständige Gemeinden befinden, mit deren Selbständigkeitsstreben man rechnen muß, daß dort also die Mission gleichsam zu einer Macht im Volksleben geworden ist, während in Agu und Utafpame alles auf der Person des Missionars ruht. Und dabei darf man vielleicht noch Agu von Utafpame unterscheiden — in Utafpame hat der Missionar sich und seiner Sache erst eine Stellung zu erringen, am Agu ist das bereits geschehen, aber der Schwerpunkt liegt offensichtlich noch in dem Träger der Arbeit.

Und nun nach Ho, der einzigen Inlandstation in der Ebene, der Station mit ihrer mustergültigen Anlage und ihrer fünfzigjährigen Geschichte. Wie stellt sich dort das Missionsleben dar?

Es hatte etwas Tragisches, daß die Berichte über Ho in den letzten Jahren so wenig hoffnungsfreudig klangen. Die Mutter unsrer Inlandstationen, die einst Zeugin eines blühenden Missionslebens gewesen war, von der aus sich Peki, Umedzowe und Agu zu selbständigen Stationsbezirken entwickelt hatten, die Station, der einer unserer tüchtigsten Missionare mehr als zwei Jahrzehnte seines Lebens und seiner Erfahrung gewidmet hatte, lange Zeit ein Gegenstand der Sorge, ja der Trauer! Hier die Klage, die Kirchenältesten ließen es an einem rechten christlichen Wandel fehlen, dort die Tatsache, daß die katholische Mission in das alte Stationsgebiet eindrang, und gleich darauf die andere, daß nach fünfzigjähriger Missionsarbeit die Heiden anfangen, ihre Götzenbilder wieder aufzurichten.

Woher das alles? Lag es an der Predigt, der frische und Kraft gefehlt hat? Waren unsere Brüder etwa lau und lässig? Oder lag es am Hostamm, daß er unempfänglicher, stumpfer, härter war als die übrigen Eweer? Oder war die Abgelegenheit der Station schuld, daß die Anregungen fehlen, die das Hereindringen der europäischen Kultur nach Afrika in Lome, in Keta, in Utafpame, ja selbst am Agu mit sich bringt?

Dergleichen hat wohl mitgesprochen. Die Hauptschuld suche ich aber wo anders. Denn neben den Ältesten, die ihre Pflicht nicht tun, stehen andere — wie der alte Cornelio — die wir als unsere besten rühmen müssen. Und in zehn Jahren entartet ein Volksstamm nicht von geistiger Regsamkeit zu stumpfer Unempfänglichkeit. Aus der Welt liegt Ho auch nicht. Auch dort ist Telephon und Post und Regierungsstation. Auch dort sind Faktoreien mit der bunten Schaustellung aller ihrer Waren. Und an der Predigt des Evangeliums hat es erst recht nicht gefehlt. Nein, Ho befand sich in einer Zeit, wo sich die allmähliche Loslösung von der heidnischen Tradition vollziehen mußte. Das traf zusammen mit einer Änderung der Missionspraxis. Die früher nötige Verwöhnung hörte auf. Die verwöhnten Pfleglinge verstanden das nicht und wurden unartig. Der Häuptling, ein Feind des Christentums und der Regierung, glaubte die religiösen Traditionen seiner Vorfahren wieder beleben und seinem Stamme erhalten zu müssen. Die Folge davon war ein Wiedererwachen heidnischer Sitte und heidnischen Glaubens, das auf den Zustand der Christengemeinde zurückwirkte. Mancherlei Andeutungen aber scheinen mir

darauf hinzuweisen, daß sich ein Umschwung anbahnt. Vor einigen Monaten erhielt Ho Gemeindemütter. Ihre erste Regierungstat war, zu verbieten, daß Christenfrauen Sonntags zum Kaufen oder Verkaufen auf den Markt gingen. Sie haben ihr Verbot durchgesetzt. Dann kam das Jubiläum mit der erstaunlich hohen Festgabe von mehr als dreitausend Mark und seinem schönen Schlußakkord, dem Dankbrief der Ältesten an unsern Vorstand. Der heidnische Häuptling floh, wurde abgesetzt und an seiner Stelle ein Christ gewählt! Wer die Berichte über Ho aus den letzten Jahren verfolgt, der kann diese Beispiele unschwer vermehren. Vielleicht, daß das alles und dazu der notwendig jetzt entbrennende konfessionelle Eifer die Geister vollends aufrütteln und der Mutter unserer Inlandstationen von neuem zu dem Ruhm verhelfen werden, daß von ihr das Leben weit hinausgeht in die Lande.

Völlig einzigartig unter unsern Stationen ist das im britischen Gebiet liegende Peki, wo bisher der eingeborne Pastor Mallet fast allein seines Amtes gewaltet hat und seit kurzem Missionar Freyburger tatkräftig eingreift.

Wenn irgendwo unter den Eweern Tatkraft, Ausdauer, Begabung, Begeisterungsfähigkeit zu finden ist, dann unter den Pekiern. Daß sie daneben einen sehr stark ausgeprägten Eigenwillen und ein sich bisweilen unangenehm geltend machendes Selbstbewußtsein haben, ist kein Wunder. Gerade bei solchen Charakteranlagen, bei den mannigfachen Beweisen selbständigen Vorgehens und bei der völligen Abgeschlossenheit dieser Station von unserm ganzen übrigen Gebiet ist's eine Beruhigung, daß jetzt das Auge eines tüchtigen Missionars über Peki wacht. Aus den Leuten kann, wenn sie recht erzogen werden, etwas Tüchtiges werden. Hat doch das Pekital bereits eine Reihe unserer besten Lehrer gestellt.

Allerdings, und das ist die Kehrseite des erfreulichen Bildes, wir fangen jetzt erst an, Peki so zu versorgen, wie es sein sollte. Das Haus für Freyburger — ein von Eingebornen selbständig gebautes Haus mit schmaler Veranda und Oberstock — ist eben erst zur Europäerwohnung hergerichtet worden. Von einem Neubau am Bergesabhang hat leider abgesehen werden müssen. Infolgedessen liegt das Missionshaus in unmittelbarer Nachbarschaft des Christendorfes und der Schule. Das ist nicht sehr angenehm, aber nicht zu ändern! Weil die Arbeit hier im britischen Gebiet geschieht, muß

der Schulbetrieb wieder englisch sein, und weil es sich darum handelt, eine bisher uneingeschränkte Freiheit zu zügeln, muß der Missionar viel Weisheit zeigen. Es ist ja eine eigenartige, vielleicht „einzigartige“ Konstellation, daß unser ältestes Gebiet unsere jüngste Station geworden ist und sich infolgedessen hier fertiges neben Unfertigem, Gewordenes neben neu zu Beginnendem hart nebeneinander findet.

Die Bevölkerung im Akpafu-Bezirk ist der im Pekital in mancher Beziehung verwandt. Dieselbe Tatkraft, dieselbe Ausdauer, dieselbe Begeisterungsfähigkeit, aber auch dieselbe Sucht zu prunken und zu glänzen kann man hier beobachten. Aber sonst sind die Unterschiede auffallender als das Gemeinsame. Dort ein enges Tal, hier eine weite, von einem Bergrücken durchzogene Ebene. Dort engbevölkerte Gegend mit vielen Dörfern, hier weite, menschenleere Distrikte. Dort über allem der Zug fröhlichen Lebens, hier überall eine gewisse Schwermut, dort einheitliches Sprachgebiet, hier Sprachzerrissenheit fast von Dorf zu Dorf sich geltend machend.

Akpafu ist ein Herd der Schlafkrankheit, einer furchtbaren, fehllos mit dem Tode endenden Seuche. Und manche verfallene Hütte in den Boëmdörfern und manche Klage aus dem Munde der Leute gibt Zeugnis von der Furchtbarkeit dieser Geißel, der gegenüber menschliche Weisheit noch kaum etwas auszurichten vermag. Akpafu ist ferner altes Basler Missionsgebiet. Worawora war einst Sitz des eingebornen Basler Missionars Clerk, der mit seiner Tüchtigkeit und Liebe dort viel guten Samen ausgestreut hat. Vor acht Jahren wurde die Übergabe dieses Gebietes an unsere Mission angeregt, und seit wenig Jahren ist sie vollendete Tatsache. Seitdem ist Akpafu und Boëm unser. Akpafu ist unsere zweitjüngste Station.

Man merkt das eigentlich nur daran, daß wir dort noch keine Kapelle haben. Alle andern Gebäude sind von den fleißigen Missionaren unter kräftigster Hilfe der Akpafuleute und der Akpafuschüler bereits hergestellt, und schon sieht man neben der Heidenstadt eine hübsche ordentliche Christenansiedelung zum Zeugnis, daß hier nach kurzer Saatzeit die ersten Erntefreuden bereits einsetzen. Dazu hat die grundlegende Arbeit der Basler Mission viel beigetragen. Wir finden konstituierte Gemeinden, bewährte Älteste, erprobte Christen und Christinnen. Die Stellung des Missionars ist der am Ugu zu vergleichen, die Stellung des Christentums zum Heidentum ähnlich

wie im Utafpanebezirk. Das ganze Gebiet macht den Eindruck hoffnungsfreudiger Entwicklung.

Und was gibt endlich dem Umedzowe-Bezirk, der Umedzowe-Station ihre Eigenart?

Für die Station ist es nicht schwer zu sagen. Sie ist mit ihrer Welteinsamkeit wie geschaffen für das Seminar, das wir dort haben. Da bleiben den jungen Leuten alle Zerstreuungen des Weltlebens fern. Alles ladet ein zur Sammlung, zur Arbeit; hier können Menschen werden, die geschickt sind, Gottes Reich zu bauen. Es herrscht ein prachtwoll fröhliches Leben dort oben unter den kleinen und großen Schülern, und jeden, der in Umedzowe gewesen ist, zieht es dorthin wieder zurück. Was dort in den sehr einfachen Seminar-Klassen hineingesät wird in die Herzen der jungen Lehrer, das trägt draußen in der Arbeit seine Frucht. So ist Umedzowe das Herz unserer Arbeit, dessen Pulsschlag sich überall fühlbar macht und das doch ganz in der Stille arbeitet.

Die Gemeinde in Umedzowe ist klein und die Arbeit an ihr tritt infolgedessen hinter der Arbeit der Schule und des Seminars ein wenig in den Hintergrund. Es scheint, als ob die zunächst erreichbaren Kreise — man beobachtet dort wie überall in der Heidenwelt, daß das Christentum einzelne Familien faßt und nach Familien vorgeht — erreicht worden seien, so daß die eigentliche Missionsarbeit an einem gewissen natürlichen und notwendigen Ruhepunkt angelangt ist.

Um so frischer, anregender, aber auch anstrengender ist das Leben im großen Stationsbezirk diesseits und jenseits des Dayiflusses. Er umfaßt — darin dem Agubezirk ähnlich — weltentlegene, schwer zugängliche Gebirgsdörfer und weite, gutbevölkerte Ebenen. Die Bevölkerung ist — das erinnert an Akpafu — sprachlich nicht einheitlich und zu einem großen Teile von der Goldküste her beeinflusst. Früher stand fast der ganze Bezirk unter britischer Herrschaft. Infolgedessen spricht noch heute ein Teil der Lehrer geläufiger Englisch als Deutsch. Die evangelische Mission, so stark ihre Wirkung auch durch eine katholische Gegenmission beeinträchtigt wird, hat doch den Vorzug größeren Alters. Infolgedessen ist sie tiefer eingewurzelt und steht bei den Eingebornen hoch im Ansehen. Nur gilt von diesem Bezirk mehr noch als von den andern, daß die europäische

Besetzung völlig unzureichend ist. Der große Vorzug einer gesunden Lage der Hauptstation wird durch die Abgelegenheit und die dadurch verursachte Erschwerung der missionarischen Arbeit fast aufgewogen. Doch merkt man auch im Amedzowebezirk, daß auf seiner Hauptstation das Herz unserer Arbeit schlägt, daß dort das Seminar sich befindet. Wie aus dem Distrikt die meisten Seminaranwärter kommen, so fließen in ihn die tüchtigsten mit einer gewissen Notwendigkeit zurück, und das gibt der Arbeit dort etwas Gesundes und Stetiges, was sich überall erfreulich geltend macht.

Ich habe hier darauf verzichtet, die äußere charakteristische Verschiedenheit der Stationen genau zu zeichnen. Äußeres kann wohl die Arbeit erleichtern oder erschweren, aber es führt in der Regel nicht auf Probleme. Die Probleme unserer Arbeit aber würden unverständlich bleiben, ohne den Versuch, mit wenig Strichen die innere Struktur jedes einzelnen Stationsgebietes und des gesamten Arbeitsfeldes zu zeichnen.

3. Der bisherige Erfolg unserer Arbeit.

Weiter ist es zum Verständnis unserer Arbeit und ihrer Probleme nötig, wenigstens versuchsweise über den bisherigen Erfolg unserer Arbeit Rechenschaft abzulegen. Ich sage versuchsweise, denn ich bin mir bewußt, daß es sich hier um eine äußerst schwierige Aufgabe handelt. Missionserfolg im höchsten Sinne ist etwas Innerliches, Unwägbares, das sich jeder menschlichen Beurteilung entzieht. Wie soll man's auch wissen, ob eine Menschenseele mit dem lebendigen Gott in Berührung gekommen ist? Es mag manchen Missionserfolg geben, den man nicht feststellen kann, und manchen Mißerfolg, der fälschlich als Erfolg gewertet wird.

Ein zweites Moment kommt erschwerend dazu. Es ist nach dem ganzen Wesen der Mission als einer Trägerin europäischer Kultur unausbleiblich, daß mit der Missionsarbeit Kulturerfolge sich einstellen, die nur noch sehr lose mit dem innerlichen Kern der Missionsarbeit zusammenhängen. Darf man diese Kulturerfolge als Missionserfolge werten? Oder wird man ungerecht, indem man es tut? Zudem ist die Mission nicht die einzige Kulturmacht in Togo. Sie teilt sich in diese Ehre mit Faktoren, denen äußerlich

glänzende, imponierende Mittel zur Verfügung stehen, mit der Regierung und dem Handel. Infolgedessen ist's sehr schwer abzuwägen, was auf Rechnung der Mission kommt, was auf Rechnung der Regierung und des Handels.

Drittens steht die Mission als ein menschliches Werk ohne weiteres unter dem Fluch, daß sie ihr Ziel in einzelnen Gliedern geradezu verfehlt. An dem Vorwurf, die Mission verziehe die Eingebornen, sie bilde Karikaturen, ist, wenn man alle Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit aus dem Urteil abzieht, doch nicht selten ein Körnlein Wahrheit gewesen. Es hat immer Heuchler in den Missionsgemeinden gegeben, und es mag mancher aus sehr weltlichem Anlaß Christ geworden sein! Aber das ist den Missionaren nichts Neues. Es ist vielmehr auffallend, wie eine Neigung zu pessimistischem Sehen sich oft bei tüchtigen, erprobten Missionaren findet. Und gerade weil in ihrem Urteil sich Wahrheit findet, ist das Abwägen des wirklichen Missionserfolges so unendlich schwer.

Daß endlich eine flüchtige Besuchsreise keine zureichenden Maßstäbe zur Beurteilung des Missionserfolges bietet, brauche ich nicht erst hervorzuheben. Wenn ich den Versuch dennoch wage, mir selbst und unsern Freunden ein Urteil über den Missionserfolg zu erarbeiten, so geschieht es, weil ich die Aufgabe für dringend halte und glaube, daß es auf unserm kleinen, übersichtlichen und doch ziemlich alten Missionsgebiete wenigstens möglich ist, zu beobachten, was die Mission im Volksganzen heute bedeutet und wie die Heidenchristenheit in unsern Gemeinden gegenwärtig zu werten ist.

Eine greifbare Handhabe zur Beurteilung der Stellung der Mission zum Volksganzen bietet die übliche Missionsstatistik. Wir zählten am 1. Januar 1911 8 Haupt- und 153 Nebenstationen in einem Flächenraum von annähernd 180 km Breite und 200 km Länge, also auf 36000 Quadratkilometer. Es kommt danach auf 300 Quadratkilometer eine Station oder Außenstation. Das bedeutet für ein Flächengebiet wie Lübeck oder Bremen durchschnittlich einen Verkündiger des Evangeliums oder auf einen Bezirk, etwa so groß wie das Großherzogtum Oldenburg, eine Hauptstation mit durchschnittlich zwei Missionaren. Das Verhältnis wird aber noch wesentlich ungünstiger, wenn man bedenkt, daß Ho, Amedzowe, Agu und Peki räumlich ziemlich nahe beieinander liegen, während der Bezirk

Atakpame z. B. allein ca. 14 000 Quadratkilometer umfaßt. Eine Größe von 14 000 Quadratkilometern entspricht etwa der von Elsaß-Lothringen. Und in diesem Bezirk haben wir 21 Außenstationen, so daß ein Verkündiger des Evangeliums eine Fläche von etwa 660 Quadratkilometern (= der halben Größe von Waldeck-Pyrmont) zu bereisen hat. Aus diesen Zahlen geht deutlich hervor, welche sehr bescheidene Stellung äußerlich unsere Mission im Volksganzen einnimmt.

Das Urteil wird günstiger, wenn wir auf die Zahl der Christen sehen. Unter den 300 000 Bewohnern Südtogos zählten wir am 1. Januar 1911 8274 Christen und unter diesen 3928 erwachsene Abendmahlsberechtigte. Man darf demnach sagen, daß jeder 36. Bewohner Südtogos bereits evangelisch ist, das bedeutet 2,8 Prozent, ein recht bedeutender Prozentsatz, wenn man wieder in Betracht zieht, wie um Ho, Agu, Amedzowe und Peki sich ein verhältnismäßig großer Teil dieser Christen gruppiert, hier also die Prozentzahl wesentlich höher anzugeben ist.

Versuchen wir diese Gedankenreihe durch eine andere zu ergänzen und die Schulstatistik zu Hilfe zu nehmen. Auf 1000 Seelen darf man wohl 200 schulpflichtige Kinder rechnen, also auf die 300 000 Seelen Südtogos 60 000 Kinder im Alter von 6—14 Jahren. Von diesen 60 000 Kindern besuchten Anfang 1911 5895 unsere Schulen, also fast 1 Prozent. Das ist noch nicht viel, aber da von den Schülern 3876 Heiden waren, wurden durch diese etwa 3000 heidnische Familien unter den Schall des Evangeliums gebracht, d. h. es ist nicht nur jeder 36. Mensch in Südtogo dem Evangelium gewonnen, sondern es ist eine unverhältnismäßig viel größere Schar in regelmäßige Berührung mit der Missionsarbeit gekommen.

Dabei muß man in Betracht ziehen, daß die Zahl der im Christentum gründlich unterwiesenen Erwachsenen immer größer ist als die Zahl der in den Gemeinden beschlossenen Christen. Jedes Jahr stößt die Gemeinde durch Kirchenzucht untaugliche Elemente — also sittlich untüchtige Menschen — von sich ab. Die Zahl der Ausgeschlossenen war 1910: 114, also mehr als 10 Prozent der Gesamtzahl, während die Zahl der Wiederaufnahmen nur 31 betrug. Es sind also in einem Jahre über 80 Menschen der Gemeinde verloren gegangen, die annähernd wußten, was das Christentum will und mit dieser Kenntnis in das Heidentum zurücktraten, und zwar

nicht alle als ausgesprochene Feinde der Gemeinde. Ebenso verliert die Gemeinde fast jedes Jahr eine Anzahl Gemeindeglieder durch „Wegzug“. Das Fluktuieren der Bevölkerung greift auf die Gemeinde über und da die Zahl der durch „Zuzug“ gewonnenen stets kleiner ist als die der durch Wegzug verlorenen, muß man annehmen, daß ein kleiner Teil der Christen in eine von der Mission noch nicht berührte Gegend zieht und dort teils bewußt, teils unbewußt die Kenntnis vom Evangelium verbreiten hilft.

ferner muß man in Betracht ziehen, daß die Christengemeinden im Verhältnis noch konstante Größen sind, aber eine geradezu auffallende Wanderlust die heidnische Bevölkerung hin und her treibt. So kommen sie weit aus dem Hinterland an die Küste, von der Küste ins Hinterland, von Ost nach West, von West nach Ost. Und selbstverständlich bildet eine so seltsame Macht wie die Mission bei den Eingeborenen, die noch nichts von ihr gesehen und gehört haben, ausgiebigen Erzählungsstoff. Es ist also auch dadurch dafür gesorgt, daß unsere Arbeit im Lande bekannt wird und an Ansehen und Bedeutung gewinnt oder verliert, je nachdem das von Mund zu Mund kolportierte günstig oder ungünstig lautet.

Und hierin liegt geradezu ein charakteristisches Kennzeichen unserer Stellung zum Volksganzen im Vergleich zu der Zeit vor 60, ja noch vor 30 Jahren, wo Abgeschlossenheit der Stämme gegeneinander bis hin zur schlimmsten Feindschaft nicht nur das Bekanntwerden der Missionsarbeit im Lande hinderte, sondern die Arbeit der einzelnen Station außerdem noch auf das Gebiet des betreffenden Stammes ausschließlich beschränkte.

Die Betrachtung der Statistik zur Gewinnung eines Urteils über die Bedeutung der Mission im Volksganzen bedarf aber noch einer Ergänzung. Nämlich obwohl die Mission nicht mehr als die Kulturmacht mit dem ganzen Nimbus der Rassenüberlegenheit auftreten kann, sondern in eine im Vergleich zur Macht des Handels und vor allem der Regierung bescheidene Stellung eingerückt ist, gewinnt sie in steigendem Maße das Vertrauen der Leute. Die Zahl der Taufen zeigt, von kleinen Schwankungen abgesehen, eine stetige Zunahme. 1889 hatte die Norddeutsche Mission auf zwei Stationsbezirken 717 Gemeindeglieder und 315 Schüler bei 105 Taufen, 21 Jahre später hat sich die Zahl der Stationsbezirke vervierfacht, die der Taufen,

Schüler und Gemeindeglieder mehr als verzehnfacht, insofern als auf acht Stationen 8274 Gemeindeglieder, 1244 Taufen und sogar 5895 Schüler kommen. Das ist ein deutlicher Beweis für das steigende Ansehen der Mission im Volksganzen.

Endlich ist für die Beurteilung jeder Statistik zu berücksichtigen, daß immer nur der gegenwärtige Bestand gezählt wird. Während z. B. die Gesamtzahl der Christen des Hobezirkles auf 855 angegeben wird, sind in den 50 Jahren, die diese Station besteht, dort annähernd 3000 Taufen vollzogen worden. Das Christentum ist bereits etwas seit Generationen im Lande eingewurzelt, die Christen von heute blicken zurück auf frühere Geschlechter, die vor ihnen den Kampf mit dem Heidentum aufgenommen und siegreich durchgeführt haben.

* * *

Das führt zu einem andern Verfahren, die Stellung unserer Mission im Volksganzen zu bewerten, von der quantitativen Beurteilung zur qualitativen. Was bedeutet die Mission dem heidnischen Volkstum Togos?

Sie bedeutet einen energischen, sich immer mehr durchsetzenden Protest gegen die religiöse Knechtschaft und gegen die sittliche Verderbtheit des Heidentums. Doch was ist die Religion, was die Ethik des Heidentums? Wie lassen sich beide Begriffe für das Ewervolk einheitlich fassen? Gibt es eine einheitliche Formulierung? Führen nicht die Begriffe Animismus, Fetischismus, Manismus, Totemismus usw. alle in die Irre, sobald man sie bestimmt definiert und einen von ihnen als das Charakteristikum der Ewereligion hinstellt?

Die Götter der Hoer sind andere als die der Pekier, die von Atakpame andere als die von Akpafu. Gewiß finden sich einheitliche Züge, einheitliche Götzenbilder, einheitliche Zaubermittel durchs ganze Land, und es sind im ganzen wohl ähnliche Vorstellungen, die überall zugrunde liegen. Aber die Zerrissenheit ist doch das erste Kennzeichen, das Aufgelöstsein in viele einander widersprechende oder voneinander unabhängige Sondervorstellungen. Das geht so weit, daß jede Familie ihre Götzen, ja innerhalb der Familie jedes einzelne Glied seine besonderen Bilder und Schutzmittel hat. Schließlich steht das Individuum in seiner Vereinzelung einer Unmenge teils bekannter, teils unbekannter, meist feindlicher, selten freundlicher Mächte gegenüber. Vor den feindlichen sucht es sich zu schützen, die freundlichen

sucht es zu gewinnen. Und dazu hilft ihm die teuer zu erkaufende Kenntnis der Priester und Zauberer. Religion ist Kasuistik, Lehre wie der Einzelne sich selbst in ausgeprägtem Egoismus vor Gefahr schützt und zu Geltung und Ansehen bringt.

Es fehlt also jede einheitliche Gesamtvorstellung, ja es fehlt im Einzelleben jedes Nachdenken über solche Dinge und jede Sicherheit. Furcht ist das Allbestimmende und eine von Fall zu Fall ausprobende Klugheit, wie man den starken Mächten ringsum begegnen könne. Dieser Zug zur Vereinzelnung zeigt sich sogar da, wo Reste von Gesamtvorstellungen, wie der das gesamte Heidentum durchziehende Fatalismus, ihre Herrschaft geltend machen. Ist die religiöse Kasuistik machtlos gegenüber den feindlichen Mächten — nun so ist das *fatum* schuld, d. h. aber nicht ein unbekannter fremder Wille, der von außen an den Menschen herangebracht wird, sondern die Selbstbestimmung, vermöge deren der Einzelne in der Seelenheimat sich sein unabänderliches Geschick selbst ausgesucht hat. Von Anfang bis zu Ende steht das Individuum auf sich allein.

Ist so der Zug zur Vereinzelnung charakteristisch für die Religion des Heidentums im Ewelande, so ist andererseits der Komplex von Erscheinungen, den wir unter dem Namen Ethik begreifen würden, beherrscht von einem kommunistischen Zuge. Das Interesse der Familie, der Sippe, des Stammes, beherrscht die Sitte. Der Begriff einer eigentlichen Sittlichkeit fehlt fast völlig. Der Übertreter der Sitte wird bestraft, weil er einen Schaden angerichtet hat. Ein persönlicher Makel liegt nicht auf ihm. Sittliche Verantwortlichkeit ist ein fremder Begriff. Zaubermittel erzwingen den Gehorsam gegen die Stammes- und Familienordnungen und die etwa verhängten Strafen stehen fast ausschließlich unter dem Leitgedanken, Gewinn für die eigene Person oder die eigene Partei herauszuschlagen.

Das Christentum — hier in einzelnen Personen, dort in Gemeinden repräsentiert — bildet zu diesen Anschauungen den diametralen Gegensatz, und zwar nicht nur in theoretischer Polemik, sondern in positiver Verwirklichung. Der religiösen Vereinzelnung gegenüber stellt es die Gemeinschaft des Reiches Gottes mit einheitlicher Weltanschauung, selbstbewußter Sicherheit und einer klaren Anleitung, aus der Furcht und der Vereinzelnung herauszukommen zu innerem Frieden, einem versöhnten Gewissen und sittlicher Kraft innerhalb

einer Gemeinschaft Gleichgesinnter. Und der sittlich indifferenten, kommunistischen Sitte stellt es die individualistisch bestimmte, das persönliche Verantwortlichkeitsgefühl weckende, die einzelnen auf sich selbst stellende Sittlichkeit gegenüber. Das ist also in jeder Beziehung der Gegensatz in seiner schärfsten Zuspitzung.

Und bei dieser Gegenüberstellung zeigt es sich schon jetzt nach 60jähriger Missionsarbeit im Lande, und obwohl die Zahl der Christen noch nicht 3 Prozent beträgt, daß das Heidentum auf der ganzen Linie im Rückgang begriffen ist.

Ich deute nur einzelnes an: die Vielheit der Gottesvorstellungen, die Unsumme von Mythologie kann sich nicht behaupten gegenüber der Gewißheit von einem höchsten Gott, von dem auch der Eweer weiß, aber dies Wissen ist wie eine verblasste Erinnerung aus längstvergangenen Jahrhunderten! Infolgedessen verschwinden, wo die Mission hinkommt, Götzenbilder und Legba. Man sucht in Lome, in Keta, in Ho vergebens nach äußeren Zeichen des Heidentums. Von den Straßen sind sie entfernt. Nur versteckt in den Höfen, in und an den Häusern fristen sie noch ein kümmerliches Dasein. Die eine große Gewißheit des Christentums von der ein für allemal vollendeten Versöhnung aller durch Jesum Christ bedeutet das Ende der Geisterfurcht, des Opferdienstes und der lärmenden Totenkulte. Und wenn z. B. Totenkulte sich länger halten als Fetischbilder, so ist das nach der Natur der Sache verständlich. Zunächst sehen die Heiden, daß man ohne Opfer, ohne Zauberer, ohne Amulette fertig werden kann, und damit verliert der Zauber- und Priesterdienst viel von seinem Nimbus. Die Gewißheit des ewigen Lebens und die damit verbundene Klarheit und Ruhe des Lebens auf Erden verfehlt auch nicht ihres Eindrucks auf die vor dem Tode sich fürchtenden Heiden! Und nun vollends die christliche Sittlichkeit, der ernstliche Versuch, den Egoismus des Heidentums zu ersetzen durch Selbstlosigkeit und barmherzige Liebe, übt fehllos seine Wirkung. Gewiß nützt der selbstsüchtige Heide die ihm als Dummheit erscheinende Liebe und Vertrauensseligkeit der Christen zunächst nach Kräften aus, gerade so wie er auf religiösem Gebiet zunächst den stärkeren Zauber der Christen fürchtet, aber schließlich faßt er den Kern, und dann fühlt er das Unhaltbare seiner Position und läßt sich überwinden!

Die Zeiten der Stammesfehden sind vorüber. Den Grausamkeiten der Häuptlinge ist Einhalt geboten. An den Christen sehen die Heiden Anfänge christlichen Familienlebens und christlicher Kindererziehung. Sie lernen es, wie die Frau innerhalb der Christengemeinde eine ganz andere, geachtete Stellung hat. Sie stellen zu ihrem Erstaunen fest, daß infolge der vernünftigen Kindererziehung der Kinderreichtum in den christlichen Familien größer ist als bei ihnen. Sie spüren, wie die Christen den Heiden gegenüber eine zusammengeschlossene Einheit bilden. Sie sehen auch anhaltende, von Erfolg gekrönte Arbeit bei den Christen in einer Weise, wie sie selbst sie kaum aufweisen können.

Infolge alles dessen wird nie ein Heide wagen, sein Heidentum dem Christentum gegenüber als überlegen auszugeben. Er streckt vor ihm fatalistisch die Waffen. Er erkennt die Lehre der Weißen als gut an — aber er denkt deshalb noch nicht daran, sie anzunehmen. Für ihn ist das Heidentum als die von den Vätern überkommene Religion gut genug. Er will nach der Väter Weise leben und sterben. Es bedarf kräftiger besonderer Impulse, ehe der Anschauungsunterricht, den die Christen den Heiden erteilen, zur Bekehrung der Heiden führt.

Und das erklärt sich außer aus der natürlichen Fähigkeit, mit der sich religiöse Vorstellungen im Menschenherzen halten, noch durch zweierlei. Einmal bildet der den Süden Togos bereits stark überflutende Islam indirekt ein starkes Missionshindernis. Da sehen die Heiden eine andere Religion als die ihre neben dem Christentum. Und nicht nur, daß die Christen die Mohammedaner in ihrer Religionsübung frei gewähren lassen, die Mohammedaner erheben sogar kühn den Anspruch, eine bessere Religion als die Weißen zu vertreten. Und zweitens ist die Christenheit in Togo nicht einheitlich. Die katholischen Missionare wetteifern mit den evangelischen um die Gunst der Eingeborenen. Und diese Rivalität der Konfessionen richtet bei den Heiden zum mindesten Verwirrung an, wenn sie nicht vom Übertritt zum Christentum völlig abschreckt.

Das hebt aber den Gesamteindruck von dem siegreichen Vordringen des Christentums nicht auf. Im Gegenteil bin ich überzeugt, daß trotz der Rivalität der Konfessionen und trotz des Vordringens des Islam das Christentum in den nächsten Jahren noch

wesentlich an Bedeutung gewinnen wird. Bisher ist's eine große Seltenheit, wenn irgendwo ein Christ die Häuptlingswürde hat. Und noch seltener ist's, daß sich die Sprecher der Häuptlinge — in der Regel die Alten, die Angesehensten, die schlimmsten Zauberer — dem Christentum zuwenden. Wenn ich recht sehe, überwiegt überhaupt unter unsern Taufbewerbern das jugendliche Element. Das liegt an dem Nachdruck, mit dem wir die Schularbeit betreiben. Während die aus den Schulen hervorgehenden Taufbewerber meist Knaben sind, weil die Zahl der Knabenschulen größer ist und die gemischten Schulen mehr von Knaben als von Mädchen besucht werden, finden sich eigentümlich viel junge Mädchen und Frauen und nur wenig ältere Männer unter den nicht mehr schulpflichtigen Taufbewerbern. Das hat seinen Grund in unserer entschiedenen Ablehnung der Polygamie in der Christengemeinde.

Hier ist noch auf eins hinzuweisen. Weil ein Grundzug des Heidentums Kommunismus, fast aller Besitz z. B. Familien- oder Stammesbesitz ist, und weil der Einzelne in allen Entschlüssen vom Rat der Alten, von der Entscheidung seiner Verwandten abhängig ist, darum rückt das Christentum auch gleichsam familienweise vor. Es gibt Familien, die sind ganz dem Christentum gewonnen, andere, die sich ihm hartnäckig verschließen. Das macht sich zur Zeit in einer eigentümlichen Form geltend, insofern als die Neugetauften oder Taufbewerber sich der Forderung widersetzen, sich in besonderen christlichen Ortschaften anzusiedeln. Früher hatte das gar keine Schwierigkeit, denn die Christen erhielten ohne weiteres Erlaubnis, das Land in der Nähe bei ihrer Siedelung zu bebauen. Jetzt ist der Wert des Landbesitzes den Leuten aufgegangen und jede Sippe hält mit zäher Energie ihren Besitz fest und erlaubt nicht, daß ihr Land von Fremden beackert wird. Infolgedessen müssen die Christen ihren Anteil an dem ihrer Sippe gehörenden Lande behaupten und im Dorfverbande wohnen bleiben, wenn sie ihre Nahrung finden wollen.

Endlich ist die Stellung der Mission im Volksganzen auch danach zu werten, wie das Sondergut der Christengemeinde zurückwirkt auf das Heidentum. Und da kann man, glaube ich, erstens feststellen, daß die Grundgedanken des Christentums beginnen, sich in der Gesetzgebung der Heiden geltend zu machen, indem Heidnisches fällt und Christliches eingeführt wird. Während z. B. früher in

So ein Streit an einem Markttage hart bestraft wurde, weil der Markt in der Götterlehre eine große Rolle spielte, ist jetzt von einer Strafe in diesem Fall nicht mehr die Rede.¹⁾ Andererseits ist Strafverschärfung bei manchen Übertretungen eingetreten, die in der Christengemeinde besonders verpönt sind, ja die Christengemeinde beginnt, die heidnische Obrigkeit zum Schutz für die in ihrem Bereich geltenden Ordnungen anzurufen. Das führt auf eine zweite, nicht unwichtige Beobachtung. Früher bildeten die Christengemeinden gleichsam Fremdkörper im heidnischen Volksleben, sie dünkten sich in vieler Hinsicht von der Aufsicht der heidnischen Obrigkeit frei und der Aufsicht der Missionare unterstellt, so daß die Häuptlinge jeden Übertritt zum Christentum als eine Schmälerung ihrer Macht ansahen und ansehen mußten. Noch heute sind diese Vorstellungen nicht ganz überwunden. Noch heute erscheint die Mission vielen als eine Art Obrigkeit, weil sie kirchliche Abgaben erhebt. Aber im allgemeinen ist dies Vorurteil im Schwinden und die Christengemeinden organisieren sich wieder als Bestandteile in das Volkstum ein. Die Christen wissen, daß sie der Obrigkeit Gehorsam schulden, und die Obrigkeit weiß, daß sie die Christen nur nicht zur Teilnahme an heidnischen Sachen zwingen soll. Endlich ist eine dritte Wirkung der Missionsarbeit offenbar die, daß die auseinanderstrebenden Stämme des Ewevolkes allmählich zu einer Einheit zusammenzuschmelzen beginnen. Gewiß hat hieran die friedebringende Macht der deutschen Regierung und der unter dem Schutze dieses Friedens sich entwickelnde Handelsverkehr sein großes Verdienst, aber so lange die deutsche Regierung keine Volksschulen in der Eingeborenen Sprache hat, wird der Mission mit ihrer erzieherischen Macht durch Schule und Kirche, mit ihren Verdiensten um eine einheitliche Schriftsprache und um eine Volksliteratur doch das Hauptverdienst in der Beziehung zufallen. Die Mission ist das ferment, das die Stämme zur Einheit bringt. Aus diesem Grunde war es schade, daß man in den Kolonien dem Wettlauf der Konfessionen freien Raum lassen mußte. Das religiöse Band bedeutet stets die stärkste Einheit, und die religiöse Spaltung führt notwendig zu Spannungen und hindert die nationale Einigung der Eweer und damit eine günstige Entwicklung des Volkes.

Endgültig wird sich die Frage nach der Stellung der Missionsgemeinden zum Volksganzen danach entscheiden, was die Missions-

¹⁾ Spieß, Gesetze unter den Ehenegern, Deutsche. Ggr. Bl. Bd. XXXII, S. 98.

gemeinden für sich selbst sind, ob sie dem Ideal entsprechen, das wir uns billig von ihnen machen, oder ob wir nur ein christlich übertünchtes Heidentum erziehen. Versuchen wir dieser Frage jetzt näher zu treten.

Allein welches ist der ausreichende Maßstab? Wie hoch dürfen wir in unseren Forderungen gehen?¹⁾

Nehmen wir zum Vergleich erst einmal die neutestamentlichen Gemeinden und die gegenwärtige alte Christenheit etwa in Deutschland. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben uns die Augen darüber geöffnet, daß wir weder hier noch dort „Idealgemeinden“ suchen dürfen. Sowohl die Apostelgeschichte wie die apostolischen Briefe haben beides nebeneinander: hohes Lob und scharfen Tadel. Dieselben Gemeinden, die uns zunächst im Glanz vollendeter Heiligkeit erscheinen konnten, werden dann gerügt um der allerschlimmsten, allergemeinsten Sünden willen. Und der Tadel ist nicht etwa rhetorische Phrase oder ein Schelten auf Abwesende, sondern er trifft die Tatsachen. Die sittliche Ausprägung hat der Glaubenserfahrung einfach nicht entsprochen. Die Macht des Heidentums wirkt nach und wirkt hinein in die Christengemeinden und bringt einzelne zum Fall und ganze Gemeinden in Verwirrung. Und wie ist's mit der gegenwärtigen alten Christenheit? Wollten wir das evangelische Deutschland nach den Schandchroniken beurteilen, zu denen jede Tageszeitung täglich neue aufregende Fälle hinzufügt, oder gar nach der Kriminalstatistik der Zuchthäuser, wir würden ein bitteres Unrecht begehen. Die Sensationslust unserer Tage registriert das Verbrechen mit besonderem Behagen, aber sie schweigt über das, was „alltäglich“ ist. Immerhin, obwohl wir ein christliches Volk sind, obwohl wir ein Jahrtausend unter christlichem Einfluß stehen und vier Jahrhunderte unter dem Segen der Reformation, haben wir Zuchthäuser nötig und täglich „Sensationen“, d. h. Sündenfälle schlimmster Art, und zwar sicher weit, weit mehr, als in die Öffentlichkeit kommt. Das Christentum hat die Sünde nicht zu überwinden vermocht!

Diese Erinnerungen werden uns vor dem Vorurteil bewahren, als dürfte es in unseren Christengemeinden in Togo keine Sünden mehr geben. Wir dürfen von ihnen nicht mehr verlangen, als wir in der alten Christenheit oder in den ersten Christengemeinden finden.

¹⁾ N. M. Z. 1894. S. 193 u. 241.

Und so ist's kein Wunder, wenn bei der natürlichen Anlage des Ewevolkes in unseren Gemeinden sittliche Verfehlungen, Diebstahl und Lüge immer wieder vorkommen. Das kann gar nicht anders sein und bedarf kaum eines Wortes der Erklärung. Bei einem Naturvolk ist die Phantasie so ausgeprägt und das Empfinden für Wahrheit und Lüge so gering, daß man dem einfachsten Zeugnis nicht trauen darf ohne bündige Beweise. Erlebtes und Erdachtes, Wahrheit und Dichtung verweben sich zu unauflöslicher Einheit! Es war bezeichnend, daß mir in Lome im ersten Missionshause zuerst der Spruch in die Augen fiel: „Merke, was ein alter Afrikaner spricht: Was man in Afrika hört, beschwört man nicht!“ Ein Volk weiter, das von der Hand in den Mund zu leben gewöhnt war und selbst unter dem Kultureinfluß der Mission heute noch ist, kann von vernünftiger Rechnungswirtschaft kaum eine Ahnung haben und wird bei seinem Gewöhntsein an kollektiven Besitz auch für den Unterschied von Mein und Dein ganz andere Maßstäbe haben als wir! Und endlich, wo schon die Jugend sittlich verwahrlost aufwächst, wo Polygamie und Unsittlichkeit die herrschende Macht bilden, da kann sittliche Reinheit nicht in einem Augenblick erstehen. Die Christen bleiben Neger, auch wenn sie Christen werden, sie legen die ererbte böse Anlage nicht mit einem Schlage ab, sondern sind anzuleiten, wie sie dagegen kämpfen, und zu bewahren, daß sie nicht zu Fall kommen. Und da setzt die erziehende Geduldsarbeit der Mission ein.

Ebensowenig darf es Wunder nehmen, wenn sich allerhand Aberglauben¹⁾ noch bei den christlichen Eweern findet. Solche Reste des Heidentums sind bei ihnen entschuldbarer als bei uns, die wir trotz unserer langen christlichen Entwicklung noch einen erstaunlich breiten und tiefen Unterstrom von Aberglauben in der Volksanschauung mit uns führen! Gespenster und Geister, bösen Blick, Zauberei, Wahrsagerei, Tagewählerei finden wir hier wie dort, und oft in so wunderbarer Übereinstimmung, daß man fragen möchte, ob es sich hier nicht um Anschauungen handelt, die aus gleichem Anlaß mit psychologischer Notwendigkeit sich immer neu erzeugen.

Es ist weiter nur natürlich, wenn sich der christliche Glaube in der Heidenwelt zunächst durchsetzt mit heidnischen Gedanken, wenn z. B. Christen die Furcht vor der Macht der heid-

¹⁾ A. M. J. 1911. Bbl. S. 37.

nischen Götzen beibehalten, aber überwinden durch den Glauben an die Allmacht Gottes, oder in den Gottesdienst die Vorstellungen priesterlicher Vermittelung und dergleichen aus dem Heidentum hineintragen oder in Krankheitsnöten nebenbei heimlich zu ihren Quacksalbern laufen oder bei Todesfällen und Beerdigungen in unwillkürlicher Pietät heidnische Gewohnheiten nachwirken lassen. Das alles ist ja nicht einmal von unserer europäischen Christenheit völlig überwunden, trotz all der Aufklärung, deren wir uns rühmen.

Und schließlich spricht dies alles nicht gegen den religiös-sittlichen Wert der Christengemeinde als solcher, sondern es weist nur auf die Stellen hin, wo unsere Arbeit einsetzen muß, um die Erziehung weiter zu führen. Entscheidend ist es, ob die Grundgedanken des christlichen Glaubens, der christlichen Liebe, der christlichen Hoffnung Wurzel gefaßt haben und ob sich die neuen Kräfte im Leben der Christengemeinde auszuwirken anfangen.

Das zweite ist leichter zu beweisen als das erste, denn da handelt es sich um feststellbare Werte. Die erfreulichen hohen Gaben unserer Christen für das Missionswerk — 1909 bei 7635 Christen finanzielle Leistungen in Höhe von 39 879 *M*, davon 30 628 *M* in Geld — zeugen von einer Opferwilligkeit, die manche heimatliche Gemeinde beschämen könnte, noch dazu, wenn man den Wert des Geldes im Innern in Rechnung stellt. Dazu läßt sich oft beobachten, wie sich die Christen untereinander helfen und wie sie sich durch Fleiß und Ordnung vor den Heiden auszeichnen. Geradezu ein Musterbeispiel für den sozialen Unterschied zwischen der Christengemeinde und der Heidenwelt ist die Anlage der Station Akpafu. Wenn man vom Akfipoberge hinausschaut in das unordentliche Gewirr der Heidenstadt und auf die schmucken Straßen des kleinen Christendorfes, so ist das ein Gegensatz wie Tag und Nacht. Und dieser Unterschied wiederholt sich in der Ordnung des Familienlebens und in der Sorgfalt, die auf die Kleidung verwendet wird. Er spricht aus dem klaren Blick der Christen und aus ihrer freundlichen Weise im Verkehr. Er zeigt sich an dem Eifer, mit dem Gottesdienste und Gebetsstunden besucht werden, und an der Freude, mit der die Christengemeinde ihre Lieder singt. Wer es einmal gehört hat, wie aus einem Christendorfe, wie Gbedzigbe-Hohoe, abends unsere Choräle zwei- und mehrstimmig zum sternklaren Himmel aufsteigen, wird

den Eindruck nicht wieder vergessen, und wer in einer Gebetsstunde Zeuge gewesen ist, wie die schlichten Leute herzlich und natürlich ihre Gebete vor Gott bringen, hat auch den Eindruck: hier ist ein Neues wirksam geworden. Diese Beispiele für die äußeren Wirkungen des Christentums ließen sich unschwer verzehnfachen. Jeder Gang durch ein Christendorf, jede Viertelstunde in Gemeinschaft von Christen bringen neue Belege.

Aber — das sind Äußerlichkeiten, die täuschen können. Beweise müssen tiefer greifen. Und wie beweisen wir in der Heimat, daß das Christentum noch heute eine Macht ist? Dann weisen wir hin auf Persönlichkeiten, in denen der Glaube, die Liebe, die Hoffnung sich verkörpert haben und zur Macht geworden sind, auf Männer wie Bodenschwingh und Georg Müller, Wichern und Spurgeon, Hofner und Livingstone, um von den Lebenden ganz zu schweigen. Und wir haben ein Recht dazu. Denn in solchen Männern prägt sich das Ideal am reinsten aus und ihre Taten reden unwiderleglich. Können wir solche Leute auch im kleinen in unsern Missionsgemeinden nachweisen? Haben wir da den Tatbeweis, daß Gottes Kraft aus verlorenen Heiden rechte Christen voll Glauben und Tatkraft gemacht hat? Die Blätter unserer Missionsgeschichte antworten ein deutliches Ja. Männer wie Christian Aliwodzi Sedode, wie Wilhelm Akude, um wieder von den Lebenden keine Namen zu nennen, genügen als Beweis! Als wir es uns in Umedzowe klar machten, was zur Vertiefung unserer Gemeinden zu geschehen habe, sagte Missionar Schröder, seine Worte vorsichtig abwägend, unter Zustimmung aller Missionare folgendes: „Wir wollen nicht leugnen, daß unter unseren Gemeindegliedern es manche mit ihrem Übertritt ernst genommen haben. Besondere äußere und innere Lebenserfahrungen und die Verkündigung des Wortes Gottes von Buße und Bekehrung haben in ihnen die Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit bewirkt und das Verlangen geweckt, durch die heilige Taufe in die Jüngerschaft Jesu einzutreten. Sie haben freiwillig und aus innerster Überzeugung das Bekenntnis abgelegt, daß sie hinfort nicht ihnen selbst und der Welt leben, sondern sich in allen Stücken als Schüler unseres Herrn und Heilandes beweisen wollen. Wo das der Fall ist, da wird es nicht schwer halten, sie tiefer in die Erkenntnis Jesu Christi einzuführen, auch wenn es noch durch manchen

fehltritt hindurchgeht. Das gute Werk, das der Herr selbst in ihnen angefangen hat, wird unter seiner steten Gegenwart als Lehrer und Erzieher immer mehr seiner Vollendung entgegenreifen." Damit ist auch für die gegenwärtige Generation der Christen in nüchternster Prüfung des Tatbestandes festgestellt, daß das Christentum in ihr eine Macht geworden ist. Und nach der Kenntnis der Gemeinden und ihrer eingeborenen Lehrer, die ich auf meiner Reise gewonnen habe, stehe ich nicht an, dem vollständig beizupflichten. Wenn plötzlich durch irgend ein Verhängnis alle Missionsleute aus dem Lande weichen müßten, würde zwar die Missionsarbeit einen großen Schaden erleiden und schwere Krisen in der Christengemeinde würden unausbleiblich sein, aber das evangelische Christentum würde bleiben. Es ist im Lande eingewurzelt.

Und das ist ein Erfolg, der die Opfer der ersten sechs Jahrzehnte wohl lohnt, ja der nach den Schwierigkeiten, mit denen wir noch bis vor zwei Jahrzehnten zu kämpfen hatten, alle Erwartungen weit übertrifft. Allerdings ist unsere Aufgabe damit noch längst nicht gelöst. Vielmehr sind der Pflichten und Aufgaben, die auf Grund dieses Tatbestandes vor uns liegen, weit, weit mehr als die, die hinter uns liegen, und wir können ihnen nur genügen bei Anspannung und zugleich weisester Ausnutzung aller uns zu Gebote stehenden Kräfte.

4. Das Ziel unserer Arbeit.

Endlich bedarf es einer Verständigung über das Ziel unserer Arbeit, wenn wir die Probleme und Aufgaben, vor denen wir stehen, in ihrer Zusammengehörigkeit begreifen und richtig würdigen wollen.

Alle Missionsarbeit hat nur ein Ziel. Der letzte Vers. der Apostelgeschichte nennt es, indem er über den Abschluß des Lebens Pauli einen Vorhang zieht und zugleich die unermessliche Perspektive der Kirchengeschichte eröffnet: „Paulus predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit, unverboten.“ Von dem Herrn Jesus lehren, das Reich Gottes predigen, das Reich Gottes bauen ist unser Ziel. Die Aufgabe ist unermesslich und gilt der gesamten Christenheit. Es ist verständlich, wenn sich die Nord-

deutsche Mission aus dem Gesamtziel das Einzelziel abgeleitet hat: Gründung einer evangelischen Ewekirche im Gebiete des Ewevolkes und der Ewesprache. Nach unserer Überzeugung ist das evangelische Bekenntnis, das evangelische Verständnis der Schrift die reinste Ausprägung des Christentums und die evangelische Kirche trotz ihrer Unscheinbarkeit und Zerrissenheit die vollkommenste irdische Darstellung des Reiches Gottes. Wenn wir diese Kirche nun im Ewevolk und so weit die Ewesprache reicht, bauen wollen, oder vielmehr durch sie das innerliche, unsichtbare Reich Gottes, so ist das im Blick auf unsere kleinen Mittel eine begreifliche Einschränkung.

Ob die Einschränkung berechtigt ist, ist eine andere Frage, die brennend wird, sobald sich uns das Hinterland Togos öffnet, ja, die schon jetzt sich regt, wenn wir Stellung nehmen zu den Hunderten von Haussa, die in unserem Missionsbezirk wohnen und an denen unsere Arbeit bisher fast völlig vorbeigegangen ist.

Hatten wir ein Recht dazu? Oder muß unser Ziel sein, auch den Haussa das Evangelium zu bringen? Das erfordert gewiß viel Arbeit. Aber ist Arbeit je ein Hinderungsgrund für die Mission gewesen? Es wird auch schwer sein, wenn die äußere, vorbereitende Arbeit an der Sprache bewältigt ist, die auf das Christentum als auf eine tiefere Stufe des Glaubens hinabschauenden Haussa für das Evangelium zu gewinnen. Aber haben wir das Recht, ihnen das Heil nicht zu predigen? Erwecken wir nicht den Anschein, als ob wir die Überlegenheit des Islam anerkennen, wenn wir die Leute ungehindert ihres Glaubens leben lassen?

Ich glaube, hier liegt ein Ziel, das bisher viel zu wenig beachtet ist, das wir aber ungeachtet aller ungeheuren Schwierigkeiten nicht wieder aus den Augen verlieren dürfen, wenn wir unser Endziel, eine evangelische Ewekirche zu bauen, wirklich erreichen wollen.

Was haben wir zu tun? Wo liegen unsere nächsten und wichtigsten Aufgaben?

Der Überblick über den Stand unserer Arbeit hat gezeigt, daß das Netz unserer Stationen wie unserer Außenstationen noch völlig unzureichend ist und die Kraft der vorhandenen Arbeiter schon jetzt für die Arbeit nur bei größter Kraftanstrengung eben ausreicht. In seinem Bericht für die Weltmissions-Konferenz in Edinburg hat Missionspräses Däuble die nächste Aufgabe in dieser Hinsicht mit

Recht so formuliert: „Eine ausreichende Besetzung unseres Arbeitsfeldes würde meines Erachtens neben den bestehenden 8 Haupt- und 153 Nebenstationen erfordern: eine Verdoppelung der Hauptstationen, davon 4 zur Verdichtung des Stationsnetzes im bereits bearbeiteten Gebiet und 4 zur Erreichung unseres Zieles in Südtogo, sowie eine Verdreifachung unserer Außenstationen, und zwar ein Drittel zum Ausbau der alten Bezirke und zwei zur Besetzung der 4 neuen Stationsgebiete. Das wären also 8 neue Haupt- und etwa 280—300 weitere Außenstationen. Hierzu wären erforderlich: 1) die allmähliche Verdoppelung der europäischen Missionsarbeiter einschließlich der Schwestern, 1 bis 2 Missionsärzte und 4 bis 8 Schullehrer von Beruf, 2) die Verdreifachung der eingeborenen Gehilfen von etwa 160 auf etwa 480—500, darunter 8, später 16 ordinierte Prediger.“

Diese Forderungen bedürfen kaum der Begründung. Für das weite Küstengebiet östlich des Volta, das unter englischer Herrschaft steht, genügt zur Zeit vielleicht Keta als Hauptstation, obwohl der Bezirk die Kraft eines Arbeiters weit überfordert. Im Grunde sollte ein Bezirk kaum größer sein als das Pefital, das allein unter unseren Stationen ein wirklich übersehbares Arbeitsfeld darstellt. Alle anderen Bezirke sind viel zu groß. Das gilt besonders von Utafame, Akpafu und Umedzowe! Auch das Netz unserer Außenstationen muß an vielen Stellen noch viel dichter werden. Das gilt nicht nur für Utafame, sondern auch für Keta, für Lome, für Ho usw. Des Landes ist noch viel einzunehmen, ehe das Gebiet der Ewesprache und des Ewevolkes, so wie es sein sollte, äußerlich unter den Schall des Evangeliums gebracht worden ist. Trotz sechzigjähriger Missionsarbeit macht das Land mit seinen vielen Tro und Legba, mit seiner Zauberei und seinem Götzendienst auf weiten Strecken noch immer den Eindruck eines heidnischen Landes! Und wer in Lome und Keta, wo die neue Zeit die Sinnbilder des Heidentums gestürzt hat, genau zusieht, der findet bald, daß viele Eingeborene zwar die europäische Kultur äußerlich angenommen haben, daß sie aber innerlich noch ganz im Heidentum gefangen sind, wenn sie nicht, was noch schlimmer ist, vielfach einem modernen, religionslosen Heidentum verfallen und infolgedessen die Laster Europas und Afrikas in sich vereinigen!

Damit ist auch schon begründet, daß der Arbeiterstab noch nicht ausreicht.

Ich denke dabei zuerst an die europäischen Arbeiter. Trotzdem die Besetzung unserer Stationen zur Zeit so stark ist, wie selten, und man fast von einer Überfüllung einzelner Stationen reden möchte, ist die Arbeit fast nicht mehr zu bewältigen. Die Stationsmissionare in Keta, Lome, Atakpame, Akpafu, Amedzowe müßten eigentlich jeder noch eine volle Kraft zur Hilfe haben. Auch die Schulmissionare erliegen fast der Last ihrer Arbeit, weil sie außer ihrem Amt als Schulleiter selbst Unterricht geben müssen, oft mehr als ein eingeborener Lehrer, und zudem meist noch die Sprache lernen müssen. Und wie weite Strecken sind's, die noch kein Missionar bereist hat oder in die er alle Vierteljahr einmal flüchtig hineinschaut. Auch die Arbeitslast, die auf den Schwestern liegt, ist viel zu groß, und dabei ist die Arbeit am weiblichen Geschlecht einer der wichtigsten Zweige unserer Arbeit!

Ebenso brennend, wie die Frage nach europäischer Hilfe, ist die nach mehr eingeborenen Mitarbeitern. Auch der Arbeiterstab an Eingeborenen reicht gerade notdürftig für das vorhandene Arbeitsfeld. Jede Vergrößerung fordert mehr Kräfte, und Vergrößerung, Ausdehnung ist notwendig, wenn wir nicht die sich bietenden Gelegenheiten ungenützt vorübergehen lassen wollen.

Neben der Vermehrung der eingeborenen Helfer müssen wir uns aber vor allem ihre Ausbildung angelegen sein lassen. Es ist mir geradezu erstaunlich, wie viel unsere Lehrer und Pastoren heutzutage leisten, wenn ich auf das Maß von Ausbildung blicke, das ihnen zuteil geworden ist. Und so ist es mir ganz außer Frage, daß wir bei gründlicherer Schulung unserer Seminaristen noch weit bessere Erfolge erzielen könnten.

Eingeborene Lehrerinnen werden nur gelegentlich gewonnen. Zu ihrer Ausbildung fehlt bisher noch alles. Die Schulleiterinnen opfern von ihrer freien Zeit auf Kosten ihrer Gesundheit jede freie Minute, um sich Helferinnen zu erziehen. Auch hier liegen Probleme und Aufgaben, die der Erörterung wert sind.

Doch wozu so viel Personal? Weil meines Erachtens auf jeder Hauptstation neben dem Missionar und dem Schulleiter ein eingeborener Pastor und für die dort befindliche Knabenschule

mindestens 7 Lehrer sein sollten. Ferner sollte die Hälfte der Stationen mit Mädchenanstalten ausgerüstet werden. Erst wenn das erreicht und unser Arbeiterstab noch durch einen oder zwei Missionsärzte ergänzt ist, haben wir die Menschenkräfte, um den vor uns liegenden Aufgaben wirklich gerecht zu werden.

Denn nur dann können wir daran denken, die Heidenpredigt wieder in dem Umfang zu betreiben, wie es geschehen sollte. Es ist nämlich kein Zweifel, daß an manchen Stellen unserer Arbeit über der Gemeindepflege und Schultätigkeit die Heidenpredigt mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden ist. Es gibt Bezirke, in denen der Missionar zur Heidenpredigt fast nicht mehr kommt, sei es, weil er meint, die Zeit zur Heidenpredigt sei vorüber und wir müßten Mission mehr in indirekter Form treiben und auf das „Nötige sie, herein zu kommen“ verzichten, sei es, weil ihn die Arbeit an der Christengemeinde nahezu erdrückt.

Nun ist es ganz gewiß richtig, daß jede Missionsarbeit in kurzer Zeit zur Gemeindepflege werden muß und daß die Pflege der Gewonnenen nicht minder wichtig ist als die Gewinnung neuer Taufbewerber, und es ist auch richtig, daß, wer die Jugend, die Zukunft hat und deshalb die Pflege der Schularbeit sich von selbst in den Vordergrund drängt. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß wir zu allererst Mission treiben, das Netz auswerfen müssen, gebunden durch den ausdrücklichen Befehl unseres Heilandes, und daß wir Kräfte für die eigentliche Missionsarbeit freimachen müssen, wenn die vorhandenen Kräfte durch Schul- und Gemeindepflege gebunden sind. Hier liegt unsere erste und ursprüngliche Aufgabe.

Die Mission ist überall die Mutter der Volksschule geworden. Stetige Missionsarbeit führt notwendig zur Gründung von Schulen. Und in unsern Tagen ist die Schularbeit besonders wichtig. Man kann geradezu sagen, daß die Schule in unsern Tagen das Missionsmittel im höchsten Sinne des Wortes genannt werden darf. Das bedarf einer näheren Erörterung. Hier genügt es als Zielbestimmung festzustellen, daß auf jeder Außenstation eine elementare Volksschule mit etwa vierjähriger Schulbildung und auf jeder Hauptstation eine siebenklassige gehobene Volksschule mit siebenjähriger Schulzeit sein möchte. Als Abschluß dieses Schulsystems ist für jedes der Sprachgebiete, für das englische wie das deutsche, die Einrichtung eines

Lehrerseminars als Ziel ausreichend. Da aber die Lehrer gleichzeitig Prediger ihres Volkes sein müssen, fragt es sich, ob wir nicht über die eigentliche Lehrerbildung hinausgehen, und — vielleicht für beide Sprachgebiete gemeinschaftlich, da die Predigt überall in der Landessprache zu erfolgen hat — ein Predigerseminar einrichten müssen. Wird dann das Volksschulsystem ergänzt durch Anfügung einiger Fortbildungsklassen für solche, die Zeit und Mittel haben, für ihre Ausbildung noch mehr zu tun, gelingt es dazu, in einfachster Form ein Lehrerinnenseminar und vielleicht noch einigen Unterricht in praktischen Handwerken den bestehenden Schulen anzugliedern, so ist dem Bedürfnis des Schulbetriebes auf abschbare Zeit Genüge geschehen.

Ein dritter Komplex von Aufgaben ist in dem Wort „Gemeindepflege“ enthalten. Dabei ist zu unterscheiden zwischen der Gemeinde als einem selbständigen Organismus und der Gemeinde als einem Gliede der werdenden Ewefirche. Die bekannte Formulierung, das Ziel aller Gemeindepflege sei Erziehung zur Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung, kann nicht nur für die Einzeluntersuchung gute Dienste leisten, sondern genügt auch, kurz zu zeigen, wo wir unser Ziel zu suchen und wie wir es zu erreichen haben, nachdem die Einzelgemeinde in evangelischem Sinne ausgebaut ist.

Es wird zweckmäßig sein, neben den durch diese drei Kreise beschriebenen Arbeitsgebieten noch einen Kreis „besondere Aufgaben der Missionsarbeit“ in die Erörterung einzufügen, um für zusammenhängende Darstellung derjenigen Aufgaben Raum zu gewinnen, die sich entweder der bisherigen Rubrizierung nicht einfügen wollen oder in mehrere Teile zerlegt werden müßten und doch nur in einheitlicher Darstellung ganz gewürdigt werden können, und endlich in einem letzten Kapitel „die Mission in ihrer Wechselwirkung zu den anderen Kulturmächten im Lande“ gesondert zu behandeln.

Damit wäre unsere Aufgabe so weit umschrieben, als nötig ist, um die Einzelaufgaben und ihre Probleme in allgemeinverständlicher Weise darzustellen und dadurch einen Einblick zu geben in einen Arbeitsbetrieb, der von den verschiedensten Gesichtspunkten aus von größtem Interesse ist.

II. Die Heidenpredigt und ihre Probleme.

1. Zur Psychologie, Ethik und Religion der Eweer.

Das Hauptmittel aller Missionsarbeit ist und bleibt die Verkündigung des Evangeliums, die Heidenpredigt. Sie ist auf der ganzen Welt in ihrem Kern dieselbe. Es ist aber kein Zufall, daß sich bereits im Rahmen des Neuen Testaments die Predigt des einen Evangeliums in verschiedener Ausprägung zeigt, je nach dem Charakter dessen, in dem es wirksam geworden ist und an den es sich wendet. Infolgedessen ist es für die praktische Missionsarbeit von allergrößtem Interesse, zu einem richtigen Verständnis des Volkes zu kommen, dem jeweils die Predigt des Evangeliums gilt. Nur gründlichste Kenntnis des Volkscharakters und der Volksreligion vermittelt der Heidenpredigt die rechte Anknüpfung und die rechte Methode.

Dennoch besitzen wir für den kleinen Bereich unseres Arbeitsgebiets noch keinen Versuch zu einer gründlichen Psychologie der Eweer. Jeder Missionar bildet sich seine Vorstellungen, das Leben korrigiert ihn, und schließlich wird er, je nach seiner Veranlagung, wissen, wie er, um seinen Hörern verständlich zu werden, zu predigen hat. Aber es kommt ihm entweder nicht zum Bewußtsein, welchen Schatz er sich mit dieser Erfahrung erworben hat, oder es fehlt ihm an Zutrauen zu sich selbst und an Zeit, um das Gewonnene niederzuschreiben. Infolgedessen stehen wir hier erst am Anfang der Arbeit.

In Bezug auf die Religion steht es wesentlich besser. D. Spieths Arbeiten sind da grundlegend. Aber je weiter wir in der Kenntnis der einzelnen Stämme vordringen, um so dringender wird die Pflicht, die oft divergierenden Einzelzüge zu einer Gesamtdarstellung zu vereinigen, die ihrerseits die unbedingt nötige Voraussetzung zu einer alle Anknüpfungspunkte richtig benutzenden Evangeliumsverkündigung bildet.

Wenn ich es wage, um die Heidenpredigt in ihren Problemen verständlich zu machen, zunächst einen ganz kurzen Ausriß der Psychologie, Ethik und Religion der Eweer zu geben, so geschieht das mit dem Wunsche, bessere und ausführlichere Darstellungen aus den Kreisen unserer Missionare, als der besten Sachkenner, zu erbitten und anzuregen.

Außerlich machen die Eweer zweifellos den Eindruck eines harmlosen, glücklichen Volkes. Die tropische Natur bietet ihnen, ohne viel Anstrengung zu fordern, alles was sie zum Leben nötig haben. Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Jagd, Töpferei, Schmiede- und Webkunst sind neben dem Handel wohl ihre Hauptbeschäftigungen, die in der Regel so lange getrieben werden, als der Hunger dazu nötigt, während, sobald Überfluß da ist, die Arbeit ruht und der Sucht, zu feiern und bei Gerichtspalavern, Palmwein und Pfeife die Zeit zu verschwätzen, gefröhnt wird. Eine besondere Eigentümlichkeit der Naturvölker verstärkt den Eindruck harmlosen Frohsinns, nämlich die Gewohnheit, allem Ungewohnten, Fremden, Neuen, mit Lachen zu begegnen. Sie lachen aus Staunen, aus Verlegenheit, aus Freude am Humor, für den sie eine ausgesprochene Vorliebe besitzen. Sie sind Meister in der Beobachtung und verstehen jeden Fehler, jede Eigenart genau zu kopieren, zum Jubel aller, die davon Zeuge sind. Im Gespräch geht das Necken und die Scherzrede hin und her, und selbst wenn die Arbeit heiß und die Anstrengung groß ist, kommt's selten vor, daß alle still werden. Einer weiß meist noch ein lustiges Stücklein und reiht durch seine drastische Erzählung sofort die andern mit sich fort.

Nimmt man dazu den Hang zur Geselligkeit und zu geselligen Künsten wie Tanz und Musik, die Ausdauer, mit der dieselben Melodien hundertfach wiederholt werden, die Begeisterung, die der Takt der Trommeln entfacht, die Zähigkeit, mit der in Mondschein Nächten bis in den grauen Morgen hinein getanzt wird, die ausgeprägte Gastlichkeit, die schrankenlos geboten, aber ebenso rücksichtslos ausgenutzt wird, und dazu das ganze gefällige, freundliche, gewandte Auftreten, dann versteht man es, wie die Eweer mit vielen anderen „Natur“-Völkern in den Ruf gekommen sind, „große Kinder“ zu sein. Es erinnert in der Tat manches in ihrem Charakter auch bei ernsterer Prüfung an den Charakter des Kindes.

Kinder sind leicht zu beeinflussen, insolgedessen schnell begeistert, aber nicht beständig. Es fehlt noch jede Charakterfestigkeit

und ausdauernde Treue gegen übernommene Pflichten. So sind die Eweer Augenblicksmenschen. Sie sind sehr schnell zu begeistern und sehr leicht dazu zu gewinnen, daß sie Ja sagen. Allein sie sind auch ebenso schnell wieder umgestimmt, und man darf es ihnen nicht einmal als Charakterlosigkeit auslegen, wenn sie heute zu uns so und morgen zu einem andern genau das Gegenteil sagen. Vielmehr liegt das außer in ihrem unentwickelten Wesen theils in ihrem Sittenkoder, theils in einer raffinierten Fähigkeit begründet, in jedem Augenblick das für die eigene Person günstigste Vorurteil zu erwecken. Dem höher Gestellten zustimmen ist Pflicht des Anstandes, man nimmt aber dabei als ganz selbstverständlich an, daß der kluge Europäer sich das Ja schon als Nein auslegen werde, oder man weiß ganz genau: diese Antwort will der weiße Mann haben, also geb ich sie ihm; es wird mein Schaden nicht sein! Es fehlt also die Einsicht in die Tragweite der eignen Aussage, das Gefühl der Verantwortlichkeit, das Bewußtsein von der sittlichen Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Das hat noch einen tieferen Grund, der gerade in diesem Zusammenhang, bei der Vergleichung des Volkscharakters mit den Kindern, nicht übersehen werden darf. Im Leben des Kindes wie im Leben des Naturvolkes spielt die Phantasie eine ausschlaggebende Rolle. Im Erzählen, im Ausmalen, in treffenden Sprichwörtern und Bildern sind die Eweer Meister. Die Phantasie macht keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Märchen. Ihr ist das Spiel der Gedanken Wirklichkeit. Ihr fehlt das Judizium für die objektive Wahrheit. Daher bedarf jeder Bericht, der aus dem Munde eines nicht zur Wahrhaftigkeit erzogenen Eingeborenen kommt, der Nachprüfung, und es liegt etwas sehr Berechtigtes in der Forderung, die Neger vor Gericht nicht unter Eid zu stellen. Sie wissen vielfach nicht die Grenze zwischen Phantasiegebilde und Geschichte. Was sie heute gehört haben an Geschichten, verwerten sie morgen als ihr geistiges Eigentum, ganz unbekümmert darum, ob sie das Gehörte auf den Kopf stellen oder reinen Unsinn reden. Das ist besonders bei Aufnahme des Sagenkreises der Eingeborenen in Betracht zu ziehen, damit nicht dem Aufnehmenden unbemerkt etwa christliches Gut als Besitz des Eingeborenenvolkes mit unterläuft.

Kinder und Naturvölker besitzen ein erstaunlich gutes Gedächtnis. Das kommt der Mission bei der Schularbeit und bei der

Predigt zugute, bringt aber die Gefahr des mechanischen Auswendiglernens mit sich. Diese Gabe wieder in Verbindung mit der bereits erwähnten Sucht, nachzuahmen, ist die Ursache, weshalb sich in die Christengemeinden allerhand Heuchler eindrängen, die nur die „Sprache Kanaans“ reden und fromm tun, im Grunde aber dieselben sind, wie vordem. Es ist sehr schwer für den Missionar, immer das nötige Mißtrauen mit dem rechten Vertrauen zu verbinden. Schwere Enttäuschungen sind deshalb unausbleiblich.

Das führt einen Schritt weiter. Es geht nämlich nicht an, die Eingeborenen, wie sie unberührt von europäischer Kultur geworden sind, nur als Kinder anzusprechen. Gewiß ist das Kind materialistisch und selbstsüchtig, aber diese Eigenschaften sind bei den Naturvölkern durch eine lange Eigenkultur und Selbsterziehung in einem ganz erschreckenden Maße ausgeprägt. Das kann ja gar nicht anders sein. Wo einer gegen den andern steht, sucht jeder seinen Vorteil. So überraschend es mir zuerst schien, was mir ein sehr zuverlässiger Kenner der Eweer erzählte, ist doch nur eine selbstverständliche Notwendigkeit: dieselben Leute, die mit dem Gelde so zu spielen scheinen, als hätten sie gar keinen Begriff von seinem Wert, die um die größten Nichtigkeiten einen Tages- oder Wochenverdienst und mehr wegwerfen, wissen doch ganz genau, wem sie Geld geborgt haben und wieviel sie zu bekommen haben. Dabei handelt es sich oft um viele Schuldner und verschwindend kleine Beträge, und doch kann der Betreffende, der vielleicht nicht ein Wort oder eine Zahl zu schreiben weiß, fast bis auf den Pfennig genau angeben, wieviel Geld er besitzt. Für gewöhnlich wird er das nicht tun. Er will als armer Mann erscheinen und leiht sich, wenn jemand von ihm borgen will, lieber das Geld von einem Dritten, als daß er zugibt, es selbst zu haben. Aber bei den Gerichtsverhandlungen, die oft durch die grausam hohen Zinsforderungen veranlaßt werden, kommt es an den Tag. Da schlägt also bisweilen der Charakter der Kindlichkeit um zu raffiniertester Berechnung des eignen Besitzes.

Von da ist nur ein Schritt weiter zur rücksichtslosen Durchsetzung der eignen Person, zur unerbittlichen Geltendmachung selbstischer Interessen. Und dafür bietet jedes Heidendorf zahllose Belege. Gewiß, es ist eine Eigentümlichkeit des Kindes, die eigne kleine Person in den Vordergrund zu drängen, aber den Naturvölkern geht bei solchem

Streben die ursprüngliche Naivetät völlig verloren. Es ist harmlos, wenn ein Hinterwäldler einen Hutrand als Kopfbedeckung oder eine zerschliffene Weste als höchsten Schmuck trägt — da kann man noch von Kindlichkeit reden; aber wo ein Häuptling, um sein Geld günstig anzulegen oder auch in zügelloser Sinnlichkeit, eine Frau um die andere kauft, wo ein Vater eine junge Tochter ohne jedes Bedenken an einen alten Mann verhandelt, nur um reich zu werden, da ist die Grenze der Kindlichkeit überschritten, da sind die selbstischen Triebe in Tätigkeit, und zwar zum Teil in fast vulkanischer Kraft. Das gleiche gilt von Häuptlingen oder Zauberern, die ohne Wimperzucken Menschenleben aufs Spiel setzen und zu tyrannisieren verstehen mit fast teuflischer Bosheit. Hier ist überall der böse Einfluß der jahrhundertelangen Selbsterziehung zur Selbstsucht zu spüren.

Es hieße aber blind sein, wenn man behaupten wollte, daß der Volkscharakter in seiner Eigenentwicklung nur Verabscheuenswertes angenommen habe. Sobald wir den Eweer als Glied seiner Familie, seines Dorfes, seines Stammes betrachten, finden wir an ihm Anlagen und Fähigkeiten von sittlichem Wert.

Es wird oft geklagt, daß bei Negeren von Kindererziehung keine Rede sei. Das ist durchaus nicht richtig. Seit alters werden im Ewelande die Kinder zur Arbeit angehalten. Als Zeugnis dafür gebe ich eine kurze Schilderung aus der Feder des Lehrers Robert Kwami in Umedzowe. Er schreibt: „Unter den Eweern ist es Brauch, daß Kinder den Eltern bei der Arbeit helfen müssen. Im Innern wird hauptsächlich Ackerbau getrieben. Sobald die Sonne aufgegangen ist, nimmt der Bauer Flinte, Hacke und Buschmesser und ruft seinem Sohn: „Kofi, nimm Feuer und Wasserkrug und folge mir!“ Sofort wird sein Befehl ausgeführt und fröhlich ziehen die Arbeitslustigen ins Feld hinaus. Ihnen folgt dann die Mutter mit den kleineren Kindern oder den Mädchen nach Erledigung der Hausgeschäfte. Erst gegen Abend kehren sie müde nach Hause zurück. Die Kinder müssen auch, sobald sie etwas leisten können, arbeiten. An dem Tage, an welchem das Kind nicht auf dem Felde gewesen ist, bekommt es nichts zu essen. Ist die Mutter zu Hause geblieben, um etwas anderes zu tun, z. B. Seife zu kochen oder Palmöl zuzubereiten, dann ist es Pflicht der Tochter, Handlangerdienste zu tun, um dadurch diese Geschäfte zu erlernen. Zeigte es sich bei einem

Kinde, daß es faul war, dann wurde kurzer Prozeß mit ihm gemacht, man verkaufte es einfach. Diese allzu schwere Strafe zwang die Kinder zu unbedingtem Gehorsam gegen die Eltern, und ein Kind bemühte sich, das andere im Arbeiten zu übertreffen.“ Aus diesen Worten geht hervor, daß Fleiß und Gehorsam in der Kindererziehung wohl gepflegt und harte Strafen im Notfall nicht gescheut wurden. Beobachten wir dabei als Triebkraft auch nur selbstsüchtige Regungen, so verbirgt sich doch hinter ihnen der erste Ansatz sittlicher Werte. Der Mensch ist zur Arbeit berufen und er muß dazu gezwungen werden mit allen zulässigen Mitteln. Die Eltern sind die berufenen Erzieher. Ihnen gehört das Kind, ihnen soll es auch Nutzen bringen. Wenn es das nicht will, muß es aus dem Familienverbande ausgestoßen werden. Und das ist die härteste Strafe, die es gibt, die ultima ratio, die angewandt wird, sobald ein Kind als hoffnungslos unverbesserlich aufgegeben werden muß.

Ich möchte nicht so weit gehen, zu behaupten, daß die Eweer sich in dieser Weise des sittlichen und erziehlichen Wertes des Familienverbandes bewußt geworden wären. Aber die Tatsachen sind da, die zu solcher Auslegung führen können, noch dazu, da eine verhältnismäßig reiche Pflege des Familiensinnes und des Familienzusammenhangs in Togo zu beobachten ist. Ich erwähnte, daß die gesamte Ethik des Heidentums meiner Überzeugung nach vom Kommunismus bestimmt wird. Hier zeigt sich das zuerst. Die Familie, der Stamm, bilden ein einheitliches Ganzes. Der einzelne an sich ist nichts. Er kommt nur in Betracht als Glied des Ganzen. Aller Besitz gehört der Familie, dem Stamm. Der einzelne hat den Gesamtbesitz zu erhalten und zu vermehren. Deshalb muß das Kind arbeiten, deshalb wird es, wenn es faul ist, durch Verkauf aus der Familie ausgestoßen.

So selbstsüchtig diese Motive sind, es wirken, das muß auf der andern Seite doch anerkannt werden, innerhalb des Familienlebens auch sittlich wertvolle Eigenschaften, Höflichkeit, Liebe, Pietät, Treue innerhalb der Familie und des Stammes. Smend, ein guter Kenner des Volkes, schreibt darüber: ¹⁾ „Während der Europäer den Neger häufig für „formenlos“ hält, weisen die Anstandslehre sowohl wie der Sittenkoder der Eweer in der Tat eine Menge Anschauungen über Höflichkeit, Klatsch, Gastfreundlichkeit,

¹⁾ I. c. S. 304.

Hilfsbereitschaft, Ehrerbietigkeit, Sauberkeit, Fleiß, Wahrhaftigkeit usw. auf, die von den unseren im Grunde nicht so sehr abweichen, wenn auch ungezügelteres Temperament und niedere Kulturstufe oft nicht den Anschein erwecken. Die Neger beobachten untereinander genau die äußeren Sitten im Verkehr, so z. B. beim Essen, ferner das Zeremoniell des Grußes, des Verkehrs mit Höherstehenden, des Betretens von fremden Wohnungen, des Aufnehmens reisender Fremder, des Tragens von Kleid und Haar sowie den „guten Ton“ im Verkehr mit dem anderen Geschlecht und beim Besuchemachen für bestimmte Fälle und Gelegenheiten.“

Schwieriger als diese Verkehrsitten, die auf das Respektverhältnis der Beteiligten einen Rückschluß zulassen, sind Äußerungen der Liebe, des Vertrauens im engeren Familienverband zu beobachten. Nur, daß die Mutter, die ihr Kind zwei, drei, auch vier Jahre hindurch nährt, es während dieser Zeit mit zärtlicher Liebe und verhältnismäßig rührender Sorgfalt umgibt, sieht man alle Tage. Man findet aber doch hin und her auch andere Beweise der Liebe und Pietät. Die Rettung verloren Geglaupter, die Heimkehr lange abwesend Gewesener, werden mit Jubel begrüßt. Hierher gehört auch die eigenartige Sitte,¹⁾ „daß beim Verteilen eines erlegten Stück Wildes jedes Stück Fleisch symbolisch an die verschiedenen Familienglieder abgegeben wird, indem z. B. die Mutter des Jägers die Brust erhält, da sie sowohl aus Freude wie eventuell aus Trauer über den jagenden Sohn ihre Brust schlägt, indem die Frau die Lenden des Tieres bekommt, denn „wie auf den Lenden der Körper ruht, so ruht das ganze Hauswesen auf der Arbeit der Frau!“ Auch das ist ein Zeichen der Treue im Zusammenhalten, daß die ganze Familie die Schande des Einzelnen als ihre Schande empfindet und für die Schulden ihrer Mitglieder sich solidarisch erklärt, daß die Familiengeschichte von den Vätern auf die Kinder vererbt wird, daß die künftige Frau von ihren Eltern ermahnt wird zur Hilfsbereitschaft gegen andere, zum Friedenhalten, zur Demut, zu Gehorsam und Fleiß im Hause, zu Sittsamkeit und wenig Verkehr mit andern Frauen außer dem Hause und zum Fernbleiben von deren Streit.“ Ähnliche Ermahnungen bekommt jeder Mensch von der Geistermutter mit, wenn er die Seelenheimat verläßt, dazu die Mahnung,

¹⁾ Smend, I. c. 504.

nicht zu lügen, nicht zu stehlen, die Ehe nicht zu brechen u. s. f., ein Beweis, wie fest eingewurzelt das Bewußtsein von der Heiligkeit und Notwendigkeit dieser Gebote im Herzen des Volkes ist. Smend konstatiert¹⁾ sogar einen Fall, daß sich ein junger Ehemann das Leben nahm, weil seine Frau bei der Geburt des ersten Kindes starb. Allerdings mag das eine Ausnahme gewesen sein, denn gemeinhin ist zwar die Frau gebunden, dem Manne die Treue zu halten, der Mann aber hat völlige Freiheit. Das liegt an der Vorstellung, daß die Frau in den Besitz des Mannes übergeht und als Besitzstück veräußert und vererbt werden kann. Rechtlos hat sie nur Pflichten. Trotzdem weiß sie meistens schon durchzusetzen, was sie will, und die Theorie ist hier strenger als die Praxis.

Das Verbot des Diebstahls findet eine erstaunliche Beachtung: „Alle Felder und Häuser stehen offen, und dennoch sind Diebstähle innerhalb desselben Dorfes selten. Es ist die Furcht vor der Schande im Dorf, da der Diebstahl zu leicht entdeckt wird, und die Erziehung durch grausame, harte Strafen, die die Achtung vor dem Gesetz erzwungen haben,“ sagt Smend.²⁾ Es ist aber dabei zu bedenken, daß gerade das Eigentum durch allerhand Zauber geschützt wird, also die Furcht vor der Rache irgend eines Gottes oder Geistes hier sehr stark mit einwirkt.

Das führt zu einer andern, wo möglich noch wichtigeren Frage für die Heidenpredigt, zu der Frage nach dem religiösen Besitz des Einzelnen wie der Gesamtheit. Da darf man noch viel weniger als bei der Ethik und Psychologie nach einem System fragen. Einander widersprechende Anschauungen laufen parallel nebeneinander her und das einzige mit einiger Sicherheit anzugebende allgemeine Kriterium aller religiösen Vorstellungen ist die Vereinzelnung, die Zerspitterung in Atome, die nirgends zum Organismus zusammengebracht werden.

Beobachtet man aber den Bestand an religiösem Gut, wie er durch D. Spieths neuestes Buch eben der Forschung in handlichem Bande vorgelegt ist, genauer, so kann man deutlich drei oder vier verschiedene Schichten unterscheiden, die in sich zu geschlossenen Anschauungskreisen führen, aber in der Wirklichkeit hoffnungslos durcheinander gewirrt sind, eine theistische, eine in Naturverehrung oder Naturbeseelung auslaufende, eine animistische im engeren Sinne und

¹⁾ I. c. 306. ²⁾ S. 239.

vielleicht eine totemistische. Obwohl sich geschichtliche Entwicklungen im religiösen Gut der Eweer deutlich beobachten lassen, ist es bis heute nicht möglich, anzugeben, ob die vier genannten Schichten ein verschiedenes Alter beanspruchen dürfen, ob sich eine Anschauungsform aus der andern entwickelt oder neben der andern unabhängig von ihr gebildet hat. Nur das darf man bis jetzt als feststehend behaupten, daß die Konstruktion in aufsteigender Linie im Sinne einer Entwicklungslehre völlig unhaltbar ist. Ich kann das hier nicht beweisen. Es mag genügen, daß die Gottesvorstellung Mawu nach allem, was wir wissen, Allgemeingut aller Eweer ist und daß diese Vorstellung unwillkürlich dann einsetzt, wenn die niederen Götter nach dem unmittelbaren Empfinden nicht ausreichen, in Zeiten größter Not, größten Glückes, größter Schuld. Sie ist die einzige, die sittlich orientiert ist. Aber aus der Art, wie sie wirksam wird, ist es ganz klar, daß sie nicht letztes Glied einer aufsteigenden Entwicklung sein kann. Sie wird nur als Erinnerungsrest einer frühen Entwicklungszeit verständlich. Ferner scheint alles darauf hinzudeuten, daß Naturverehrung, Naturbeseelung — aber abgelöst von animistischen Vorstellungen — älter und beherrschender bei den Eweern ist, als Ahnenverehrung und eigentlicher Animismus. Ob die Beobachtungen über Tierkult ausreichen, um zu einer wieder andersartigen, totemistischen Anschauungsschicht zu führen oder ob zur Erklärung totemistischer Züge die Verehrung der Naturkraft einerseits und die des Animismus andererseits ausreicht, dürfte heute kaum entschieden werden können. Dagegen ist klar, daß Zauberei und Wahrsagerei nichts Ursprüngliches sind, kann doch für die Wahrsagerei der Ursprung offenbar noch nachgewiesen werden.

In großen Zügen stellt sich die Religion der Eweer etwa folgendermaßen dar:

Über allem waltet ein höchstes Wesen, Mawu genannt. Aber es befindet sich in fernen Höhen und empfängt insolgedessen keine Verehrung. Nur bei unwillkürlichen Äußerungen der Frömmigkeit, in Todesgefahr, beim höchsten Schrecken, bei Übertretung irgend welcher Gebote und Verbote, aber auch bei der Arbeit, der Erquickung gedenkt man sein mit kurzem Anruf, setzt also voraus, daß es jedes Rufers Gebet sofort höre, also allüberall gegenwärtig sei. Man weiß, daß es früher den Menschen nahe war und durch deren

Verhalten erst veranlaßt wurde, sich von den Menschen zurückzuziehen. Man schätzt es als Helfer, als Richter, als Leiter. Es hat keine Bilder, keine Kultstätten, keine Priester. Es ist Eigentum des ganzen Stammes, doch finden sich Namen, die es fraglich erscheinen lassen, ob der Name Mawu zu allen Zeiten und bei allen Eweern das höchste Wesen gewesen ist, Kpaya am Agu, Aya in Avatime, Se in Unlo, Djingbe in Peki, Damadama in Waya u. s. f. Nur das steht fest, die Grundvorstellung, die mit diesem höchsten Wesen verknüpft ist, ist in allen Stämmen wesentlich dieselbe und der Name ist, so lange christliche Missionare unter den Eweern arbeiten, bereits der allgemein herrschende.

Unter dem höchsten Gott steht eine unabsehbare Reihe von Stammes-, Orts-, Familien- und Personengöttern, die in Bildern dargestellt, an bestimmten Kultstätten verehrt, durch Priester bedient, durch Opfer in Gunst gehalten, aber auch nach Kräften betrogen und im Nothfalle abgesetzt werden. Dabei ist deutlich zu unterscheiden zwischen Gottheiten, in denen die Naturkraft verehrt wird, ohne daß irgend welche animistische Vorstellungen dabei vorwalten, und zwischen animistischen Göttern, sei es, daß die Ahnen und deren Seelen selbst, wohnhaft gedacht etwa im Ahnenstuhl, oder die Götter früher gestorbener Familienglieder aus Pietät und Utilitätsrücksichten mit der Verehrung bedacht werden. Zum Teil ist der Kult dieser Götter an bestimmte Tage oder Festzeiten gebunden, z. T. wird er nach Bedürfnis, vor der Jagd, vor dem Handel, nach einer glücklichen Reise, nach Erhörung des Gebets um Eltern Glück u. s. f. gehalten. Mit dem Kult sind nicht selten kultische Gebote oder Verbote, bestimmte Trachten oder Abzeichen u. dergl. verbunden. Diese Götzen sind für die tatsächliche Gottesdienstübung der Eweer völlig an die Stelle des großen Gottes getreten, und ihr Dienst durchzieht das ganze Leben des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode. Neben diesem Götzendienst im eigentlichen Sinne geht, ihn fast in den Hintergrund drängend, ein überreicher Gebrauch entweder der Zauberei oder der Wahrsagerei her, oder vielmehr beider, da die angeblich behauptete Ausschließlichkeit beider sich in der Wirklichkeit nicht durchführen läßt. So ungefähr für und gegen alles Erdenkbare gibt es Zauber, der, an die Person des Besitzers gebunden, dennoch übertragbar und zwar käuflich ist. So bildet die Zauberei eine

doppelte Einnahmequelle für die Zauberer: er kann seinen Zauber zugunsten dritter anwenden und er kann sein Geheimnis gegen teure Bezahlung einem andern Zauberer verkaufen. Und da der Sinn jedes Erweers darauf geht, sich durch möglichst viel Zaubermittel schützen und mächtig machen zu lassen und andererseits der Ruf eines Zauberers von der Masse und Kraft der ihm zur Verfügung stehenden Zauber abhängt, läßt sich denken, wie einträglich das Geschäft der Zauberei sein mag. Leib und Hütte, Dorf und Feld, Eigentum und Ackerfrucht, Handel und Reise, alles kann durch Zauber geschützt werden. Daher begegnen dem Kundigen auf Weg und Steg die Spuren der Zauberei: hier ein paar Federn, dort Eierschalen, Eigelb und Palmwein, dort Haarbüschel, dort unwundene Stöcke. Die Zahl der Zaubermittel ist unbeschränkt. Jeder Zauberer kann von jedem soviel herstellen, als ihm beliebt, und dazu uneingeschränkt neue erfinden. Hier herrscht offenbar schrankenlose Willkür. Ganz anders bei der Wahrsagerei, die eine systematisch geordnete, von einem Mitglied des „Wahrsagerordens“ dem andern übermittelte Kunst ist, aus bestimmten Grundzeichen und ihren Zusammensetzungen gleichsam würfelnd die Zukunft zu lesen.

Merkwürdig ungereimt zwischen all diesen Anschauungen, sich bald mit ihnen verbindend, bald ihnen scharf widersprechend läuft die Vorstellung von der menschlichen Seele, ihrem Ursprung und ihrem Verbleib, der eigentliche Animismus. Im Menschen wohnen zwei Seelen, eine Lebensseele aus der oberen Welt, der Seelenheimat, und eine Todesseele aus der Unterwelt. Unter großen Schwierigkeiten kommt die Lebensseele, nachdem sie sich ihr unwandelbares Geschick zuvor selbst bestimmt hat, sei es mit, sei es ohne Erlaubnis der oberen Wesen, auf die Erde, um sich im Leibe mit der Todesseele zu verbinden. Sie verbringt ihr Dasein nach dem zuvor bestimmten Rat und geht nach dem Tode, von einem Fährmann über den Grenzfluß gefahren, in die Welt der Schatten, oder zunächst noch in den Leib eines Leoparden u. s. f., um dann aber endgültig aus dem Dasein abzutreten. Mit der Unterwelt sind höchst eigenartige Gerichtsvorstellungen verbunden, aber der Widerstreit zwischen dem ewigen Fortbestehen der Seelen in der Unterwelt und dem Verschwinden der Seelen, die noch einen Tierkörper bewohnt haben, ist nicht ausgeglichen.

Es ist kein Wunder, daß als Absenker dieser Grundvorstellungen sich Geisterfurcht, Herenglauben und allerhand Schauer- vorstellungen finden, die den Vorstellungen des deutschen Landvolkes erstaunlich verwandt sind. —

Dieser kurze Überblick über die Religion der Eweer, der nur der einen Ergänzung noch bedarf, daß die Religionsübung Kasuistik ist, die den Einzelnen der Umwelt gegenüber schützen und mächtig machen soll, bestätigt es vollends, daß die angeblich harmlose Fröhlichkeit der Eweer nichts als trügerischer Schein ist. Es läßt sich demnach vermuten, daß der Heidenpredigt manche Sehnsuchtsflänge aus dem Herzen der Hörer, manche verwandte Regungen aus ihrem eigenen Denken entgegenkommen, aber ebenso viel Widerspruch wie Beifall durch sie erweckt werden wird, wo man sie hört.

2. Soziale Bedingtheit der Heidenpredigt.

Eine gründliche Kenntnis der Menschen, denen er die Botschaft des Evangeliums, wie sie ihm aufgetragen ist,¹⁾ vermitteln will, ist das erste und wichtigste Erfordernis für den Missionar, nachdem er sich ihre Sprache, womöglich sogar ihren Dialekt angeeignet hat; denn Ziel aller Heidenpredigt ist die Gewinnung des einzelnen. Dazu muß aber zweitens eine möglichst gute Kenntnis der Volksstruktur kommen, damit die Heidenpredigt möglichste Durchschlagskraft gewinne und möglichst viel einzelne zu Christen werden und damit zu Gliedern der Kirche, des Reiches Gottes. So ist die Heidenpredigt nach ihrem ersten und ihrem abgeleiteten Ziel sozial bedingt.

Die Kluft, die den Missionar von dem Volke trennt, unter dem er arbeitet, kann man sich nicht groß genug vorstellen. Deshalb muß er nach Brücken suchen, auf denen er seine Anschauungen dem Volk vermitteln kann, und dazu bietet die soziale Stellung der Hörer manch willkommene Handhabe. Sie wird ihn vor Mißgriffen nicht schützen, wird seinen Worten aber größere Verständlichkeit verbürgen.

Die Unloer an der Küste sind anderen Charakters als die Avatimeer. Die Schmiede in Akpafu wieder sind grundverschieden

¹⁾ N. M. S. 1895. 26 ff., 38 ff.

von den ackerbautreibenden Leuten von Ho. Handwerker leben in anderen Anschauungen als Fischer, Ackerbauer in anderen als Händler. Die Küste, die seit Jahrzehnten unter dem Schall des Evangeliums steht, hat eine aufgeklärte Bevölkerung, während man im Innern noch primitive Zustände und primitive Volksschichten findet. Diese Verschiedenheit wirkt zweifellos, wenn auch nicht auf den Inhalt, so doch auf die Form der Heidenpredigt ein. Was an der Küste bekannt ist, bedarf im Innern der Erklärung. Bilder, die hier verständlich sind, sind's dort nicht ohne weiteres.

Noch wichtiger fast ist für den Missionar die Kenntnis der sozialen Gliederung des Volkes. Er muß wissen, ob in dem betreffenden Stamm Vaterrecht oder Mutterrecht herrscht, d. h. ob der Vater oder die Mutter Besitzrecht über die Kinder hat, ob der Mann oder der Bruder der Frau Familienoberhaupt ist. Er muß weiter die Ältesten der Familie, die in allen wichtigen Fragen um Rat gebeten werden, kennen, um zu wissen, von wem der Erfolg seiner Predigt vereitelt, der Übertritt dieses oder jenes Menschen zum Christentum verhindert wird. Er muß wissen, an wen er sich mit Erfolg wenden kann, wenn er den Bau eines Schul- oder Lehrerhauses durchsetzen möchte oder sonst Leistungen von den Heiden begehrt.

Das alles sind Selbstverständlichkeiten, die nur der Erwähnung bedürfen, um zu zeigen, daß die Heidenpredigt nicht etwas Einfaches, sondern etwas recht Kompliziertes ist, und es begreiflich zu machen, weshalb die Missionare sich Evangelisten heranziehen, die aus der Kenntnis der Volksseele und der Volksstruktur heraus zu sprechen vermögen und für die damit unendlich viele Probleme fortfallen, die dem Missionar kaum lösbar sind.

Eine ganz andre Frage, die auch aus diesem Zusammenhang heraus behandelt werden muß, ist die, ob die bisher übliche Form der Heidenpredigt in Südtogo noch weiter festgehalten werden kann, oder besser abgeschafft werden sollte.

So mannigfaltig die bisherige Gestaltung der Heidenpredigt war — bald handelte es sich um gelegentliche Verkündigung vor einem zufällig zusammengelaufenen Zuhörerkreis durch einen Missionar, bald um wohl vorbereitete Predigtreisen, womöglich von mehreren Lehrern unter einem Missionar, mit Gesängen eines Schülerchors, Posaunenvorträgen oder gar Lichtbildervorführungen —

in einem waren alle diese Predigten eins: Es wurden Heiden zusammengerufen, ob sie hören wollten oder nicht, um Predigt gebeten hatten oder nicht, und es wurde ihnen auf dem Dorfplatz, unter einem Schattenbaume, in einem Gehöft oder in einer Arbeitspause auf dem Acker Evangelium verkündigt. Eine solche Art der Heidenpredigt ist berechtigt, so lange es sich darum handelt, die unbekannte Sache des Christentums der Heidenwelt bekannt zu machen.

Dies Ziel ist aber sicher in Südoto für weite Strecken erreicht. Die Heiden wissen ganz genau, worauf es im Christentum ankommt, aber weil sie sich schämen, noch Heiden zu sein,¹⁾ ist es ihnen unangenehm, daß man ihnen in dieser Form die Einladung bringt, den Gottesdienst zu besuchen. Schon daß da junge Schulknaben auftreten und ihre Lieder singen und damit eine Art Überlegenheit über die im Heidentum alt gewordenen Hörer zur Schau tragen, berührt diese unangenehm. Sie bleiben lieber fort, als daß sie sich so bloßgestellt sehen.

Auch im Innern sind die Zeiten längst vorüber, wo das Auftreten und die Botschaft des weißen Mannes den Reiz völliger Neuheit hatte und so die Leute anlockte. Das ständige fluktuieren der Bevölkerung und das Bedürfnis, Neues zu erzählen, sorgen schon dafür, daß das Christentum im Lande bekannt wird. Die Missionare sind oft davon überrascht worden, welche Kleinigkeiten aus dem Gemeindeleben einer Einzelgemeinde an entlegenster Stelle kolportiert werden und wie jede kleine persönliche Eigenart eines Missionars durch das ganze Land hindurch bekannt wird. Wieviel mehr die neuartige, dem Heidentum scharf entgegentretende Evangeliumsverkündigung unter den Heiden. Selbst im Innern kann die Heidenpredigt, die ihrer Natur nach, ob sie polemisch auftritt oder evangelisatorisch, auf die Hauptsache beschränkt bleiben muß, in weiten Gebieten nur noch die bereits vorhandene Anschauung über das Christentum ergänzen und berichtigen und nicht mehr Neues bieten. Deshalb kommen die Leute nicht dazu. Sie wissen schon, um was es sich handelt, und sie wollen gar nicht in ihrem Heidentum gestört sein, wollen gar nicht Christen werden.

Hat es dann einen Zweck, die Heidenpredigt in dieser Form festzuhalten? Es kommt ein weiterer Grund hinzu, der das Gewicht unseres Zweifels verstärkt.

¹⁾ s. Kap. I., 2. S. 15 f.

Für jeden denkenden Beobachter der Missionsarbeit ist es selbstverständlich, daß fortgesetzte Heidenpredigt in einem Dorf zur Anlegung einer Schule führen muß. Der vorbereitenden Heidenpredigt muß die geregelte, in ein Amt gefaßte, also um die Schule sich gruppierende folgen. Die Heidenpredigt hat also ein erstes Ziel erreicht, wenn der Wunsch nach dauernder Unterweisung, nach regelmäßiger Predigt des Wortes, nach Niederlassung eines Lehrers im Ort geweckt worden ist. Wie aber, wenn nun dem Verlangen nicht sofort Erfüllung werden kann? Und so steht es heute in unsrer Mission. Wir haben noch nicht einen solchen regelmäßigen Zuwachs an Lehrern, daß wir jeder Bitte um einen solchen sofort zu entsprechen vermöchten und müssen bittende Gemeinden oft monatelang vertrösten. Das hat einen doppelten Nachteil. Die günstige Stimmung kann abflauen, und wenn wir kommen mit unserm Lehrer, ist es zu spät. Oder aber, die Leute werden ungeduldig, wenden sich an die katholische Mission und gehen uns dauernd verloren. Es ist eine oft wiederholte Beobachtung, daß unsere Art, Heidenpredigt zu treiben, ohne daß wir es wollen, der genau beobachtenden, genial disponierenden katholischen Mission die Pionierarbeit abgenommen hat, so daß sie einsetzen und ernten konnte, was wir gesät hatten.

Man mag dies Verfahren beurteilen wie man will, klar ist einmal, daß die Katholiken ihrem ganzen Glaubens- und Kirchenbegriff nach nicht anders können als zuzugreifen, wo immer sich ihnen eine Gelegenheit bietet, und daß wir insolgedessen sehr ernstlich prüfen müssen, ob die bisherige Art, Heidenpredigt zu treiben, festgehalten werden darf, oder ob die soziale Lage, die dem Christentum entgegenkommt und auf die Heidenpredigt sehr schnell mit der Bitte um Lehrer antwortet, nicht zu einem mehr abwartenden Verfahren nötigt.

Die katholische Mission treibt meines Wissens keine Heidenpredigt. Und wenn sie es täte, so würde sie Mittel haben, jeder Bitte um Lehrer sofort zu entsprechen. Jedenfalls ist mir kein Fall bekannt, wo die Arbeit katholischer Missionare uns die Wege geebnet hätte!

In der Tat gibt es auf unserm Missionsfeld Striche, wo die Heidenpredigt aus solchen Erwägungen und Beobachtungen heraus fast aufgehört hat, und man kann nicht sagen, daß dort die Missionsarbeit ruht. Einmal hat jedes christliche Gemeindeleben in heid-

nischer Umgebung mit seinen Gottesdiensten, mit seinen Schulen, mit seinem Konfirmanden- und Taufunterricht, mit seinem Vereinsleben und endlich mit den in die Öffentlichkeit tretenden Amtshandlungen, Taufe, Trauung, Begräbnis, eine sehr starke, werbende Kraft, und dann hört ja, wo geordnetes Evangelistenamt im Heidenlande existiert, die stille Evangelisationsarbeit von Person zu Person nicht auf, vielmehr gibt jeder Besuch in der Gemeinde, jeder Gang über den Markt, kurz jeder Tag mit seinem bunten Leben verschiedenfachsten Anlaß, Mission zu treiben, Heiden zum Gottesdienst einzuladen.

Dennoch darf es an dieser stillen Missionsarbeit nicht genug sein. Durch die vom Missionar und seinen eingeborenen Gehilfen geübte öffentliche Heidenpredigt muß der Boden für eine weitere Missionsarbeit bereitet werden. Das ist die heidenchristliche Gemeinde sich selbst, den Heiden in ihrer Nähe, der sendenden Christenheit, schließlich ihrem himmlischen König schuldig, dessen: „Gehet hin“ ganz absolut und uneingeschränkt erklingt, nicht nach Zeit und Unzeit, Geneigtheit oder Abneigung der Heiden fragt, sondern die Grenzen seines Reiches weiter strecken heißt. Und wenn wir gelegentlich einmal der römischen Propaganda Vorarbeit leisten, so mag das uns trösten, daß schließlich auch hinter den entstellenden Formen des Romanismus ursprüngliches Christentum und hinter den für die Infallibilität eines Menschen werbenden Ordensgliedern der angeblich allein seligmachenden katholischen Kirche der in Wahrheit unfehlbare Gott im Himmel steht, der weiß, was er will, und will, was allein heilsam ist. Versäumte die evangelische Heidenchristenheit ihre Missionspflicht, so bestärkte sie damit die Lauheit und Indolenz der sie umgebenden Heiden, sie litte Schaden am eignen Gewissen, sie beraubte sich selbst des höchsten Vorrechtes und dürfte sich nicht wundern, wenn die sendende Christenheit an ihr alles Interesse verlöre.

Nur soll sie den Gefahren, die aus der gegenwärtigen Lage auf dem Missionsfelde entspringen, mit klarer Entschiedenheit begegnen. Die Not soll die Menschen wecken, die die Mission braucht, um vorwärts zu kommen, Männer und Frauen, von Gottes Geist erfüllt, im Glauben fest und fähig, davon Rechenschaft abzulegen. Sind solche erst da und bereit, mit dem Opfer ihrer ganzen Kraft einzutreten für die Sache des Herrn, dann mag ruhig Jahre dauern, bis der wegebereitenden Heidenpredigt die geordnete Schul- und Ge-

meindetätigkeit folgt, dann werden die Taufbewerber der Kirche des Evangeliums treu bleiben.

Daran aber scheint es in unserer Mission bisher etwas zu fehlen. Im Heidentum liegt die Aufgabe, mit der Gottheit zu versöhnen, lediglich bei der Priesterklasse, die Kraft, Zauber zu machen oder Wahrsagerei zu treiben, lediglich bei der betreffenden Kaste. Der Heide verläßt sich ganz auf diese Mittelspersonen. Daher ist große Gefahr, daß wir das gleiche Verhältnis in durchaus unevangelischer Weise mit hinüber nehmen aus dem Heidentum in unsere Gemeinden, daß die Christen alle Verantwortung für die Missionierung ihrer Volksgenossen auf die Lehrer, Pastoren, Missionare schieben und den nötigen Zeugeneifer vermissen lassen. Zwar wird von den Missionaren die Gemeinde von Jugend auf zur Heidenpredigt herangezogen, so oft es geht, aber es muß mit größerer Bewußtheit als bisher allen Christen die Pflicht eingepägt werden, Träger des ewigen Lebens unter ihren heidnischen Brüdern zu werden.

Erst wenn es gelingt, die Missionspflicht zum Gemeingut aller Ewechristen zu machen, wird die Heidenpredigt, von allen in der sozialen Struktur des Volkes liegenden Hindernissen befreit, das Werkzeug sein, das ganze Ewevolk dem Herrn Christo zu gewinnen.

3. Zur Ausgestaltung der Heidenpredigt.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Theorie der Heidenpredigt zu geben oder zu zeigen, wie verschieden sie sich je nach Zeit und Umständen gestaltet. Ich möchte vielmehr zunächst zeigen, wie in der geschilderten Voraussetzung der Heidenpredigt Anknüpfungspunkte liegen, die einerseits überaus wertvoll, andererseits aber auch gefahr- voll sind, weil sie zu Mißverständnissen führen können und müssen, um dann abschließend die hier auftauchenden Probleme und Aufgaben auf eine einheitliche Formulierung zu bringen.

Bei der Lektüre der Missionsblätter ist mir aufgefallen, wie oft die Missionare ihre Heidenpredigt irgendwie mit dem Schöpfungsgedanken beginnen. Ein Baum, ein Berg, eine Geburt, ein Todesfall regen Fragen an wie diese: Woher stammt das alles? Wer hat die Welt geschaffen? Wer hat den Menschen das Leben gegeben und

dem Leben das Ziel gesetzt? In der That bieten diese Grundfragen der Weltanschauung und des religiösen Denkens eine willkommene Anknüpfung für die Heidenpredigt. Aus der Erkenntnis des Schöpfers entwickelt sich die Erkenntnis, daß Gott Vater ist. Und weil es sich hier gleichsam um Urelemente des Religiösen handelt, ist der Missionar hier am ehesten vor Mißverständnissen geschützt. Man darf aber nicht meinen, daß die Predigt von der Erschaffung der Welt den Heiden Selbstverständliches sage oder ihnen nichts Neues biete. Höchst auffallender Weise findet sich in den reichen Sammlungen Spieths, die sich über zwei Jahrzehnte erstrecken, kein Beleg dafür, daß bei den rein heidnischen Eweern der Schöpfungsgedanke irgend eine Rolle gespielt habe. Die Welt ist entstanden, ist geworden — aber sie ist nicht geschaffen. Die Vorstellung eines geordneten Kosmos und mehr noch, die Person eines Schöpfers, der über und in der Schöpfung wirkt, ist ihnen völlig fremd! Sie kommen über die erste Naturanschauung, daß alles sich entwickelt hat, wie es sich immer wieder vor ihren Augen entwickelt, nicht hinweg. Ihrem viel eher pantheistisch als theistisch orientierten Denken begegnet die Predigt von der Schöpfung und von dem Schöpfergott als etwas ganz und gar Neues.

Um so auffallender ist es, daß sich dennoch gerade hier eigenartig tiefsinnige Anknüpfungen bieten. Alle Eweer kennen den Gott, der über allem wohnt. Sie wissen, daß er einst in Gemeinschaft mit den Menschen lebte, aber dann sich zurückzog in weite Fernen jenseits des Himmels, als die Menschen entweder ein Feuer anzündeten und der Rauch ihm in die Augen biß oder ihre schmutzigen Finger an seinem strahlenden Gewande abzuwischen suchten. Wie unendlich nahe liegt es, hier Anspielungen auf den Sündenfall zu finden und diese Übereinstimmung als Anknüpfung zu benutzen. Da die Erwähnung des höchsten Gottes sofort Zustimmung bei den Hörern der Heidenpredigt findet, meint der Missionar leicht, er sei verstanden worden. Und doch trennt ihn eine weite Kluft vom Denken seiner Hörer. Erst allmählich lernt er es, wie sich mit dem Rudiment eines theistischen Gottesbegriffs allerhand kosmische und siderische Vorstellungen vereinen, wie der Himmel als das Kleid Gottes, die Wolken als dessen Schmuck, der Lichtglanz des Himmels als das Öl, mit dem Gott seinen Leib salbt, gedacht werden und

wie der scheinbar von der Welt und den Menschen losgelöste Gottesbegriff doch unendlich oft anthropomorph ausgestaltet oder in die Welt hineinbezogen ist.

Infolgedessen, scheint es mir, sollte diese Art, anzuknüpfen, obwohl sie sich scheinbar von selbst ergibt, nur mit aller Vorsicht und nur von denen benutzt werden, die sofort imstande sind, Mißverständnisse im Entstehen zu verhüten. Dann kann sie sehr wirksam werden, zumal dann, wenn sofort die Allmacht Gottes herangezogen wird, der vom Banne des Zaubers, von der Sklaverei des Troddienstes, der Knechtschaft der Geister und der Furcht vor dem Wahrsager befreit, während der Mawu der Eweer ein Schattengebilde ohne Wirksamkeit ist. Denn so spricht sofort das religiöse Empfinden an: die Seite im Herzen der Leute ist angerührt, die am empfindlichsten ist und die der Predigt des Evangeliums am meisten entgegenkommt. Denn das Wesen des Heidentums der Eweer ist wie das Wesen des Heidentums überhaupt Furcht, und von Furcht befreit nur der allmächtige Gott, der die heilige Liebe ist.

Wenn dem aber so ist, scheint es, als ob brauchbarere Anknüpfungen für die Heidenpredigt als in der Gottesvorstellung der Eweer in ihren anthropologischen Gedanken liegen müßten. Und in der Tat bietet sich hier eine überraschende Parallele. Der Leib des Menschen wird von Mawu aus Ton geformt, die Seele aber stammt nicht aus dieser Welt, sondern aus der Seelenheimat, Umedzowe. Das klingt wie eine Reminiscenz an oder eine Reflexion über die Schöpfungsgeschichte. Und doch ist die Vorstellung so durch und durch animistisch, daß sie zu der christlichen im schärfsten Widerspruch steht. Gott hat mit der Seele, die aus der Seelenheimat kommt, so wenig zu tun, daß es ausdrücklich als eine Ausnahme, und zwar in der Regel als rühmliche Ausnahme angesehen wird, wenn eine Seele, die sich in der Geisterwelt verlaufen hat, durch Gottes eigne Initiative einem Menschen geschenkt wird, damit sie in ihm lebe. Auch in diesem Falle hatte die Seele ihr Eigenleben, ehe Gott ihren Weg zur Erde lenkte, so daß nur ihr irdischer, nie aber ihr jenseitiger Ursprung auf Mawu zurückgeführt werden kann. Außerdem ist die Seele kraft eigener Bestimmung für ihren Lebenslauf bis ins einzelste prädestiniert und sie muß ihren Weg verfolgen, ohne die Fähigkeit eigener Entwicklung oder Entfaltung, ja,

ohne jede Freiheit. Um so bemerkenswerter ist es, daß gegen diese Grundanschauung durch Nebenvorstellungen opponiert wird, die mit der christlichen in der Tat Verwandtschaft zeigen. Der Mensch hat ein Gewissen, das vor und nach der bösen Tat reagiert.¹⁾ Es gibt Personen, die ihre sittliche Reinheit, aus einer inneren Scheu vor der Sünde, bis ins Alter bewahrt haben, und andere, denen ihr Gewissen keine Ruhe läßt, bis sie „die Tür geschlossen“, ihr Vergehen gesühnt haben. Hier kann und darf die Heidenpredigt einsetzen, vorausgesetzt, daß der Heidenprediger sich darüber klar ist, in welchem scharfem Kontrast christliche Sittlichkeit zu heidnischer Sitte steht, daß also der Begriff des nach heidnischer Sitte Verbotenen keineswegs identisch ist mit dem nach christlicher Sittlichkeit Bösen. Im allgemeinen ist auch die heidnische Anthropologie der Eweer nicht als geeignete Anknüpfung für die Heidenpredigt zu bewerten.

Der Kern des Christentums liegt in der Soteriologie. Das Christentum ist seinem innersten Wesen nach Erlösungsreligion. Ja Erlösungstreben und Erlösungsbewußtsein sind im Grunde nur Korrelatbegriffe zu dem Wort Religion. Jede Religion verdient soweit diesen Namen, als sie Erlösung sucht oder bringen will. Wer in anderem den Schwerpunkt der Religion sieht, begeht eine metabasis eis allo genos, indem er entweder Moralgesetze oder Weltanschauung an Stelle von Religion setzt.

Nun scheint, was sich an Erlösungstreben, an Gebet, Zauberei und Opfer bei den Eweern findet, die allerwenigsten Anknüpfungen für die Heidenpredigt zu enthalten, denn im ganzen ist dies weite Gebiet voller Wust und Torheit. Doch wäre gerade dies Urteil grundfalsch. Nirgends sonst finden wir so prachtvolle, brauchbare Hilfen zur Anknüpfung und Veranschaulichung der Zentraltatsachen des Christentums, wie hier.

Schon daß der Eweer betet, und zwar regelmäßig und mit dem Bewußtsein, einer selbstverständlichen Pflicht zu genügen, daß er Dankgebete ebensowohl kennt und braucht, wie Bittgebete, ist wertvoll. Daran ändert auch der dürftige Inhalt der allermeisten Gebete, die Beschränktheit der Bitten auf egoistische Wünsche nichts. Die religiöse Grundstimmung ist da als eins der allerhervorstechendsten Kennzeichen im Geistesleben der Eweer, und sie äußert sich im Gebet.

¹⁾ Spieth, Ewestämme. S. 571.

Sie äußert sich weiter in unendlich oft variiertem Zauberei. Aber ihre Magie ist so undurchsichtig und inhaltslos, daß es mir unmöglich vorkommt, aus ihr Vorteil für die christliche Predigt zu gewinnen. Hier kommt nur die Tatsache in Betracht, daß die Zauberei da ist und in einem so riesenhaften Umfang betrieben wird — das ist die unbewußte Dokumentierung der religiösen Isolation und darum des Schutzbedürfnisses des Individuums, es ist der Beweis, daß auch die Seele der Eweer nach einem Halt verlangt. Und indem die Heidenpredigt in Aussicht stellt, gerade diesen Halt zu bieten, knüpft sie auch hier an — und steht nicht in Gefahr, mißverstanden zu werden und falsche Vorstellungen zu wecken.

Alle Zauberei ist immer wieder verbunden mit dem Opfer. Und zwar kennt der Eweer Dankopfer, Bittopfer und Sühnopfer. Die Sühnopfer sind theologisch die interessantesten, sei es, daß eine Stadt, ein Dorf gereinigt wird von aller bisher nicht gesühnten Unreinigkeit, oder daß ein einzelner durch eine feierliche Sühnhandlung in den Orden der Wahrsager aufgenommen wird, sei es, daß man auf das Opfertier oder die Art des Opfern oder die dem Opfer zugrunde liegenden Gedanken achtet. Überall findet sich die Vorstellung vom stellvertretenden Leiden, überall die Pflicht, nur fehlerlose Tiere zum Opfer zu bringen, und sehr häufig das Bestreben, das Opfertier möglichst qualvoll zu Tode zu martern, aber ohne daß es einen Laut von sich geben darf! ¹⁾ Daß das Bedürfnis nach Sühne stark ausgesprochen vorhanden ist, daß die Sühnung z. T. den Tod des alten Menschen und das Werden eines neuen Menschen im Kleide der Unschuld symbolisiert, und viele der einzelnen Züge der Opferhandlung sind nicht nur gegebene Anknüpfungen für das uns durch Christus erworbene Heil, sondern sind geradezu geeignet, die Opfergedanken des Judentums und das Opfer Jesu Christi unserm Verständnis neu näher zu bringen.

Ich verhehle mir nicht, daß die Anknüpfung auch hier große Gefahren hat. Das Geistesleben eines Naturvolkes ist, möchte ich fast sagen, für uns inkommensurabel, wir können um Mißverständnisse nicht herum, aber der Gegensatz zwischen dem dürftigen heidnischen Vorgang, dem das Unzureichende, oft sogar das Lächerliche gleichsam an der Stirn geschrieben steht, und der Vollendung

¹⁾ cf. Spieth, Sühnebedürfnis. S. 7 — 9 — 12.

der Gedanken in dem Sühnopfer Jesu ist so himmelweit, daß eine Konfundierung altheidnischer Anschauung mit neuen christlichen Vorstellungen hier am allerersten vermeidbar sein muß. Je mehr solche Züge studiert, in der Praxis der Heidenpredigt verwertet, in der Zwiesprache mit Heiden nach ihrem großen Grundgedanken und ihrer kleinlich nichtigen Durchführung klargemacht werden, um so mehr muß die Tatsache und die Lehre der Versöhnung durch Jesum Christum dem Denken der Heiden naherücken. Es hat sich auch in der Emission bestätigt, daß die Predigt vom Kreuze Jesu eine wunderbare Anziehungskraft für die Herzen der Heiden hat. Das kommt daher, weil sie den Widerstreit zwischen der Unschuld und den Qualen Jesu wohl verstehen und an den Ansätzen ihres eignen Denkens über das Opfer die Wegweiser zum Verständnis des größten Opfers finden, das die Welt je erlebt hat.

Ein weiterer Gedankenkreis, den die Heidenpredigt benutzen kann, scheint in der Eschatologie zu liegen. Allerdings wissen die Eweer nichts von einem Paradiese, nichts von Belohnungen, wohl aber kennen sie ein Fortleben der Seele nach dem Tode und haben ganz eigenartige Gerichts- und Vergeltungsvorstellungen. Die Seele, die die Reise über den Fluß zur Unterwelt zurückgelegt hat, muß, ehe sie in die Stadt der Toten eingehen darf, vor einer alten Frau, Siagbe mit Namen, Rechenschaft von all ihrem Tun während ihres Lebens ablegen und ihr wird dann oft eine Strafe, die dem Wandel im Diesseits entspricht. J. B. trifft den Habgierigen im Jenseits Geldnot, die trotz des Schattendaseins, das die Seele im Jenseits lebt, zur völligen Ruhelosigkeit führt, böse Träume der noch lebenden Verwandten auslöst und eine Schuldbezahlung im Diesseits fordert. Es ist aber zu beachten, daß diese Vorstellungen vom Fortleben nach dem Tode nicht identisch sind mit den Vorstellungen der indischen Seelenwanderung. Es gibt wohl die Möglichkeit, daß eine Seele eines Menschen im Körper eines Leoparden z. B. eine zweite Existenz hat, aus dieser Daseinsform gibt es aber dann keine Rückkehr auf die Oberwelt mehr, sondern nur ein Versinken im Schattendasein der Unterwelt.

Sind solche Anschauungen wirklich Parallelen, ahnende Antezipationen zu den christlichen Gedanken von Auferstehung und Gericht? Darf man in der Heidenpredigt Verbindungen suchen und

herstellen zwischen so ungleichartigen Gedankenwelten? Ich wage die Entscheidung noch nicht zu treffen. Dem Theologen kommt ja hier unwillkürlich die Erinnerung an den Logos spermaticos der alten griechischen Kirchenväter und an das Testimonium animae naturaliter christianae Tertullians, allein bei allen wunderbaren Berührungen bleibt die Ungleichartigkeit bestehen, und ich fürchte, auch hier sind Heidentum und Christentum inkommensurabel.

Eine letzte große Beziehung ergibt sich bei der Vergleichung heidnischer Sitte und christlicher Sittlichkeit. Auch wenn die heidnische Sitte lediglich utilitaristisch bestimmt ist, trägt sie Züge, die wie Hinführungen auf die hohe Ethik des Christentums aussehen.

Missionar Funke erzählt gelegentlich die Bestrafung eines Diebes, der 90 Mark gestohlen hatte. „Das eigentliche Palaver war schon zu Ende, als wir hinkamen. Der Angeklagte, ein großer, stämmiger Bursche, stand da, unringt von der ganzen Volksmenge; der König zankte noch mit ihm und verabreichte ihm im Zorn eine schallende Ohrfeige dafür, daß er ihn hatte zum Hehler machen wollen. Dann gab man ihm ein Instrument, ein Mittelding zwischen Handglocke und Trommel, in die Hand, das er schlagen und immer dabei ausrufen mußte: „Ich bin ein Dieb, ich bin ein Dieb, ich habe 90 Mark gestohlen, ich heiße so und so,“ u. s. f. Als er nicht laut genug rief, versetzten ihm die drei schwarzen Soldaten von der deutschen Polizeitruppe mit ihren Riemen Schläge. Alsdann wurde der Dieb durch die umliegenden Orte geführt, wo sich die Szene wiederholte. Der ganze Haufe des Volks schrie beinahe fortwährend: „Ho! Ho! Schande! Schande!“ daß man es eine Viertelstunde weit hören konnte. Ich mußte allerdings denken: die meisten dieser Schreier sind um kein Haarbreit besser als der Dieb, der die gerechte Strafe erhielt.“

Man könnte versucht sein, zu meinen, solche scharfe Reaktion gegen den Diebstahl sei modern, noch dazu, da Polizeisoldaten bei der Bestrafung beteiligt sind, allein ganz ähnliche Vorgänge werden oft und ohne jede Beziehung auf die moderne Zeit berichtet. Ebenso findet Lüge und Betrug gelegentlich schwere Bestrafung.¹⁾ Meineid bei der Erde wird z. B. von dieser durch Verhängung von Wassersucht oder einer andern schweren, tödlichen Krankheit gerächt.

¹⁾ cf. Spieth, Sühnebedürfnis. S. 4.

Positiv sind kindliche Pietät, Gehorsam, Fleiß, Gerechtigkeit von den Eweern geschätzte Tugenden. Dabei läßt sich etwas Merkwürdiges beobachten, nämlich, daß die Übertretung sittlicher Gesetze unwillkürlich mit dem Strafernst des höchsten Gottes in Verbindung gebracht wird. Es scheint fast, als ob der Gehorsam gegen die den Menschen eingepflanzten göttlichen Gesetze nach der Volksmeinung die eigentliche und Gott wohlgefällige Gottesverehrung sei, und dementsprechend findet sich die Vorstellung vom Gewissen als einer sittlichen Triebkraft, die vor dem Bösen warnt und das Gute mit innerer Zufriedenheit belohnt.¹⁾

Will die Heidenpredigt solche Anschauungen benutzen — und hier ist das Recht dazu unbestreitbar —, so muß sie sich dessen bewußt bleiben, daß auch bei den edelsten Ansätzen zu echter Sittlichkeit der kommunistische Grundgedanke herrschend bleibt, daß also auch hier eine Kluft besteht, deren Ausgleich schwierig, vielleicht unmöglich ist.

Die angeführten Berührungspunkte zwischen heidnischem und christlichem Denken in Verbindung mit der im ersten Kapitel versuchten Zurückführung der Religion und Sitte der Eweer auf ihre Grundkennzeichen genügen, um zu zeigen, vor welches Problem innerlicher Art die Heidenpredigt sich jetzt gestellt sieht.

Wir sind über die Zeit der ersten Erkundung der Volksreligion und -Sitte hinaus und beginnen bereits festzustellen, wie das Christentum umgestaltend auf das Volksdenken wirkt. Zum Glück haben wir aber inzwischen eine ziemlich umfassende Überschau über die religiös-sittlichen Vorstellungen unserer Eweer gewonnen, eine Überschau, die in vielen Einzelheiten noch der Ergänzung bedarf und noch der systematischen Gesamtdarstellung wartet. Es ist damit die Erkenntnis erworben, welches die Grundgedanken der Volksvorstellung sind, wie sie sich auswirken und wo sie zu den christlichen in Gegensatz oder in Übereinstimmung treten.

Da es sich andererseits im Laufe der letzten Jahrzehnte in der Heimat als eine selbstverständliche Forderung aller Predigt entwickelt hat, daß man auf die psychologische Anlage der Hörer bewußt

¹⁾ Spieth, Religion der Eweer, Einleitung.

Rücksicht zu nehmen habe, um ihrem Bedürfen und Empfinden gerecht zu werden, ergibt sich für die Heidenpredigt, ja vielleicht für die Religionsforschung überhaupt, eine ganz neue, überaus wichtige und lockende Aufgabe.

Erstens ist, nachdem die Übersicht über den religiös-sittlichen Besitzstand der Eweer gewonnen ist, mit der Untersuchung einzusetzen, wieviel von diesem Besitzstande genuin heidnisches Gut, wieviel allgemein menschliches Gemeingut ist. Die negativ so überaus leicht zu gebende Definition: „Was ist Heidentum?“ bedarf jetzt der positiven Ergänzung. Und es genügt nicht eine Beschreibung: so und so ist die Religion der Eweer, sondern es ist der Nachweis hinzuzufügen, daß und warum diese Gedankengefüge als heidnisch zu beurteilen sind. Im Laufe dieser Scheidung und Unterscheidung wird sich herausstellen, was und wieviel als Allgemeingut der Menschheit anzusprechen ist, sei es, daß es als ursprüngliche Anlage, sei es, daß es als eine notwendige Auswirkung allgemein gültiger psychologischer Gesetze erklärt wird. Religionswissenschaftlich und theologisch hat das den Vorteil einer genauen Bestimmung des Begriffs der Offenbarung und für die Missionspraxis liegt in der Lösung dieser Aufgabe die Vorbedingung für die ihre Mittel bewußt anwendende Heidenpredigt.

Dann erst, nachdem diese Scheidung zwischen heidnischem Irrglauben und allgemein menschlicher psychologischer Veranlagung festgestellt ist, ist die Bedingung gegeben, statt wie bisher tastend und divinitorisch, so künftig nach klaren Gesetzen festzustellen, wo Anknüpfungen möglich sind und verwandte Anschauungen vorwalten und wo heidnisches Sondergut vorliegt, das abgelehnt und überwunden werden muß. Wenn darüber Klarheit herrscht, kann endlich eine weitere Untersuchung feststellen, in welcher Weise einerseits die psychologische Vermittlung, andererseits die wirksamste Bekämpfung erfolgen müsse, und erst dann ist die Heidenpredigt über die Zeit und das Stadium kasuistischer Versuche hinaus und fähig, sich der ihr in dieser Hinsicht eignenden Grundgesetze bewußt zu werden.

III. Die Schule.

1. Die Schule — das Missionsmittel unserer Tage.

Bei der letzten Tagung der Kontinentalen Missionskonferenz sagte D. Julius Richter gelegentlich folgendes: „Im ersten Missionsstadium, ihrer wundervollen Kindheitszeit in den Tagen Zinzendorfs, war die Losung: Gewinnung einzelner Seelen; dann, etwa seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, ist das Ziel weiter gesteckt: Gründung von Volkskirchen. Dieser Gedanke ist allgemach in das allgemeine Bewußtsein übergegangen und von allen Missionsgesellschaften anerkannt. Aber seit den letzten zehn Jahren sehen wir uns einer neuen Situation gegenüber, die abermals eine neue Orientierung heischt. Es gilt jetzt die sauerartige Durchdringung ungeheurer Volksmassen.“¹⁾ Es ist wertvoll, diese geschichtliche Orientierung festzuhalten, um zu verstehen, wie unter den Mitteln der Missionsarbeit die Schule in der Gegenwart an die oberste Stelle gerückt ist, und zwar nicht nur nach dem Urteil evangelischer Missionsleute, sondern auch nach dem der Katholiken. Brachte doch unlängst ein Flugblatt der katholischen Mission in Togo den überaus bezeichnenden Satz: „Diese (d. i. die Schule) ist in Togo wie überhaupt an der ganzen Westküste Afrikas das notwendige Mittel zur Christianisierung des Landes.“

Die Mission kann ohne Schule nicht auskommen. Soll der Eindruck der Heidenpredigt nicht verwischt werden, die irgendwo in einem Dorfe stattgefunden hat, so muß an die Stelle gelegentlicher Verkündigung die regelmäßige durch Gottesdienst und Unterricht treten. Damit ist, sobald man an eine berufsmäßige Tätigkeit denkt, die Missionschule gegeben. Denn es ist unmöglich, daß einige wenige Unterrichtsstunden das Leben eines Menschen ausfüllen sollten, noch dazu, da die Stunden nicht in die Zeit der Arbeit gelegt werden

¹⁾ Verh. der XII. Kont. Miss.-Konf., S. 17.

fönnen. Es bleibt gar nichts anderes übrig, als den Lehrer der Taufbewerber in seiner freien Zeit angemessen zu beschäftigen und der kleinen sich sammelnden Gemeinde einen Mittelpunkt zu geben. Das geschieht aber am wirksamsten durch die Schule. Denn hier wird eine Arbeit geleistet, die der an den Taufbewerbern verwandt ist und es wird gleichzeitig ein Einfluß auf die Jugend geübt. Die Schule steht aber zunächst noch ganz unter dem eigentlichen Grundgedanken der Mission: Gewinnung einzelner Seelen. Nur darum hält man den Unterricht, weil man die Jugend für empfänglicher erachtet als das Alter, weil man seelsorgerischen Einfluß auf die kommende Generation gewinnen und so die Zukunft der Arbeit sichern will. Außerdem spricht noch der andere Zweck mit, daß ein Christ nach evangelischem Bewußtsein fähig sein muß, selbst in der Schrift zu lesen. Erziehung der Lesefertigkeit, Weckung des Schriftverständnisses liegen unmittelbar im Interesse der Mission, die Schule ist also Missionsmittel im eigentlichsten Sinne des Wortes, ein Glied in dem Organismus der Veranstaltungen, die auf Gewinnung einzelner Seelen abzielen. So ist's wesensnotwendig, daß die evangelischen Missionare immer und überall Schulen eingerichtet haben.

Indem man aber Schulen einrichtete, gewann man unbewußt ein Werkzeug, dessen Brauchbarkeit sich in erhöhtem Maße bewies, als die Mission ihr Ziel in der Gründung von Volkskirchen erkennen lernte. Eine Volkskirche fordert Volksbildung, und zwar nicht nur unmittelbar missionarische Unterweisung, sondern Erziehung zur Selbständigkeit im Denken, zur Gewandtheit im Verkehr, zu geschichtlich begründetem Urteil, zum Verständnis von Dingen, die über die Grenzen des Dorfes und des Dörfers hinausliegen. Die Einführung des Ältestenamts, die Aufnahme der Kindertaufe und der ganze gliedliche Ausbau des Gemeindelebens ist auf die Dauer ohne eine gute, wenn auch einfache Schulbildung undenkbar. Je weiter die Gemeindebildung geht, um so vielgestaltiger wird das Schulsystem. Das Bedürfnis nach höherer Bildung als der allereinfachsten erwacht und erheischt Befriedigung. Erziehung des weiblichen Geschlechts, also Einrichtung besonderer Mädchenschulen, wird zur unabwiesbaren Notwendigkeit. Für die Schulen werden Lehrer gebraucht. Also müssen Lehrerseminare eingerichtet werden, die mit

ihrem Bildungstoff weit über den eigentlichen religiösen Unterricht hinausgreifen müssen. Besondere Bedürfnisse erstehen, Handarbeitschulen, landwirtschaftlicher, technischer Unterricht u. s. f., aber immer ist der Grundgedanke, der werdenden Kirche zu dienen und ihr die Glieder vorzubereiten, die sie zu ihrer eigenen Leitung und Fortführung bedarf. Schon auf diesem Stadium der Schulentwicklung rechtfertigt es sich, wenn der Etat für Missionschulen einen erheblichen Teil der Ausgaben auf dem Missionsfelde ausmacht, selbst ohne daß bis ins einzelste der direkte Wert eines Unterrichtsfaches für das religiöse Bewußtsein des einzelnen oder für den Gesamtorganismus der werdenden Volkskirche nachgewiesen werden könnte.

Es liegt aber auf der Hand, daß diese Art des Schulbetriebes wieder über sich hinausweist und das Mittel wird, die letzte abschließende Periode der Missionsarbeit herbeizuführen, die Periode der Durchdringung ungeheurer Volksmassen mit dem Sauerteig des Evangeliums. Unterstützt wird die Vorbereitung dieses letzten Stadiums überall da, wo andere große Mächte die Völker aufrütteln, wie jetzt China aus seinem Schlaf erwacht durch die Reformbestrebungen, wie Japan durch seine Entwicklung zur Weltmacht, wie Korea durch das Spiel der Weltpolitik, wie Indien und Afrika durch die Kolonisationsbestrebungen. Der Zusammenstoß zweier Kulturen von verschiedener Höhe wirkt auf die schwächeren Völker in der Regel entzündlich. Die Kluft wird fühlbar; man sucht sie zu überspringen oder zu überbrücken, ohne ihre Spannweite und Tiefe zu erkennen. So entstehen die Kulturkarrikaturen, die unsern Witzeblättern Anlaß zu wohlfeilem Spott bieten, während sie traurige Symptome eines Zerfalls sind, den zu verhüten die Pflicht der Träger der höheren Kultur wäre. Hier setzt wieder die Aufgabe der Schule ein, ja, nun rückt die Schule in die allererste Reihe der Mittel sowohl der Kolonisation wie der Evangelisation.

So steht es jetzt um die Schulen in Togo. Die deutsche Kultur überslutet das Land mit Macht und die alte Kultur bricht wehrlos zusammen. Soll jetzt das Volk in dieser gewaltigen Aufrüttelung, von deren urwüchsiger Kraft wir uns kaum eine Vorstellung machen können, nicht religiös, geistig und sittlich zugrunde gehen, soll es vielmehr lernen, die sich ihm bietende Fülle von Eindrücken innerlich zu bemeistern und den Sturm von Leidenschaften zu zügeln, den

die neue Zeit entfesselte, soll vor allem der Zerfall des alten Heidentums nicht zu einem absolut leeren Materialismus schlimmster Art ohne jeden leisen, sittlichen Halt führen, so muß ein Erzieher sein, der nicht selbstische Interessen verfolgt, sondern der Volksseele zu ihrem Besten dienen will und der die sittlich hebenden, geistigen und religiösen Kräfte in langsamer Geduldsarbeit und mit größter erzieherischer Weisheit dem Volke vermittelt, und diesen Dienst hat vor allem die Schule zu leisten.

Das scheint zu viel gesagt und soll die zentrale Stellung des Evangeliums für die Mission nicht aufheben. Es ist aber gerechtfertigt, so zu urteilen, weil erfahrungsgemäß die Schule viel weiter wirkt, als die bloße Predigt des Evangeliums vermag. Sobald die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der eigenen Stellung den Leuten, besonders den jungen, aufdämmert, wollen sie Schulen in ihren Dörfern haben und ihre Jugend unterrichtet wissen. Der Prozentsatz heidnischer Kinder in den Missionschulen ist mehr als 50. Und diese heidnischen Kinder werden nun nach geordnetem Plan Jahre hindurch christlich unterwiesen. Sie beherrschen nach dem Abschluß einen religiösen Lehrstoff, der völlig zur Taufe ausreichen würde, und sind in Geistesgemeinschaft mit der Kultur Europas getreten, ohne daß sie selbst sich dessen viel bewußt geworden sind. So sind sie gegen die Stürme der neuen Zeit viel besser geschützt als die nicht durch die Schulen Gegangenen, fähig, wenn auch längst nicht alle Erscheinungen der neuen Kultur, aber doch einige, innerlich zu begreifen, und in scharfer Schulzucht gewöhnt, acht auf sich zu haben und nicht mehr in den Tag hineinzuleben, sondern die eigenen Gaben und die Geschenke der fremden Kultur mit einiger Vernunft zu gebrauchen.

Es bedarf kaum eines Wortes, von welcher weittragender Bedeutung jetzt die Schule für die Träger der neuen Kultur, für den Handel und für die Regierung wird. Dem Handel hilft sie nicht nur zu einem einigermaßen geschulten Personal — das tat schon die Schule der ersten und zweiten Missionsepoche —, sondern sie erzieht ihm ein kaufkräftiges Volk, das Werte schafft und Waren verbraucht, das also nicht nur für eine Hochkonjunktur von kurzer Dauer und kläglichem Werte, sondern für dauernden gesunden Handel die Grundbedingung bietet. Und der Regierung leistet sie das, was

die Volksschule daheim leisten soll, indem sie zum Verständnis für eine gerechte, wohlwollende Regierung, zu Vaterlandsliebe, Gehorsam und Pflichttreue erzieht. Und der Mission sichert sie den Einfluß auf große heidnische Massen, sie tut, wie die Schule der ersten Periode, Pionierdienste, sie leistet, wie die Schule der zweiten Epoche, Hilfe zur Ausbildung von Ältesten, Lehrern, Pastoren usw., aber sie dient darüber hinaus als eine Macht, das Denken und die ganze Entwicklung des Volkstums in einer sehr kritischen Zeit entscheidend im Sinne des Evangeliums zu beeinflussen, dadurch die Wucht des Anpralls der beiden Kulturen abzumildern, für die dabei notwendig entstehenden Selbständigkeitsbewegungen als Regulator zu wirken, kurz, von einer Kanzel aus, die mehr beachtet wird als jede andere, die Lebenskräfte des Evangeliums fruchtbar werden zu lassen. Das ist nicht mehr Missionsarbeit im ursprünglichen Sinn und schafft doch die Atmosphäre, die gerade in Zeiten der Krisis Schwankenden den Übertritt zum Christentum nahelegt oder erleichtert. Sie erzieht Menschen, die es lernen, christlichen Geist in Gesetzgebung und häuslichen Verkehr einzuführen und kommt auf diesem indirekten Wege doch wieder zu dem ihr gesteckten Ziel.

Aus diesen Gründen verdient die Schule in der Tat in der Gegenwart besonders für unsere Kolonien, und zwar je mehr sie sich der Kultur erschließen, um so stärker, als das Missionsmittel unserer Tage gewertet zu werden. Die Missionsleitungen dürfen sich's nicht verdrießen lassen, wenn das Schulwesen in der Arbeit draußen immer an Umfang gewinnt und scheinbar unverhältnismäßig viel Kosten erfordert. Und die Missionare, die an Schulen arbeiten, dürfen nicht meinen, sie täten einen geringeren Dienst, als wenn man sie zur Evangelisationsarbeit beriefe. Die Mission würde sich vielmehr ihres tragkräftigsten Hebels berauben, wenn sie die Schule heute vernachlässigte.

Das gilt jedenfalls für Togo, soweit ich urteilen kann, aber auch für andere Kolonialgebiete. Man bedenke nur, daß infolge des Unterrichts in der Sprache des Kolonialvolkes den Eingeborenen die schon jetzt benutzte Möglichkeit geboten wird, die europäische Presse, die europäische Literatur zu studieren und infolgedessen manches von modernem Kritizismus in sich aufzunehmen, was sie nicht tragen können, was also verderblich wirken muß, wenn eine

energische Gegenwirkung zur rechten Zeit versäumt wird. Solche Gegenwirkung kann aber nur die Schule leisten, weil sie unaufdringlich, aber um so nachdrücklicher und nach einem ganz genau durchdachten Erziehungsplan arbeitet.

Kurz, wie man es auch ansieht, die Schule, die von jeher der Mission unentbehrlich war, ist heute ihr allerwichtigstes, wirksamstes und dabei trotz seiner auffallenden Erfolge völlig unauffällig arbeitendes Werkzeug.

2. Unser Schulsystem.

Der Ausdruck Schulsystem erscheint angesichts der primitiven Verhältnisse, wie sie in einer sich erschließenden Kolonie herrschen müssen, vielleicht reichlich anspruchsvoll. Darf man denn Negerhütten von zweifelhafter Festigkeit, die den Anforderungen moderner Hygiene nur insofern entsprechen, als sie der Luft völlig ungehinderten Zutritt lassen, oder gar ein schnell zusammengefügtes Gerüst von Bambusrohr und Palmwedeln, unter dem die Schüler auf der Erde sitzen müssen, mit dem stolzen Namen Schule belegen? Darf man von Unterricht reden, wo ein Eingeborener eine Schar Knaben und Mädchen, bei denen von Schulzwang, von regelmäßigem Schulbesuch, von Ordnung und Sauberkeit kein Gedanke ist, mühsam und fast ohne Kenntnis der Pädagogik in die Elemente der Weisheit einführt? Allein wenn auch zuzugeben ist, daß bei solchen Schulen oft der Lehrende in Wahrheit mehr der Lernende ist und hier beinahe alles an einem geordneten Schulbetrieb fehlt, so hebt doch das den einheitlichen Grundgedanken, nach dem auch diese unvollkommene Schule angelegt ist, nicht auf. Nicht die mehr oder minder große Vollkommenheit der Teile, sondern der Grundgedanke des ganzen Organismus macht das System, und deshalb ist's berechtigt, von einem Schulsystem auch in der Norddeutschen Mission zu reden.

Ja, man könnte versucht sein, von zwei verschiedenen Systemen zu sprechen, je nachdem die Schulen im deutschen oder englischen Gebiet liegen, denn hier walten nach Lehrziel, Lehrstoff und Lehrmethode offenbar erhebliche Unterschiede, denen die Darstellung Rechnung tragen muß. Allein diese Verschiedenheit hebt doch die

Tatsache nicht auf, daß ein einheitlicher Charakter, eine einheitliche Leitung und eine einheitliche Berufsvorbildung der europäischen Lehrer die Einheit des Systems verbürgt.

Als einheitliches Lehrziel kann man das Wort des Paulus 2. Tim. 3, 17 bestimmen: daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. Dazu wollen all unsere Schulen von den niedersten und primitivsten bis zu den höchsten und verhältnismäßig vollkommenen helfen.

Wie es in primitiven Verhältnissen selbstverständlich ist, sind all unsere Schulen, einige besonders begründete Ausnahmen abgerechnet, gemischte Volksschulen, wenn auch, wie das in heidnischen Ländern nicht anders zu erwarten ist, die Knaben die Überhand haben. Wir teilen sie in Kindergärten, Dorfschulen oder Außenschulen und Stationschulen. Die Kindergärten entsprechen genau denen in der Heimat, nur daß die Kinder in Afrika noch urwüchsiger sind und die unterrichtliche Tätigkeit daher noch geringer ist als in Deutschland. Die Kindergärten, die in der Regel unter Leitung einer Missionsdiakonisse oder Missionarsfrau stehen, wollen die fast jeder Erziehung in der Familie entbehrenden Kinder schulreif machen, wenden sich also an das Alter von 3 bis 6 Jahren und lehren außer einigen biblischen Geschichten und den Kindern verständlichen Liedern fast nur Kinderspiele. Solche Kindergärten sind in Keta und Lome unter der Leitung von Hamburger Diakonissen, in geringerem Umfange auch in Ho, Umedzowe und Ugu, hier unter Leitung einer Missionarsfrau, außerdem seit kürzester Zeit versuchsweise unter Leitung von eingeborenen jungen Mädchen auf Außenstationen wie Anyako und Dzelukowe. Ob sich dieser Versuch, der die schönsten Früchte verspricht, auf die Dauer bewähren wird, ist heute kaum zu sagen.

Wichtiger sind die 145 Außenschulen, die in dreijährigem bezw. vierjährigem Lehrgang eine für ein primitives Volk ausreichende Volksbildung vermitteln möchten, insgedessen Lesen, Schreiben, einfaches Rechnen, biblische Geschichte und Singen lehren. Es kann weder der Mission noch der Regierung daran liegen, das Landvolk dem Lande und der Landarbeit zu entziehen. Die Togoneger sind Bauern und müssen, wenn sie sich gesund entwickeln sollen, der Mehrzahl nach Bauern bleiben. Auf einer tüchtigen, arbeitsamen

Bevölkerung ruht die Zukunft des Volkes, die Zukunft des Landes. Der Unterricht ist deshalb soweit eingeschränkt, daß die Schulkinder ihrem häuslichen Leben und der Arbeit in Hof und Acker nicht entfremdet werden, sondern, abgesehen von den wenigen Schulstunden, ihren Eltern zur Hilfe zur Verfügung stehen. Da die Mission hoffen darf, daß die meisten Schüler, wenn sie erwachsen sind, unter ihrer Pflege bleiben, braucht sie für eine weitere Bildungsmöglichkeit nicht zu sorgen. Predigt und Gemeindeleben leisten das, was die Schularbeit in drei, vier Jahren nicht leisten kann, zumal da die Seelsorge in wachsenden kleinen Gemeinden viel intensiver und wirksamer ist als bei uns.

Ist aber durchaus das Bedürfnis nach einer umfassenderen Bildung ausnahmsweise einmal vorhanden oder entwickelt ein Schüler Fähigkeiten, die seine geistige Fortbildung in seinem Interesse oder im Interesse der Mission wünschenswert machen, so tritt die Stationschule ein, die, auf dem Lehrstoffe der Außenschule in vierjährigem Kursus aufbauend — also einschließlich der auch hier nötigen Elementarjahre sieben bis acht Schuljahre umfassend — etwa einer deutschen Volksschule entsprechen dürfte. Zum Lehrstoff gehören hier eine gründliche Durchbildung in der Landessprache mit dem Ziel völliger Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch derselben, Rechnen aller im bürgerlichen Leben häufiger vorkommenden Aufgaben, Geschichte und Erdkunde sowie Naturkunde in bescheidenerem Umfang, Singen und vor allem eine möglichst umfassende religiöse Unterweisung (biblische Geschichte, die ersten drei Hauptstücke, Lieder, Kirchengeschichte, Unterscheidungslehren). Auch der Zweck dieser Schulen ist nicht eine Fachausbildung, und wenn wir auch wünschen müssen, daß die abgehenden Schüler in kleinen Beamtenstellen bei der Regierung, dem Zoll, der Steuer, der Post, der Bahn und bei den Kaufleuten Verwendung finden und die intelligenteren unter ihnen den Lehrerberuf erwählen, so soll doch das Ziel dieser Schulen nicht eine Vorbereitung für das Seminar oder für einen bestimmten Beamtenstand sein, sondern Vermittelung einer verhältnismäßig gediegenen und gründlichen Elementarbildung für die über das Landvolk sich erhebende Volkschicht. Notwendig sind diese, grundsätzlich der Leitung eines Europäers unterstellten Schulen, mit einem Internat verbunden, das eine genauere Überwachung ermöglicht, aber leicht zu allerhand Schwierigkeiten bei der Verpflegung führt.

Das Gemeinsame an all diesen Schulen besteht in folgenden grundsätzlichen Bestimmungen. Die Schulen sind, auch wenn sie im Charakter den Volksschulen gleichen und darum christlichen und heidnischen Kindern gleichermaßen zugänglich sind, doch private Anstalten der Mission. Die religiöse Unterweisung nimmt in ihnen die erste Stelle ein, ihr gegenüber müssen alle anderen Unterrichtsfächer zurücktreten. Deshalb ist auch nicht intellektuelle Bildung die Hauptsache, sondern die Bildung des Charakters. Kinder eines primitiven Volkes bedürfen mehr Erziehung als Unterricht. Darum ist weiter die Landessprache grundsätzlich Unterrichtssprache, von der erst dann abgewichen werden darf, wenn es sichergestellt ist, daß die Ausbildung in der Volkssprache keinen Schaden mehr erleidet. Aus demselben Grunde ist endlich der Unterricht mit Absicht in die Hand von Eingeborenen gelegt und nur die Aufsicht und die Erteilung besonders schwieriger Stunden den Europäern überlassen. Nur ein Eingeborener kann so unterrichten, wie es die Kinder des Landes verstehen, und wenn er pädagogisch zehnmal, hundertmal weniger leistet als ein Europäer, den Vorzug, daß er die Denkweise seiner Schüler versteht, ersetzt keine pädagogische Schulung.

Wie weit sich diesem einfachen, übersichtlichen, innerlich gesunden Schulsystem besondere Ausbildungsmöglichkeiten angliedern, davon gleich noch ein Wort. Zunächst genügt das Berichtete, um eine klare Vorstellung von unseren Schulen zu geben, wie sie sind oder sein sollten, wenn wir die einzig Bestimmenden im Lande wären.

Schwierig und verwirrend wird der Versuch, dies Schulsystem zu begreifen nun dadurch, daß wir in zwei verschiedenen Kolonien arbeiten und aus Rücksicht auf das Kolonialvolk und seine Regierung im englischen Gebiet Englisch, im deutschen Gebiet Deutsch als Unterrichtsgegenstand, zum Teil sogar als Unterrichtssprache haben einführen müssen. Damit kommt eine scharfe Trennungslinie in unsere Arbeit hinein.

Wenn dabei die englische Regierung reichlich mechanisch verfährt, nimmt das kein Wunder. Das Vorbild, was den Engländern in den Kolonien vorschwebt, ist die Schule daheim, die sie am liebsten so, wie sie ist, in ihre Kolonien verpflanzen möchten. Viel zu selbstbewußt, um die Erlernung einer Fremdsprache für nötig zu halten, erachten sie es für selbstverständlich, daß alle Nationen, die Bewohner

ihrer Kolonien zu allererst, englisch mit ihnen reden. Statt die Eingeborenen-sprache zu lernen, lehren sie lieber ihre Sprache. Und sie haben es in ihrer langen Kolonialpraxis und mit ihrem feinen Verständnis für die brauchbarsten Methoden darin zu einer erstaunlichen Meisterschaft gebracht. Ihr Ziel ist es, aus den Bewohnern ihrer Kolonien möglichst Engländer mit farbiger Haut zu machen. Daher fangen sie schon auf den untersten Stufen an, englisch zu lehren, in einer überaus mechanischen, aber überaus praktischen Art. Von vornherein beginnen sie mit Sprechunterricht, lehren an der Hand eines Bilderalphabets etwa 10 einfachste, zwei- und dreibuchstabige englische Wörter und die einfachsten Satzformen und leiten so an, Fragen zu bilden, Antworten zu geben und ein kleines Gespräch zu führen; auch das Lesebuch beschränkt sich zuerst auf Wörter mit zwei oder drei Buchstaben und geht erst sehr allmählich weiter. Der Erfolg ist, daß die Schüler je länger je besser englisch sprechen lernen. Um das zu befördern, wird die Schulsprache in den höheren Klassen immer ausschließlicher das Englische und zum Schluß sind die Schüler in der Tat so weit, daß sie Englisch verstehen und einigermaßen richtig Englisch antworten können. Aber nicht nur formell werden die Schüler hier zu Engländern erzogen, sie müssen in der englischen Geschichte, in der Geographie des Britischen Reiches recht genau Bescheid wissen und auch in allen anderen Schulfächern, selbst bis hinein in die Rechnung mit Geld englischer Währung, in Zins-, Verhältnis-, Durchschnitts- und Prozentrechnung in englischer Sprache Rechenschaft geben können.

Dabei ist selbstverständlich auch das Unterrichtssystem ganz und gar englisch. In der ganzen englisch redenden Welt werden Textbücher dem Unterricht zugrunde gelegt, die fast wörtlich maßgebend sind, so sehr, daß in den Lehrplänen oft geradezu auf die Kapitel der Textbücher Rücksicht genommen wird. Der Lehrer hat die Aufgabe, den Inhalt des Kapitels oder Abschnitts möglichst wörtlich vorzutragen — natürlich ist das nicht die Absicht, aber der tatsächliche Erfolg solcher buchstäblich normativer Textbücher — und die Schüler lernen nachher auswendig, was ihnen vorgetragen war. — So mechanisch diese Unterrichtsmethode ist, sie tötet die Individualität des Lehrers, sie hindert die Entwicklung geistiger Selbstständigkeit bei den Kindern, sie macht den Unterricht langweilig und

bei Wiederkehr des gleichen Lehrstoffes in jedem Jahr überaus monoton, sie hat doch unleugbar ihre Vorzüge. Der Prüfende weiß, was dagewesen ist, der Lernende, was geprüft wird, und der Bildungsstand ist durch den ganzen Bezirk einer Kolonie bei gleichen Textbüchern ein und derselbe.

Auch die Klasseneinteilung ist ganz und gar dem englischen Denken angepaßt. Die für die Goldküste gültigen Schulgesetze unterscheiden drei Abteilungen, die sogenannten drei Infantstandards, die zwei Substandards und die sieben eigentlichen Standards, d. h. ein Schulsystem von 12 Jahren. Da es aber möglich ist, die Kinder durch die Infantstandards etwas schneller zu führen, genügt in der Regel ein 10- bis 11-jähriger Schulunterricht. Die Kinder- und Unter- klassen — etwa noch der erste Standard — das ist's, was die meisten Dorfschulen erreichen, während die Stationschule in Keta bis zum 7. Standard, in Peki bis zum 6. Standard fortgeführt wird, in den Leistungen also über das Gebiet der eigentlichen Volksschule bereits hinübergreift. Es wäre aber zwecklos, hiergegen zu kämpfen und den Lehrstoff herabzusetzen. Der Mechanismus, der einmal das englische Schulsystem beherrscht, kennt und duldet keine Ausnahmen und Abweichungen. Entweder wir fügen uns, und dann müssen wir uns ganz fügen, oder wir schließen uns aus und verlieren damit das Übergewicht, das die staatliche Prüfung und Anerkennung unserer Schulen verleiht und uns einen tiefgehenden Einfluß auf das Volk sichert.

Schon an der Art, wie im englischen Gebiet das Regierungssystem formell unsere Schulen beherrscht, zeigt es sich, daß unsere Arbeit dort älter ist als in der jüngeren deutschen Kolonie, wo es bisher nicht zu einer formellen Einheit gekommen ist, sondern wo unsere eignen Lehrpläne neben den Lehrplänen der Regierung herlaufen.

Als unsere Kolonial-Arbeit in Togo anfing, beherrschte der britische Handel Westafrika und Englisch war seine Sprache, sei es in der Form des Pidginenglisch, das die Küstenleute in wenig Wochen sich aneignen und das mit sehr geringen sprachlichen Mitteln sich hilft, so gut oder schlecht es eben gehen will, sei es das reinere Englisch, wie es auf den Schulen gelehrt wurde. Auch der deutsche Handel, ich weiß nicht ob aus wirklichem Geschäftsinteresse oder aus einer unnötigen und dann unberechtigten Anpassungssucht heraus

bediente sich des Englischen im Verkehr mit den Eingeborenen und diese suchten den englischen Sprachunterricht, der ihnen an der ganzen Westküste Afrikas Anstellungsmöglichkeiten bot. So wurde noch bis vor zehn Jahren auch auf den Missionschulen Togos englischer Unterricht erteilt.

Es ist das Verdienst der deutschen Regierung, daß sie durch ihre nachdrücklichen Forderungen das Deutsche als Schulsprache eingeführt und durch energische Gesetze zur einzig zugelassenen Fremdsprache für die Missionschulen im deutschen Schutzgebiet erklärt hat, und es lag in der Linie der geschichtlichen Entwicklung, wenn schließlich der Vereinbarung über den Unterrichtsstoff, den man im Deutschen fordern wollte, der Lehrplan der deutschen Regierungsschulen im wesentlichen zugrunde gelegt wurde.

Dieser ist von dem Lehrplan der Missionschulen dadurch wesentlich und grundsätzlich verschieden, daß er allen religiösen Unterricht und den Unterricht in der Landessprache ausschließt. Der Regierung kann es nur daran liegen, Deutsch redende Dolmetscher und Unterbeamte heranzuziehen. Infolgedessen kann die Unterrichtsdauer kürzer und das Unterrichtsziel doch fast etwas höher sein als in den Missionschulen, noch dazu, da der gesamte deutsche Unterricht fast ausschließlich in den Händen deutscher, fachmännisch ausgebildeter Lehrer liegt.

Es galt nun, die beiden verschiedenen Lehrpläne, den deutschen der Regierungsschule und den auf das Ewe berechneten unserer Missionschule irgendwie zusammenzuschweißen, und das konnte, weil der Regierungslehrplan der Prüfung durch die Regierung bei Abmessung der Schulbeihilfen zugrunde gelegt werden sollte, nur in der Weise geschehen, daß Kurs 1 des deutschen Lehrplans mit dem Lehrplan unseres dritten Schuljahres, Kurs 2 mit dem vierten Schuljahr u. s. f. zeitlich zusammengelegt wurden, was sich immerhin ohne viel technische Schwierigkeiten durchführen ließ.

So ergab sich als Tatbestand während meiner Reise, daß in allen Außenschulen ein Jahr deutscher Unterricht erteilt werden mußte, während dessen die Schüler 10 bis 20 einfachste Worte meist aus dem Anschauungsbereich des Schulraumes zu benennen und zu einfachen Sätzen zusammenzufügen lernten — ein Spielen mit dem

Sprachunterricht von sehr zweifelhaftem erziehlichen Wert und für das praktische Leben ohne jede ernsthafteste Bedeutung.

Erst auf der Stationschule mit der vierten Klasse nahm der Sprachunterricht größeren Umfang an und in der Oberklasse konnte das Hirtzsche Lesebuch A II mit Erfolg benutzt werden — und die Schüler waren imstande, kurze deutsche Schriftsätze, Aufsätze, Briefe, Diktate, sinnrichtig ohne Hilfe niederzuschreiben.

Aber wie in unseren Kolonien alles in einem rapiden Wachstum begriffen ist, so auch leider das Schulwesen. Noch während meiner Anwesenheit in Togo wurde der Lehrstoff vermehrt, auf sechs Jahreskurse verteilt und der Prüfungsmodus etwas verändert, was uns vor die Aufgabe stellt, die Forderungen des neuen Regierungslehrplans nun auch organisch in den Lehrplan unserer Schulen hineinzuarbeiten.

Daß wir uns im deutschen Gebiet von der englischen Methode der Textbücher frei halten, bedarf zwar kaum der Erwähnung. Es ist uns selbstverständlich, je mehr die bescheidene Ausbildung, die die eingeborenen Lehrer empfangen können, diese verführt, mechanisch zu unterrichten, daß wir die mechanischen Hilfsmittel des Unterrichts einschränken und zur Selbständigkeit und Selbsttätigkeit erziehen müssen. Nur insofern wirkt der deutsche Sprachunterricht auf die Methode ein, als in den Unterrichtsbetrieb der Volksschule ein Fach eingeführt wird, das zugleich die Unterrichtssprache ändert! Denn wenn zunächst auch nur der deutsche Unterricht deutsch erteilt wird, mit dem Unterrichtsziel, Deutsch sprechen zu können, stellt sich sofort das Bestreben ein, das Deutsche als Unterrichtssprache auf andere Fächer, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Rechnen, auszudehnen!

Das Bild unseres Schulsystems würde unvollkommen sein, wollte ich nicht auch noch unserer Seminare in Keta und Umedzowe gedenken, in denen wir die Lehrkräfte für unsere Schulen heranbilden. Ist das Seminar in Keta, der Ausdehnung des Ketabezirkes entsprechend, nur klein, so umfaßt das in Umedzowe mehr als 80 Schüler, die in vier Jahren für ihren dreifachen Beruf als Lehrer, als Heidenprediger und als Leiter einer Christengemeinde, so gut das in der kurzen Zeit möglich ist, ausgebildet werden, in Keta mit besonderer Betonung des Englischen, in Umedzowe mit besonderer Betonung des Deutschen.

Endlich ist zu erwähnen, daß diese Bildungsmöglichkeiten sich als nicht ausreichend erwiesen haben, vielmehr das Bedürfnis einer besonderen Fachbildung für die angehenden Kaufleute und niederen Regierungsbeamten uns veranlaßt hat, dem Beispiel der katholischen Mission und der Regierung zu folgen und in Lome eine vorläufig zweiflassige Fortbildungsschule mit wesentlich technischem Unterricht an die Stationschule anzugliedern. Hat diese Schule vorläufig auch nur recht geringen Schulbesuch, so bietet sie uns doch ein Mittel, die Schüler noch zwei Jahre länger unter erzieherischer Aufsicht zu behalten, und es ist selbstverständlich, daß auch die Fortbildungsschule, wie alle unsere Schulen, zuerst unter dem Leitgedanken der Missionsarbeit, der religiösen Beeinflussung der Jugend im bildungsfähigsten Alter, steht.

Mit den beiden letztgenannten Schulen, dem Seminar und der Fortbildungsschule, haben wir die eigentlichen Volksschulen mit dem Prinzip der Coeducation der Geschlechter bereits verlassen. Um so nötiger wird es, abschließend darauf hinzuweisen, daß das Prinzip der Coeducation bereits durchbrochen ist, seit wir Hamburger Diakonissen in den Missionsdienst organisch eingliedern und besondere Mädchenschulen und Mädchenanstalten einrichten konnten, wie sie sich in Lome und Keta (Mädchenschulen ohne Internat) und in Ho (Mädchenanstalt mit Internat) finden. Diese Schulen stellen nach ihrem Lehrplan und Lehrziel ebenfalls Volksschulen dar, wenn sie auch die Gesamtbildung nicht so weit führen, wie die Stationschulen, sondern in Keta mit dem 3. Standard aufhören und im deutschen Gebiet neuerdings von fremdsprachlichem Unterricht teils ganz absehen (Ho), teils diesen Unterricht auf ein Mindestmaß beschränken.

3. Der Sprachunterricht.

Die Geschichte der Norddeutschen Mission hat gezeigt, daß in europäischen Kolonien Missionschulen zurückgehen, wenn sie auf die Sprache des kolonisierenden Volkes keine Rücksicht nehmen, obwohl es theoretisch richtiger wäre, gleichviel, ob man die Schule als Mittel zur Gewinnung einzelner Seelen oder als Organ zur Vorbereitung einer Volkskirche oder als Kanzel zur

Verbreitung von Missionsgedanken in den weitesten Massen des Volkes ansieht, den Unterricht lediglich in der Muttersprache zu erteilen. Die Überlegenheit der kolonisierenden Rasse ist zu evident, als daß sich nicht, noch dazu wenn dem kolonisierenden Volk Neigung und Geschick, die Volkssprache zu erlernen, mangelt, bei der herrschenden wie bei der unterworfenen Rasse der Wunsch regen sollte, die Sprache des Kolonialvolks in der Schule gelehrt zu wissen. Das Drängen auf fremdsprachlichen Unterricht wird zuerst patriotisch motiviert und erst im Lauf der Entwicklung zeigt es sich, daß es seine Gefahren hat, solchem Drängen nachzugeben.

Die Eweer sind überaus sprachbegabt. Das Englische eignen sie sich in einer guten Aussprache schnell soweit an, daß sie es verstehen und sich darin verständlich machen können. Der Reiz, sich mit Kenntnis des Englischen zu brüsten, ist in dem englischen Gebiet des Ewelandes so groß, daß „Gebildete“ in ihren Vereinen englisch sprechen und englisch Protokoll führen, und daß englische Andachten, Gottesdienste und Vorträge sich besonderer Beliebtheit erfreuen. Das Deutsche macht ihnen größere Schwierigkeiten. Immerhin bringen es die Geförderten doch auch zu einer erstaunlichen Fertigkeit darin. Jeder Diener, jedes Hausmädchen hat schon nach wenigen Wochen das Wichtigste erfaßt, und manche Dienstherrschaft ahnt gar nicht, wie viel von dem Tischgespräch von der eingeborenen Dienerschaft verstanden oder halb verstanden und weiterkolportiert wird. Gefährlich wird die Kenntnis europäischer Sprachen erst dann, wenn unsere heimische Literatur insgedessen in weitestem Umfange den Eingeborenen zugänglich wird und sie nun unkontrollierbare Gedanken in sich aufnehmen können, die wir wünschen müssen, ihnen fern zu halten. Es ist sehr bemerkenswert, daß aus solchen Bedenken heraus sich endlich die Erkenntnis bei uns Bahn bricht, daß eine richtige Erziehung in volkstümlichem, vaterländischem Sinne sehr wohl möglich ist ohne Einführung einer Fremdsprache in den Volksschulunterricht.

Allein diese Erkenntnis kommt zu spät. Der fremdsprachliche Einschlag in den Missionschulen ist bereits viel zu stark, die Erkenntnis von dem Wert des Deutschen, bezw. Englischen den Eingeborenen viel zu selbstverständlich geworden, als daß sich eine Rückentwicklung in unserer verkehrsreichen Zeit

noch ermöglichen ließe. Der fremdsprachliche Unterricht ist da und wird bleiben.

Es hat auch für die Mission sein Gutes. Für eine kleine Volkskirche, die im günstigsten Fall 300 000 Mitglieder zählen wird — denn so hoch wird die Zahl der Eweer in Südtogo angegeben — die unentbehrliche theologische und erbauliche Literatur in einiger Vollständigkeit in der Eingeborenen-sprache zur Verfügung zu stellen, ist unmöglich. Wollen wir einen Stand eingeborener Pastoren heranziehen, und wir müssen es, wenn wir weiterkommen wollen, so ist es im Missionsinteresse nötig, die gereiftesten Schüler in eine europäische Sprache einzuführen. Die Fremdsprache ordnet sich von selbst organisch in die Missions-schulen ein, und zwar, da es ein pädagogischer Fehler wäre, Sprachunterricht zu erteilen, ohne zum Sprechen anzuleiten, nicht nur als Unterrichtsstoff, sondern auch als Unterrichtssprache.

Damit ist uns das Recht gegeben, den Wünschen der Kolonialregierung in bezug auf den fremdsprachlichen Unterricht so lange entgegenzukommen, als der Missionscharakter unserer Schulen gewahrt bleibt, und die Möglichkeit, junge Missionare von vornherein, noch ehe sie die Eingeborenen-sprache erlernt haben, mit zum Unterricht an den Schulen heranzuziehen.

Worin aber liegt der Missionscharakter unserer Schulen? Einmal in ihrer Zugehörigkeit zur Mission, in der christlichen Qualifikation des Lehrpersonals und der Durchdringung alles Unterrichts mit christlichem Geiste, und dann in der Betonung der grundsätzlich in der Eingeborenen-sprache zu erteilenden religiösen Unterweisung. Haben wir jeden Tag eine Stunde in der Zeit, wo die Spannkraft der Kinder noch rege ist, frei für Religionsunterricht, dann mag immerhin im Rechnen, in der Geographie, in der Geschichte die Unterrichtssprache deutsch oder englisch werden, der Missionscharakter unserer Schulen wird dadurch nicht gefährdet. Bedenklicher bleibt es, daß die Schlußprüfung der Regierung die religiösen Fächer bewußt ignoriert, daß ein evangelischer Regierungsbeamter es wemöglich für eine Überschreitung seiner Kompetenz und für eine Verletzung der Parität halten würde, wenn er von den Ergebnissen des Religionsunterrichts Kenntnis nähme. Deshalb muß die Mission in ihren Prüfungen immer den Religionsunterricht am höchsten

werten und darf niemals, auch nicht, wenn die Regierungs-Prüfungen vor der Tür stehen, der Versuchung nachgeben, den Religionsunterricht zugunsten der sprachlichen Ausbildung zu kürzen. Deshalb muß vor allem auf die sittliche und religiöse Qualifikation der Lehrerschaft als die einzige Bürgschaft für dauernde Unterweisung im missionarischen Sinne, der allergrößte Wert gelegt werden. Nicht, als ob in den Schulen die Befeuerung treibhausartig beschleunigt werden sollte. Es ist nicht nötig und nicht im Sinne gründlicher Missionsarbeit, daß jeder Schüler als Christ die Schule verläßt. Aber jeder muß wissen, daß nicht die Beherrschung der Fremdsprache, nicht wissenschaftliche Tüchtigkeit, sondern Bildung des christlichen Charakters uns das Wichtigste ist.

Das wird zugleich das wirksamste Mittel sein, einer Gefahr entgegen zu wirken, die sich infolge der Zerreißung unseres Ewevolkes in einen englischen und einen deutschen Zweig zu zeigen beginnt. Noch ist nämlich das Bindemittel einer Schriftsprache zwischen den Anloern in Keta und den Pekileuten im Pekital auf der einen und den übrigen Eweern auf der andern Seite stärker als der durch die Kolonisation sich anbahnende nationale Gegensatz. Aber dieser Gegensatz fängt doch schon an, spürbar zu werden. Die Anloleute haben ein sehr starkes Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum großen britischen Reiche. Und die deutschen Eweer lernen sich als Deutsche zu fühlen. Die Verschiedenheit der Eingeborenenpolitik trägt das Ihre dazu bei, Gedanken im Volksbewußtsein zu wecken, die vielleicht imstande sind, die Volksgemeinschaft zu sprengen und jedenfalls der sorgsamsten Beachtung der Kolonialregierung bedürfen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Möglichkeit, Berechtigung und Gefahr fremdsprachlichen Unterrichts auf den Missionschulen genügt es, unter Beschränkung auf eine der beiden von uns zu berücksichtigenden Kolonialsprachen, auf das Deutsche, darauf hinzuweisen, welche Aufgaben und Probleme dieser Unterricht uns gegenwärtig stellt. Die Anwendung auf das Englische ergibt sich dann von selbst.

Welches ist das Ziel des deutschen Unterrichts? Wir dürfen nicht damit zufrieden sein, Papageien zu dressieren. Bei der Sprachbegabung der Eweer wäre es ein Leichtes, in schematischem Frage- und Antwortspiel den Schein einer Kenntnis des Deutschen zu erwecken.

Damit wäre weder dem Deutschtum noch der Mission gedient. Zur Not wäre ja dabei eine Verständigung möglich, aber die Gefahr des Mißverstandenwerdens wäre doch erschreckend groß, und die Selbsttäuschung, in die unsere Schüler hineingetrieben würden, als könnten sie Deutsch, würde ihrem Selbstbewußtsein nicht dienlich sein. Inneres Verständnis und einige Fertigkeit im Sprechen ist schon für die Regierung ein unabweisbares Erfordernis an ihre Beamten und erst recht eine Forderung der Mission an ihren künftigen Lehrstand.

Die von dem Gouvernement am 2. Februar 1906 erlassene Schulordnung enthielt in Anlage einen Lehrplan, der das Ziel des deutschen Unterrichts in dem höchsten Kurs in folgender Weise angab:

1. Lesen: Lesen größerer Lesestücke. Übungen in der mündlichen Wiedergabe deutscher Lesestücke und im Erzählen in deutscher Sprache. Übung in Zwiegesprächen, Lesen von Gedichten, Auswendiglernen von vaterländischen Gedichten.

2. Schreiben: Schriftliche Wiedergabe von Lesestücken aus dem Gedächtnis, kleine Aufsätze aus dem Leben. Abfassung von Briefen, Schreiben von Adressen, Beschreibung des eigenen Lebenslaufs.

3. Grammatik: Satzlehre, Wiederholung des Wichtigsten aus der Formenlehre.

Das war ein Ziel, mit dem sich eine Missionschule, die deutschen Sprachunterricht als Unterrichtsgegenstand aufgenommen hatte, durchaus einverstanden erklären konnte, und das, wie die Erfahrung gezeigt hat, sich durchführen ließ.

Dementsprechend bestimmt auch der in der Konferenz vom 8. Dezember 1909 vorgelegte ausführlichere Lehrplan als Lehrziel: Die Schüler sollen befähigt werden, Deutsch zu verstehen, sich gut verständlich und sprachrichtig in deutscher Sprache mündlich und schriftlich auszudrücken, sinnrichtig aus dem Deutschen in die Landessprache und umgekehrt zu übersetzen, soweit die Gegenstände einfachen Inhalts sind und die sprachliche Form keine großen Schwierigkeiten bietet.

Da zunächst jedes für die afrikanischen Schulverhältnisse brauchbare Lehrmittel völlig fehlte, mußte sich der Unterricht an deutsche Fibeln und Lesebücher, wie sie in der Heimat gebraucht wurden, und an die sprachlichen Lehrmittel, die Europäer in die Ewesprache einführen sollten, anlehnen. Das erste hatte den ungewollten Erfolg,

daß die Schüler über Flora und Fauna Deutschlands, über den Wechsel der Jahreszeiten in Europa, über das Leben des deutschen Landmanns und Handwerkers nachdenken, sprechen und Aufsätze anfertigen mußten, während das eigne Leben ihnen fremd blieb. Über Schnee und Schlittschuhlaufen wußten sie Bescheid, aber über das Pflanzen einer Kokosnuß nicht. Das zweite Verfahren vermied den Fehler, mußte nun aber in Kauf nehmen, daß der Leitgedanke nicht das Bedürfnis des Deutsch lernenden Eweers, sondern der des Ewe lernenden Europäers war, daß also nicht die deutsche Sprache und Grammatik, sondern die Ewesprache und Grammatik den Ausschlag gab. Beide Fehler waren nur Symptome des großen Problems, das hinter dem deutschen Sprachunterricht steckte, die Gedankenwelt des Deutschen der Gedankenwelt der Eweschüler zu vermitteln. Das ist die eigentliche Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts, aber sie darf ihre Maßstäbe nur an dem Lernbedürfnis der Schüler nehmen. Mag man einmal ausnahmsweise die Schüler der heißen Zone über den deutschen Frühling, über den nordischen Winter, über Luftschiffahrt und drahtlose Telegraphie unterweisen, die sprachliche Unterweisung darf niemals von diesen, den Schülern durchaus fremden Dingen ausgehen, sondern muß im Anschauungsbereich des Schülers, in seiner Welt beginnen. Die Welt Europas darf der Regel nach nur soweit herangezogen werden, als es für den Unterricht unbedingt notwendig ist, um ein Gesamtwissen zu erreichen, wie es für eine einfache Landbevölkerung eben ausreicht.

Je weniger der Unterricht über die Anschauungswelt der Eweer hinausgeht, um so mehr Zeit bleibt zum innerlichen Verarbeiten des vorhandenen Lehrstoffes und zu einer verhältnismäßig gründlichen Sprachbildung. Es ist sehr dankenswert, daß eben jetzt das Gouvernement eine nach diesen Grundsätzen herausgegebene, brauchbare Landeskunde von Togo hat drucken lassen, die im wesentlichen alles enthält, was für den deutschen Unterricht in Betracht kommen könnte, während andererseits in Westermanns Lehrbüchern die Hilfsmittel zu systematischem Sprachunterricht schon länger vorliegen.

Eine große Frage ist es dabei, wann der fremdsprachliche Unterricht beginnen soll. Es liegt nahe, bei dem Streben nach einem möglichst hohen Lehrziel den Unterricht möglichst früh zu beginnen. Die Forderung, sofort in der untersten Klasse der Dorfschule

Deutsch zu lehren, ist wiederholt gestellt worden. Der Wunsch der Eingeborenen kommt dem entgegen. Trotzdem wäre es verkehrt, ihm nachzugeben. Das Idealste wäre, die Dorfschulen vom fremdsprachlichen Unterricht ganz freizulassen und nur auf den Stationschulen und im Lehrerseminar Deutsch zu lehren. Auch für die Mädchenschulen erscheint mir deutscher Unterricht überflüssig und verkehrt. Damit würde erreicht, daß die Dorfschulen nichts weiter brächten, als die einfachste Volksbildung in der Volkssprache, diese aber gründlich und für die Schüler verständlich. Zugleich wäre die Möglichkeit geboten, unter den Schülern der Dorfschule die begabtesten für die Stationschulen auszuwählen und hier nun mit intensivem deutschen Unterricht einzusetzen. Ob dabei im Schreiben nur lateinische oder deutsche und lateinische Schrift gelehrt werden soll, ist eine Zweckmäßigkeitsfrage, die bei der eigentümlichen Begabung der Eweschüler nur einen untergeordneten Wert hat.

Sehr wichtig aber ist die Frage nach dem Lehrermaterial. Für die Mission, der an missionarischer Unterweisung liegt, wäre es eine Kraftvergeudung, den Unterricht lediglich Europäern anzuvertrauen. Es genügt, wenn der abschließende sprachliche Unterricht vom Missionar erteilt, der übrige von ihm nur überwacht wird. Dann müssen aber die eingeborenen Lehrer, je schneller das Deutschtum fortschreitet, um so gründlicher Deutsch lernen; denn die Voraussetzung dafür, deutschen Unterricht erteilen zu können, ist eine einigermaßen sichere Beherrschung des Deutschen. Nun ist es ganz ausgeschlossen, daß ein Eingeborener in fünfjährigem Schul- und drei- bis vierjährigem Seminar-kursus fließend und fehlerfrei deutsch sprechen lernt. Es war daher überaus günstig, daß seit 1884 eine Reihe von 20 Ewegehilfen in Deutschland ausgebildet werden konnten und auch, seitdem die Einrichtung des Seminars in Umedzowe diese immerhin nicht unbedenkliche langjährige Verpflanzung nach Deutschland unnötig machte, immer wieder einzelne Gehilfen in kurzem Europaufenthalt ihre drüben gewonnenen Sprachkenntnisse hier befestigen und vertiefen konnten. Aber es scheint mir, als sollten wir das Ziel im Auge behalten, in den nächsten Jahren geistig und sittlich geeignete Lehrer auf ein Jahr zu ihrer sprachlichen Ausbildung nach Deutschland zu ziehen. Wenn mit der sprachlichen Ausbildung zugleich eine pädagogische verbunden werden könnte, so wäre das

doppelter Gewinn, der die Kosten selbst dann lohnen würde, wenn von den nach Deutschland gebrachten Lehrern nachher nur die Hälfte einschläge und im Missionsdienst bliebe.

4. Arbeitserziehung und Bildungsproletariat.

Einer der am häufigsten gehörten Einwände gegen die Mission ist der, sie erzeuge ein der praktischen Arbeit entfremdetes, auf seine Gelehrsamkeit stolzes, in Eitelkeit untergehendes, unbrauchbares Bildungsproletariat. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Anflage ein Kern Wahrheit steckt. In den Hafen- und Handelsplätzen finden sich eine ganze Reihe verschlagener, sittlich nicht gerade hochstehender Eingeborener, die sich mit christlichen Namen zieren, die Missionschulen z. T. durchlaufen haben und durch ihre Existenz die Mission in Mißkredit bringen. Was liegt näher, als der Mission diese Menschen schuld zu geben und zu sagen, hier sehe man es ja, wie die Schulbildung versage und das Christentum zur Tünche geworden sei. Und doch — in den meisten Fällen wird es so liegen, daß diese Leute entweder entlaufene oder entlassene Missionschüler sind, die nur schlau den Bruch mit der Mission verdecken und den leichtgläubigen Europäer, der sich nicht die Mühe nimmt, nachzuforschen, täuschen. Das darf man aber der Mission nicht schuld geben. Andererseits erhebt sich tatsächlich der Schüler unserer Schulen turnhoch über seine ungebildeten Volksgenossen. Er hat fast ein Recht, sich als etwas Höheres und Besseres vorzukommen. Seine Kenntnisse helfen ihm zu einem leichteren, bequemeren Verdienst als die von den Vätern ererbte Landwirtschaft bietet. Was ist denn bequemer, als so als Zollaufseher an der Grenze zu sitzen, ohne sich viel quälen zu müssen! Oder wie ideal sieht es aus, hinter dem Ladentisch einer Faktorei zu stehen und Waren zu verkaufen. Ganz abgesehen davon, daß man hier ein bequemes und sicheres Einkommen hat, wie bestechend der Gedanke, die schwarzen Landsleute und womöglich gar die klugen Europäer zu übervorteilen und sich selbst zu bereichern. Oder wie begehrenswert, als Lehrer, als Vertreter der Bildung, als eine Art zweiter, christlicher Häuptling in einem Dorfe selbständig zu schalten! Ist's ein Wunder, wenn die

von den Europäern gebotenen Erwerbsmöglichkeiten stark benutzt werden? Aber sind denn Leute in solchen Berufen Bildungsproletarier? Sie tun die Arbeit, die man ihnen aufgibt, und tun sie so gut oder so schlecht, als die Genauigkeit der Kontrolle von oben es erlaubt. Das Problem setzt erst dann ein, wenn das Streben nach bequemem, sagen wir einmal „studierten“ Berufen das Land entvölkert und das Angebot größer wird als die Nachfrage der Europäer.

Soweit sind wir aber in Togo noch nicht. Bisher sind von den aus den Oberklassen unserer Schulen abgehenden Schülern etwa 33% Lehrer unserer Mission geworden. Wir wünschten, es meldeten sich noch mehr. Wir könnten mehr gebrauchen und wären froh, wenn wir stärker sichten und sichten könnten. Die übrigen 67% haben bisher ohne Schwierigkeit eine Anstellung gefunden. Ja, als unlängst sich 19 unserer Schüler aus Amedzowe zur Regierungsprüfung in Lome gestellt hatten, die sämtlich ursprünglich Lehrer werden wollten, zogen nach bestandener Prüfung 10 ihre Meldung zum Lehrerberuf zurück. Sie wollten einen anderen Weg einschlagen, mußten also gesehen haben, daß es noch Möglichkeiten des Fortkommens genug gibt. Heute wird also das Problem noch nicht in seiner Schärfe fühlbar.

Immerhin, es ist da. Es ist nur die Frage, ob es ein Sonderproblem der Missionschulen ist, und diese Frage möchte ich entschieden verneinen. Die Entstehung eines Bildungsproletariats ist vielmehr meines Erachtens eine notwendige, betrübliche Begleiterscheinung überall da, wo eine neue Kultur die Naturvölker aufrüttelt und infolgedessen sich neue Existenzmöglichkeiten zeigen. Da ist es unausbleiblich, daß das Verlangen nach gelehrten Berufen gleichsam Mode wird. Das liegt nicht an den Schulen, sondern an dem Zusammenprall der höheren und niederen Kultur und der Anpassungsfähigkeit einzelner besonders begabter Individuen an den neuen Zustand.

Es mag sein, daß später einmal eine Überproduktion „Studierter“ eintritt. Nun gut, es wird das wirksamste Korrektiv einer solchen Überproduktion sein, daß nun eine Auslese beginnt und der Kampf ums Dasein die Unfähigen zwingt, wieder zu nutzbringender Arbeit zurückzukehren. Gegen Moden ist man wehrlos, aber sie haben das Gute, daß sie sich selbst korrigieren.

Eine Frage aber ist die, ob man nicht mit aller Entschiedenheit der Entstehung eines solchen Bildungsproletariats vorbeugen solle. Oder vielmehr, das ist keine Frage, sondern selbstverständliche Pflicht aller wohlmeinenden Erzieher, selbst dann, wenn sie von der Aussichtslosigkeit ihrer Versuche nahezu überzeugt sind. Und der einzige Weg ist der, landwirtschaftliche Arbeit und Handwerks-erziehung ordnungsmäßig in den Unterricht der Volksschulen in unseren Kolonien einzugliedern, damit die Schüler nicht nur sehen, daß die Arbeit nicht schändet, sondern dazu erkennen, daß die von dem Europäer getriebene Art der Arbeit ertragreicher und nutzbringender ist als die hergebrachte.

Dabei ist der landwirtschaftliche Unterricht, weil die Eweer ein Bauernvolk sind, der wichtigste. Infolgedessen haben wir an jedem Nachmittage zwei und an dem schulfreien Sonnabend-Vormittag drei Stunden für landwirtschaftliche Arbeit in den Stundenplan unserer Schulen eingegliedert und die Anlegung von Schulplantagen in die Wege geleitet und sind dankbar dafür, daß die Regierung, wo sie es kann, diesen landwirtschaftlichen Unterricht moralisch, wenn auch noch nicht finanziell unterstützt. Und wir haben es mit großer Freude begrüßt, daß die in Notzwecken eingerichteten landwirtschaftlichen Kurse seit einer Reihe von Jahren auch unsern Lehrern zugänglich gemacht sind, so daß der Unterricht, den unsere Lehrer erteilen, auf fachmännischer Unterweisung ruht.

Der Handwerksunterricht beschränkt sich in Keta auf Webunterricht, auf Unterricht im Anfertigen von Zementsteinen in Keta und Lome und ähnlichen Arbeiten auf andern Stationen, ist aber über das Stadium der Anfänge und ersten Versuche kaum hinaus. Die Schwierigkeiten liegen in der Aufgabe, wirklich lohnende, für das Leben brauchbare Erwerbsmöglichkeiten zu erschließen. Der Bedarf an Maurern, Schreibern und sonstigen Bauarbeitern ist im wesentlichen gedeckt, da unsere Missionare es von Anfang an darauf angelegt hatten, sich einen Handwerkerstand zur Hilfe beim Bauen zu erziehen. Der Versuch, zu Schneidern und Schustern auszubilden, ist gelegentlich gemacht, aber ohne rechten Erfolg. Da nun die Regierung in ihren Werkstätten in allen irgend in Betracht kommenden Handwerken ausbildet und die katholische Mission auf große Handwerkerschulen Wert legt, da nach einer kürzlich

veröffentlichten Statistik es in Lome bereits unter den Eingeborenen 6 Photographen, 29 Goldschmiede, 158 Tischler und Zimmerleute, 6 Schmiede, 43 Schlosser, 46 Maurer, 74 Schneider, viele Ziegelbrenner und einige Bäcker gibt ¹⁾ und die Gesamtzahl der Erwerunterrichtet mit Aussicht auf lohnende Erwerbsmöglichkeiten noch eingeführt werden könnte, nicht ganz einfach zu beantworten. Immerhin müssen wir die hier liegenden Aufgaben im Auge behalten und dürfen nicht müde werden, unseren Schülern beizubringen, daß Bildung und Arbeit keine Gegensätze sind, sondern daß rechte Arbeit bildet und rechte Bildung arbeitet.

Das Problem, das mit den Worten Bildungsproletariat und Arbeitserziehung umschlossen wird, ist für den Erzieher das höchste, denn es ist das Problem der Charakterbildung. An ihm mitzuarbeiten, ist die Mission vor allen anderen Kulturfaktoren berufen und befähigt, weil sie bewußt auf das Bild dessen weist, in dem alle Bildung ihr Ziel wie die Quelle ihrer Kraft sieht, auf Jesus Christus.

5. Mädchenerziehung.

Wenn von unseren acht Hauptstationen nur drei mit besonderen Mädchenschulen ausgestattet sind und in diesen drei Schulen noch verschiedene Prinzipien — das der freien Schule und das des Internats — nebeneinander hergehen, so ist damit schon äußerlich angedeutet, daß die Frage der Mädchenerziehung zwar äußerst wichtig, aber auch äußerst schwierig ist. Und wenn dabei die freien Schulen sich in den Hafenplätzen — in Keta und Lome, in den Städten der am weitesten fortgeschrittenen Kultur — finden, so liegt die Vermutung nahe, daß wir im Innern die theoretisch richtigere Ausgestaltung der Mädchenerziehung haben, während die freien Schulen Kompromisse mit der Volksmeinung und den Wünschen der Regierung darstellen.

In der Tat ist die Erziehung des weiblichen Geschlechts in einem Heidenvolk, in dem die Polygamie bei den Reichen an der Tagesordnung ist, eins der schwierigsten und wichtigsten

¹⁾ Kol. Rundschau 1910. S. 192.

Probleme der Missionschularbeit. Man darf zwar nicht sagen, die Frau habe bei den Eweern die Stellung einer Sklavin, sie sei rechtlos und unterdrückt, im Gegenteil, das Verhältnis der Geschlechter zueinander ist im täglichen Verkehr viel eher ein kollegialisches, die Frau hat große Freiheiten und Rechte und weiß sie als Hausfrau mit starkem Willen zur Geltung zu bringen; dennoch bleibt andererseits die Frau ein dinglicher Besitz des Mannes, sie kann verkauft, entlassen und durch Erbschaft einem andern übertragen werden. Und da es Polygamisten gibt, die 30 rechtmäßige Frauen und 60 rechtlich anerkannte Nebenfrauen haben, — Polygamie ist ein Zeichen von Reichtum, viel Frauen sind die vorteilhafteste Kapitalanlage, denn die Frauen sind die brauchbarsten Arbeitskräfte — so ist klar, daß die evangelische Mission versuchen muß, gesunde Ehegedanken ins Volk zu bringen und vor allem den rechtlosen Teil, das weibliche Geschlecht, zum Bewußtsein seines Wertes zu erziehen.

Intellektuelle Ausbildung kann dazu helfen. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß sich die soziale Stellung mit der zunehmenden Schulbildung hebt. Für die durch die Schulen gebildeten Männer ist zudem zweifellos das Bedürfnis nach einer geistig einigermaßen ebenbürtigen Frau ohne weiteres gegeben. Es ist also außer Frage, daß eine Mädchenschule, die sich auf Erteilung von Unterricht beschränkt, wie er in den heimischen Mädchenschulen geboten wird, das soziale Niveau der Schülerinnen hebt, noch dazu, wenn der Unterricht über das allernotwendigste im Rechnen, Schreiben und Lesen hinausgeht und sogar eine Europäersprache berücksichtigt. Die Wirkung wird um so nachhaltiger sein, je länger sie dauert und je mehr sie in der Charakterbildung ihre Hauptaufgabe sieht.

Da aber in den Familien der Eweer bisher jede Charaktererziehung für die Mädchen so gut wie fehlt, der Begriff von der Aufgabe der Frau im Heidentum ein völlig anderer ist als im Christentum, versagt zur Charakterbildung des Mädchens die Familie noch stärker als zu der des Knaben. Der Gedanke der Anstalts-erziehung drängt sich gleichsam auf.

Er wird von vornherein angebahnt durch das Bestreben jeder Missionarsfrau, sich weibliche Hilfskräfte für den Haushalt heranzubilden. Infolgedessen ist jeder Haushalt eines evangelischen

Missionars nicht nur durch sein Vorbild, sondern durch die unmittelbare Erziehtätigkeit der deutschen Hausfrau ein wichtiger Faktor zur Heranbildung des weiblichen Geschlechts. In diesem Sinne sind im Grunde alle unsere Hauptstationen mit kleinen Mädcheninternaten verbunden. Nur daß hier der Ton wesentlich auf der hauswirtschaftlichen Ausbildung liegt, während die Schulbildung entweder schon abgeschlossen ist oder nebenbei in den Stationschulen mit erworben wird. Dadurch, daß die Mädchen ständig unter den Augen der Missionarsfamilie leben und den ganzen Tag über unter besonderer Anleitung stehen, wirkt diese Art der Erziehung viel intensiver als die reine Schulerziehung. Es lag daher völlig in einer gradlinigen Entwicklung, wenn sich aus diesen kleinen, sagen wir Familieninternaten in Ho eine auf Internatsprinzip ruhende Mädchenanstalt herausbildete.

Dreierlei soll hier die Erziehung besonders stark beeinflussen, einmal das geschlossene Internatsleben unter Aufsicht christlich bewährter Leiter, dann die hauswirtschaftliche Anleitung und endlich der eigentliche, religiös fundierte Schulunterricht. Allein so deutlich diese drei Erziehungsweisen in Ho nebeneinander bemerkbar sind, jede einzelne bietet ihre besonderen Schwierigkeiten.

Internatsleben bietet die Möglichkeit zu ständiger Beeinflussung, fordert aber auch einen Erzieher, der ständig mit den Kindern zusammen lebt. Es ist ja bekannt, welche Gefahr schon in der Heimat die Pensionate bieten. Wenn nun Mädchen von 12—14 Jahren in Afrika zueinander gesperrt werden, ist die Gefahr doppelt groß, daß die schlimmen Einflüsse der älteren Mädchen die jungen verderben und andererseits ist's eine über die Nervenkraft eines Europäers, womöglich gar einer Missionsdiakonisse hinausgehende Forderung, Tag und Nacht das Leben von vierzig, fünfzig im Heidentum, d. h. in voller Ungebundenheit herangewachsenen Mädchen zu überwachen. Die hauswirtschaftliche Anleitung weiter kann in den Anfangszeiten, wo es nach unserm Begriff tüchtige, auch im Erzieherberuf tüchtige Ewehausfrauen noch nicht gibt, nur von Europäerinnen geboten werden. Diesen aber fehlt leicht der Maßstab für das in einem Ewehaushalt Notwendige und für die Arbeitsfähigkeit der Mädchen. So droht hier die Gefahr der Verziehung zu europäischen Gewohnheiten und zu einem Nichts-

tun oder Zuwenigtun, das für die künftige Hausfrau einen schweren Mangel bedeuten würde. Diese doppelte Gefahr ist um so größer, als das Bedürfnis der Europäer und das Verlangen der Eingeborenen eine Einführung in den europäischen Haushalt, in europäische Begriffe von Sauberkeit und Hygiene, in europäische Kochkunst und in die Künste des Waschens und Plättens, des Nähens, Strickens, Stickens, Flickens und allerhand anderer weiblicher Handarbeiten nötig macht und sich infolgedessen das Schwergewicht vom afrikanischen Haushalt auf den europäischen verschiebt. Endlich ist es schwierig, neben dem Haushaltunterricht dem Schulunterricht seine volle Geltung zu verschaffen. Der Haushalt verlangt ständige Ver-
 wartung, jede Schülerin, die im Haushalt beschäftigt ist, wird zeitweilig dem Schulunterricht entzogen. Außerdem sammeln sich im Internat ungleich vorgebildete Mädchen, so daß es unmöglich ist, in den zwei Jahreskursen, die bisher vorgesehen sind, etwas Ordentliches zu erreichen. Endlich war der Unterricht bisher sogar mit Deutsch belastet, das durch zwei Jahreskurse geführt wurde, viel zu wenig, um irgend welche Erfolge zu erzielen, und doch so viel, daß fast der dritte Teil der Unterrichtszeit davon beansprucht wurde.

Sollen die Schwierigkeiten vermieden werden, so würde es mir praktisch erscheinen, die Form des Internats in der Weise beizubehalten, daß höchstens 20—30 Schülerinnen zusammen genommen und unter die Aufsicht eines bewährten Lehrerehepaares gestellt werden. Dann ist eine nahezu ununterbrochene Aufsicht möglich, ohne daß die Nervenkraft der Europäerinnen in der Leitung überanstrengt würde. Es hätte, wenn solche Anstalten auf allen Hauptstationen eingerichtet wären, auch keine Bedenken, den Unterrichtskurs auf drei oder vier Jahre auszudehnen und die Auswahl der Mädchen so zu treffen, daß nur Mädchen von 8—10 Jahren aufgenommen werden. Dabei sollte grundsätzlich daran festgehalten werden, daß die Mädchen für ihren Unterhalt bezahlen und für die Kosten des Unterrichts Schulgeld geben. Ist die Zahl der Schülerinnen in der Weise beschränkt, so hat die Besorgung des täglichen Unterhalts für die Mädchen auch nicht so große Schwierigkeiten, wie bei einer Anstalt von 40—50 Insassen, denen man freie Zeit zur Besorgung ihres Essens, also unkontrollierbare Freiheit lassen mußte. Zugleich ist auf diese Weise eine Lehrersfrau für die

Erziehung mit verantwortlich, die weiß, welche Kenntnisse und Fertigkeiten eine Ewehausfrau haben muß und die der Gefahr der Europäisierung und des Faulenzertums vorbeugt. Die europäischen Leiterinnen haben nur noch die Gesamtaufsicht, den Unterricht in den Elementarwissenschaften und in den weiblichen Handarbeiten und die seelsorgerische Einwirkung auf die einzelnen Mädchen, also die Gebiete, die sie kraft ihrer Veranlagung beherrschen und wo ihr Einfluß unersetzbar ist. Dabei sind zum Unterricht so viel wie möglich eingeborene Lehrer mit heranzuziehen, nachdem das Vorbild von Keta gezeigt hat, daß ein tüchtiger Lehrer unter der Kontrolle der Diakonissen wohl Disziplin halten und seine Schülerinnen fördern kann.

Ich würde es für richtig halten, daß selbst in den Küstenstädten, wo sich unter dem Zwang der Verhältnisse die Mädchenanstalten zu gehobenen Mädchenschulen entwickelt haben, solche Internate sich den Mädchenschulen angliederten. In kleinem Maßstab ist es schon der Fall, insofern auch der Schwesternhaushalt nur mit Hilfe eingeborener Mädchen, die im Hause wohnen, geführt werden kann. Ich glaube nicht, daß die Mädchenschulen so, wie sie sind, ihren eigentlichen Zweck erfüllen. Ich halte es für verkehrt, Ewemädchen in eine Fremdsprache einzuführen. Sie lernen doch nie so viel, daß die Fremdsprache Umgangssprache in ihrem künftigen eignen Hausstand werden würde, oder daß sie sich als Dienstboten mit ihrer europäischen Herrin einigermaßen verständigen könnten. Und nur das stolze Bewußtsein zu erziehen: „Ich habe etwas Deutsch gelernt“, dazu ist die Missionschule zu schade. Es ist ja richtig, daß die Mädchen an den Küstenplätzen heute fremdsprachlichen Unterricht fordern. Die britische Regierung mit ihrem Lehrplan kommt der Forderung in weitgehendem Maße nach und der englische Drill bringt es so weit, daß der britische Schulinspektor jederzeit sich selbst von dem Bildungsstand der Schülerinnen überführen kann. Aber mir scheinen diese Forderungen aus ethischen und sozialen Gründen viel zu hoch. Ich bin dankbar, daß die deutsche Regierung in den Mädchenschulen weit niedere Ansprüche stellt und dafür praktischen Unterricht befördert, und ich würde es nur mit herzlicher Freude begrüßen, wenn auf Grund gegenseitiger Vereinbarung das Streben der Eingeborenen, ihre Mädchen Deutsch bezw.

Englisch lernen zu lassen, von der Regierung durch ein klares Verbot unterbunden würde.

Eine sehr wichtige Aufgabe, die nur in den allerersten Versuchen in Angriff genommen ist, ist die Erziehung von eingeborenen Lehrerinnen. Der Zwang der Verhältnisse, daß zwei Diakonissen eine Mädchenschule leiten, wobei eine für den Haushalt, die andere für den Unterricht verantwortlich ist, bringt es mit sich, daß die Schulschwester sich Gehilfinnen schaffen muß, um mehrere Klassen gleichzeitig unterrichten lassen zu können. Bisher halfen sich die Diakonissen so, daß sie besonders begabte Schülerinnen nach vollendeter Schulzeit als Lehrgehilfinnen einstellten. Das setzte aber voraus, daß die leitende Schwester diesen Lehrgehilfinnen ganz genaue methodisch-pädagogische Anleitung für jeden Tag und für jede Unterrichtsstunde geben mußte. Damit war ein großer Teil des Nachmittags fast beansprucht. Dabei hatten die Schwestern noch den Nachteil, daß diese Lehrgehilfinnen sehr viel zu Lehrersfrauen begehrt wurden, so daß oft gerade dann eine neue in die Arbeit eingewiesen werden mußte, wenn die alte anfang, einige Selbständigkeit zu zeigen.

Bisher hat man sich auf diesem Wege helfen können. Auf die Dauer ist das nicht durchführbar. Die unglückliche Zerrissenheit unseres Gebietes in zwei Sprachhälften macht aber die Einrichtung eines Lehrerinnenseminars fürs erste nahezu unmöglich. Ich würde es deshalb als einen großen Fortschritt begrüßen, wenn wir in Keta wie in Lome die Zahl unserer Diakonissen auf drei ständig erhöhen könnten, damit der im Dienst Erfahrensten die Gesamtleitung und die Ausbildung von Gehilfinnen, der zweiten die Schule und der dritten der Haushalt übertragen würde. Der ersten würde dabei noch Zeit zu der so dringend nötigen Gemeindepflege bleiben, die jetzt gleichsam nebenher getrieben werden muß.

Voraussetzung einer solchen Arbeitsteilung wäre allerdings eine entsprechend gründliche pädagogische Ausbildung unserer Schwestern daheim, eine sichere, sehr erwünschte Folge aber die Möglichkeit einer intensiven Einwirkung auf das heranreisende weibliche Geschlecht.

6. Staatsaufsicht und Staatsunterstützung.

Nach den einleitenden Erörterungen dieses Kapitels über die Bedeutung der Missionschule für das gesamte öffentliche Leben des Erbevolfkes bedarf der Satz kaum noch einer Rechtfertigung, daß die Missionschule, je weiter die koloniale Entwicklung fortschreitet, um so mehr das Interesse des Staates herausfordert. In gewissem Sinne kommt den Missionschulen, wenn sie auch rechtlich durchaus den Charakter von Privatanstalten tragen, also jeden Augenblick von uns geschlossen werden könnten, doch die Stellung von öffentlichen Volksschulen zu. Das wird äußerlich dadurch gezeigt, daß die Schule jedem nach Unterricht verlangenden Kinde, auch den Heidenkindern, grundsätzlich offen steht. Schon damit ist ein Interesse des Staates an den Schulen gegeben. Aber auch davon abgesehen, auch wenn sie lediglich Privatschulen für den kleinen Kreis der Kinder unserer Gemeinde wären, mußten die Schulen sich willig der Schulhoheit des Staates einordnen. Eine Anstalt, die bewußt und nach ganz bestimmten Grundsätzen an der intellektuellen Förderung des Volkkes, an seiner sittlichen Hebung, an der Bildung von Charakteren arbeitet, die in das Volksleben Gedanken hineinwirft, deren Tragweite für die soziale und politische Ausgestaltung der Kolonie von ausschlaggebender Bedeutung werden können, muß es sich gefallen lassen, wenn der Staat von der Art ihrer Arbeit Kenntnis nimmt und im gegebenen Falle hindernd oder fördernd eingreift.

Es ist denn auch das Recht des Staates auf die Schulhoheit vom Staat mit derselben Selbstverständlichkeit in Anspruch genommen, wie es von der Mission anerkannt worden ist. Das entspricht durchaus den in der Heimat geschichtlich gewordenen Verhältnissen. Ursprünglich ein Kind der Kirche, der Mission, ist die Schule so sehr zu einer Staatsanstalt geworden, daß ihre Einrichtung, Unterhaltung und Überwachung durch Staatsgesetz geregelt und ihre Unterhaltung zu einem großen Teil sogar auf das Staatsbudget übernommen worden ist. Bei der schnellen Entwicklung unserer Kolonien und nach dem Vorgang des anglosächsischen Kolonial-Schulsystems konnte es gar nicht ausbleiben, daß die staatsrechtlichen Grundgedanken über die Schulen ohne weiteres vom Mutterland auf die Kolonien übertragen wurden.

Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß das Interesse des Staates an den Schulen diesen in sehr wesentlichen Punkten zu gute kommt, so daß man geradezu wünschen muß, der Staat möge sich, wie in Togo, so auch in den anderen Kolonien des Schulwesens annehmen, damit der Schulbesuch gefördert, der Unterricht möglichst einheitlich gestaltet und vor den Kolonialvölkern öffentlich kundgetan werde, daß nach unserer Überzeugung eine gesunde Volksentwicklung von einem guten Schulsystem abhängig ist.

Andererseits ist's keine Frage, daß die Interessen des Staates an den Schulen andere sind als die der Mission, so daß das Eingreifen des Staates zu Schwierigkeiten führen kann, deren Lösung nur auf dem Wege des Kompromisses möglich sein dürfte.

Das erste unmittelbare Interesse des Staates in Kolonien mit fremder Sprache und in tropischem Klima ist dies, sich einen eingeborenen Beamtenstand heranzuziehen, der die Sprache des Mutterlandes versteht und verständlich dolmetschen kann. Religiöse Unterweisung ist dem Staat zunächst völlig gleichgültig, ja es kann der Fall sein, daß ihm zur Wahrung seiner Autorität eine religiöse Neutralität dienlicher erscheint als Parteinahme für ein Sonderbekenntnis. So entstehen da, wo keine Missionschulen sind und vereinzelt auch dort, wo sich solche finden, die religionslosen Regierungsschulen, deren Zweck einzig die Heranbildung eines die Sprache des herrschenden Volkes verstehenden Beamtenpersonals ist. Togo hat zwei solcher Regierungsschulen.

Das Interesse des Staates geht aber weiter. Er muß wünschen, daß auch dem Handel entsprechend geschultes Personal aus den Eingeborenen zur Verfügung steht und daß in jedem Dorfe ein des Schreibens und Lesens kundiger Mann sei, um Regierungsbefehle überallhin auch schriftlich vermitteln zu können. Er hat ein dringendes Interesse daran, daß sich zwischen der Regierung und dem unwissenden Volke eine Mittelschicht, ein gebildeter Mittelstand entwickelt, der Verständnis hat für das Gute, was die neue Zeit dem Volke bringt und für das Unbequeme, wie Steuern und dergleichen, was mit dem Guten notwendig verbunden ist. Kein anderer Faktor ist so unmittelbar imstande, Verständnis für die Regierung und Liebe zu dem Kolonialvolk zu erziehen, wie die Schule. Nirgends sonst ist eine so dauernde, tiefgehende, nachprüfbare Einwirkung möglich, wie vom Katheder des Lehrers.

So ist es kein Wunder, daß die deutsche Regierung in der deutschen Kolonie, von ihrem Schulhoheitsrecht Gebrauch machend, englischen Unterricht in Missionschulen untersagte und als einzige Fremdsprache das Deutsche zuließ, ja durch Schulunterstützungen zu fördern suchte. Sie folgte damit dem Vorgang der Briten, die in ihren Kolonien den Schulen der Mission sehr erhebliche Beiträge zuwenden.

Nur ist das zugrunde liegende Prinzip hier und dort ein etwas verschiedenes. Während die deutsche Regierung ihre Unterstützung nur nach dem Maßstabe der Verbreitung der deutschen Sprache verteilt, so heißt wenigstens der betreffende Etatstitel, wenn auch die Prüfung sich weiter über das Gebiet des deutschen Unterrichts hinaus erstreckt, fordert die britische Regierung für die Schulen, denen sie „grant“ erteilen soll, Unterricht in folgenden obligatorischen Fächern: 1. Englisch Sprechen, 2. Englisch Lesen, 3. Schreiben, 4. Arithmetik, 5. Gesundheitslehre, 6. weibliche Handarbeiten für Mädchenschulen, 7. Handfertigkeits-, Zeichen- und landwirtschaftlicher Unterricht und 8. sogenannte Object=Lessons über bestimmte Gegenstände in den Kindergärten und auf den Unterstufen (Infantstandards). Dazu treten als wahlfreie Fächer, die nicht Bedingung für Erteilung der Unterstützung sind, die aber diese Unterstützung wesentlich erhöhen: 1. Singen, 2. Erdkunde, 3. Geschichte, 4. Grammatik, 5. Turnen und Körperübungen, 6. Buchführung, 7. Stenographie und 8. die Anfänge der Geometrie. Ein Schulinspektor reist von Schule zu Schule und prüft an Ort und Stelle jedes Kind, um dann in einem ziemlich umständlichen Rechenverfahren, das neuerdings durch ein einfacheres Schätzungsverfahren ersetzt werden sollte, den für jeden Schüler und für jedes Unterrichtsfach zu zahlenden Beitrag zu bestimmen. Die Erlangung der Unterstützung ist an eine ganze Reihe von Einzelbedingungen geknüpft, deren Innehaltung viel Zeit und Geduld kostet. Doch ist die Gesamtunterstützung ziemlich hoch. Sie betrug im Jahre 1908 für 11 Schulen und 1036 Schüler £ 398/10/1 = 7970 *M.* Neben dieser Unterstützung her geht eine zweite, insofern die britische Regierung einen beträchtlichen Teil der Bau- und Einrichtungskosten für neue Schulen ersetzt, eine dritte, insofern jedem Lehrer, der bestimmte Prüfungen vor den staatlichen Prüfungsbehörden gemacht hat, sobald ihm von der Mission ein bestimmtes

Grundgehalt zugesichert ist, eine staatliche Beihilfe jährlich zuerkannt wird, und eine vierte, indem besondere Leistungen auf landwirtschaftlichem oder industriellem Gebiet durch besondere zum Teil recht beträchtliche Unterstüzungen belohnt werden.

Wie bescheiden ist diesen Summen gegenüber das, was die deutsche Regierung in Togo unter dem Zwange eines Etats, der ihr immer kleiner bemessen wird als beantragt war, für die Schulen tun kann und tut. Infolgedessen wird hier mehr noch als in der Goldküstenkolonie das Empfinden geweckt, als ob ein Mißverhältnis bestehe zwischen dem, was die Regierung von den Schulen fordert, und dem, was sie für die Schulen leistet.

Und doch wäre es ungerecht und kurzsichtig, wollte man der Regierung aus ihrem Verhalten einen Vorwurf machen oder einzelne Unbilligkeiten, die des Ausgleichs bedürfen und ihn zweifellos bald finden werden, einer unfreundlichen Gesinnung des Staates oder einem unberechtigten Nachgeben der Missionsleitungen zuzuschreiben.

Es ist z. B. keine Frage, daß die Prüfungsordnung — ich beschränke mich wieder auf das deutsche Gebiet — sowohl in ihrer früheren wie in ihrer gegenwärtigen Form Unmöglichkeiten in sich schließt. Nachdem einmal durch die Schulordnung vom 2. Februar 1906 ein gemeinsamer Lehrplan für die Regierungsschulen und die Schulen der verschiedenen Missionen vereinbart und die Erteilung der Unterstützung an die Innehaltung dieses Lehrplans gebunden war, blieb der Regierung gar nichts übrig, als sich durch ihre Beamten, und das sind, so lange es keine Berufsschulinspektoren gibt, meist schultechnisch nicht vorgebildete Herren, von dem Erreichten unparteiisch zu überzeugen. Infolgedessen wurde alljährlich für jeden Stationsbezirk eine Prüfung angeordnet, die zuletzt zur Bequemlichkeit der Prüfenden am Orte der Hauptstation gehalten wurde. Es verursachte zwar allerhand Kosten und sonstige Unbequemlichkeit, die Abschützen aus allen Außendörfern auf der Hauptstation zusammenzuziehen und mehrere Tage zu unterhalten, immerhin befanden sich die Schüler gleichsam auf heimischem Boden und in bekannter Umgebung, so daß die einzig beträchtliche Schwierigkeit die Aufgabe für den Examinator blieb, sich in wenigen Stunden von den Kenntnissen und Fertigkeiten von Hunderten von Schülern ein Bild zu machen.

Aber die Herren mögen es schwer genug empfunden haben, daß sie Jahr für Jahr in der an Arbeit reichsten Zeit ihre Tätigkeit wochenlang unterbrechen mußten, um von Missionsstation zu Missionsstation Schulprüfung zu halten. Es war daher wieder nur natürlich, daß, nachdem die Einführung des deutschen Unterrichts überall gesichert war und man sich entschloß, nur die „Abiturienten“ zu prüfen, der Gedanke entstand und verwirklicht wurde, eine Prüfungskommission zu nominieren, die alle abgehenden Missionschüler mit den Regierungsschülern zugleich in Lome prüfte. Damit hörte das Reisen auf und es war gleichzeitig die Möglichkeit einer wirklich objektiven Vergleichung der Leistungen aller Schüler und eine gerechte Verteilung der Unterstützung an die Missionen gewährleistet. Der Gedanke, die Schüler in Lome zusammenzuziehen, mag auch durchaus unbedenklich erschienen sein, da die Stationschulen für das Volkstum in der Tat eine höhere Stellung einnehmen als im Verhältnis hier die Volksschulen. Es hat sich aber gezeigt, daß diese Maßregel, der sich die evangelische Mission nur mit großen Bedenken gefügt hat, sehr große Nachteile zur Folge hatte. Der Wettstreit der Konfessionen im Schulbetrieb war schon vorher einer gesunden Schulentwicklung hinderlich gewesen. Die gemeinsame Prüfung vermehrte das Rivalitätsbewußtsein der Schüler in einer sehr unerfreulichen Weise. Die Prüfung in der Landeshauptstadt brachte es zudem mit sich, daß eine Fülle neuer Eindrücke die Schüler ablenkte. Jungen aus dem Busch, die womöglich bisher nie eine Eisenbahn gesehen hatten, mußten nun eine lange Eisenbahnfahrt machen und vier Tage in der größten Stadt des Landes, am Meer mit der Landungsbrücke und den Schiffen und an der Zentrale des Handels weilen. Kein Wunder, daß von den aus einer Inlandstation zur Prüfung gestellten Schülern über 50 Prozent nach dieser Reise ihre Meldung zum Lehrerberuf zurückzogen und sich anderen Berufen zuwandten. Deutlicher kann sich's kaum zeigen, wie dieser Prüfungsmodus, ohne daß dies beabsichtigt war, den Charakter der Schüler und die Arbeit der Mission geschädigt hat. Ich zweifle deshalb nicht, daß die Regierung die prinzipiell schon zugesagten weiteren Prüfungszentren einführen und damit auch den berechtigten Bedürfnissen der Mission Rechnung tragen wird.

Ja, vielleicht ließe sich ein Weg finden, der, ohne die Autorität der Regierung anzutasten, den Interessen der Missionen noch besser entspräche. Der Staat kann, das ist in der Entwicklung unserer gesamten Anschauungen gegeben, religiös keine Partei nehmen. Er darf auch in den Kolonien keine Konfession zugunsten der andern fördern. Aber er kann anerkennen, was doch tatsächlich Rechts ist, daß die Missionschulen um ihres Wesens willen konfessionellen Charakter tragen und auf die religiös-sittliche Erziehung den größten Wert legen müssen. Könnte deshalb der Staat nicht, ohne seiner neutralen Stellung etwas zu vergeben und nur so lange, bis die Kolonie imstande ist, das Amt eines Schulinspektors im Hauptamt zu tragen, je einen ihm vertrauenswürdig erscheinenden älteren Missionar jeder Konfession nebenamtlich mit der Schulaufsicht beauftragen und vereidigen? Dann käme der Schulinspektor kraft seines Mandats mit der vollen Autorität des Staates und hätte doch als Missionsmann ein Verständnis für die Schulen seiner Mission und nun Recht und Pflicht, die Schulleistungen in ihrer Ganzheit zu würdigen. Sobald dann die Vereinbarungen über das Lehrziel ergänzt wären durch eine Vereinbarung über die Wertung der Lehrerfolge, wäre die Möglichkeit gegeben, daß eine Kommission, bestehend aus den beiden Schulinspektoren unter Vorsitz des Referenten für Schulsachen, die Schulbeihilfen der Regierung gerecht verteilte, nicht nur nach Maßgabe der Verbreitung des Deutschen, sondern nach der wirklichen Kulturleistung. Und es wird ja auch wohl einmal die Zeit kommen, wo die Staatsunterstützung über die gegenwärtige Höhe von 10% der Schulaufwendungen hinaus zu einer der Würde des Deutschen Reiches und dem Wert der Schularbeit für die Kolonien entsprechenden Höhe steigt.

7. Disziplin und Methodik.

Hinter den Schulen der Heimat, gleichviel ob sie Staats- oder Privatanstalten sind, steht das Staatsgesetz, das den Schulbesuch regelt und im Notfall erzwingt. Die Missionschulen aber beruhen, ungeachtet des warmen Interesses, das der Staat an ihnen nimmt, auf völliger Freiheit und Freiwilligkeit. Ihnen fehlt zuerst jedes durchgreifende Machtmittel, die Schüler zur Pünktlichkeit beim

täglichen Schulanfang, zur Reinlichkeit in der Körperpflege und in der Kleidung, zur Beschaffung und ordentlichen Instandhaltung der Schulbücher, Hefte, Tafeln usw., und zur Teilnahme am ganzen Schulkursus oder auch nur zu einem regelmäßigen, mehrjährigen Schulbesuch zu zwingen. Heute kommen sie, morgen bleiben sie fort. Wochenlang erscheinen sie regelmäßig, und dann sieht man sie ein halbes Jahr nicht. Schilt der Lehrer oder greift er gar zum spanischen Rohr, so wird das womöglich als Beleidigung empfunden und als Vorwand genommen, um eine Zeitlang zu schwänzen. Treten sie wieder an, dann erwarten sie vielleicht noch ein Lob dafür.

Für einen geordneten Schulbetrieb bedeutet das eine unerträgliche Störung und einen unhaltbaren Zustand. Die Regierung in ihren Schulen ist besser dran. Sie nimmt ja ihre Schüler später zu Beamten, und Beamtenposten sind begehrt. Da wirkt die Möglichkeit, zurückgestellt zu werden, von selbst auf Pünktlichkeit und regelmäßigen Schulbesuch, auf Schulzucht und Aufmerksamkeit. Bei den Missionschulen aber liegt die Gewinnung und dauernde Bindung der Schüler lediglich an der Person des Schulleiters oder des einzelnen Lehrers.

Soll man diesen Zustand als einen unvermeidlichen tragen? Soll man die Regierung veranlassen, allgemeinen Schulzwang einzuführen, also Gesetze zu geben, deren Durchführung zurzeit noch gar nicht in ihrer Macht steht? Oder soll man auf einen bedingten, gesetzlichen Schulzwang hinwirken, wie ihn die am 25. April 1910 für Kamerun erlassene Schulordnung vorsieht? Danach sind ordnungsmäßig zum Schulbesuch angemeldete Schüler verpflichtet, die Schule bis zum Ablauf der festgesetzten Ausbildungszeit zu besuchen. Zunächst erscheint dieser Ausweg als ein überaus glücklicher. Er fordert nicht mehr, als was billig ist. Er zwingt die Kinder nicht in die Schulen, sondern läßt den Eltern völlige Freiheit, ob sie ihre Kinder in eine Schule und in welche sie sie schicken wollen. Aber er sagt: wenn ein Kind einmal zu einer Schule angemeldet ist, dann soll es diese Schule auch bis zum Ende besuchen. Der Missionar hat also das Recht, Polizeigewalt anzurufen, um seine Kinder zusammenzuhalten. Aber — da liegt die Schwierigkeit — soll er das tun? Auch wo, wie in Togo und Kamerun, die Missionare im vollsten Einvernehmen mit der Regierung arbeiten, bleibt

ein Unterschied zwischen dem mit Regierungsgewalt ausgestatteten Regierungsbeamten und dem aus freier Liebe Kommenden und um Vertrauen werbenden Missionar. Die Eingeborenen haben ein sehr feines Empfinden für diesen Unterschied. Sie würden sofort in ihrem Vertrauen irre werden und in dem Lehrer einen Regierungsmann sehen, wenn er Regierungsgewalt sich dienstbar machen wollte. So verlockend der augenblickliche Vorteil wäre, so unabsehbar wäre der dauernde Schaden. Der Missionar würde seinen ganzen Einfluß als Missionar in Frage stellen. Aber, gesetzt den Fall, er forderte zwangsweise Herbeiführung eines entlaufenen Schülers, wird dann die Regierung imstande sein, den Burschen zu finden? Vorläufig haben wir für die Eingeborenen noch keine polizeiliche Meldepflicht, und ich fürchte, in den allermeisten Fällen wird die Staatsgewalt versagen. Ob das der Staatsautorität sehr dienlich sein wird? Die Schulordnung ist gut gemeint. Sie hat das Problem gesehen, aber sie gibt keine brauchbare Lösung, weil eine solche zurzeit unmöglich ist. Die Missionsarbeit bleibt auch in der Schule auf das Prinzip völliger Freiwilligkeit angewiesen und die einzige Garantie einer guten Schuldisziplin ist die Person des Lehrers.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß dem Lehrer manches seine Aufgabe erleichtert. In den allermeisten Fällen kommen die Schüler freiwillig. Es ist merkwürdig, welch einen Hang zum Lernen die Togojugend zeigt. Etwa 34 Prozent der Schüler erarbeiten sich in ihrer freien Zeit zudem noch ihren Lebensunterhalt, weil sie lernen wollen und niemand sonst für ihren Unterhalt sorgt. Bei solchem Schülermaterial ist es verhältnismäßig leicht, den Ehrgeiz zu erwecken. Aber, da es sich um impulsive Naturkinder handelt, erlahmt der Verneifer häufig und der Ehrgeiz läßt nach, und dann muß die Liebe des Lehrers ersfinderisch werden, um beides neu zu wecken. Auch die von der Regierung gelegentlich geübte Kontrolle und der Druck des Häuptlings, der eine Ehrensache darin sieht, eine gutbesuchte Schule im Dorf zu haben, helfen zur Disziplin. Immerhin zeigt die Tatsache, daß die von der Mission und der Regierung ursprünglich festgesetzte Zahl von 150 Schultagen im Jahr für jeden zu prüfenden Schüler zuletzt gar auf 120 herabgesetzt werden mußte, ein wie geringes Verständnis für Schuldisziplin man im Durchschnitt voraussetzen darf.

Die Disziplin der Schulklasse ist zu einem guten Teil Reflex der Selbstzucht des Lehrers. Pädagogische Fehler, die hier bei geordneten Schulverhältnissen noch ertragen werden können, führen draußen zu groben Störungen. Aber auch dieser Nachteil hat sein Gegengewicht in der geradezu bewundernswerten Eigenschaft der Eingeborenen, keine „Nerven“ zu haben. Ein Lehrer, der die Selbstbeherrschung verliert, ein Schüler, der Prüfungsfieber hat, gehört vorläufig noch zu den Ausnahmen. Aber daß es Mühe kostet, in Kleidung und Haltung Ordnung zu bringen, Schneid und Gehorsam in die Gesellschaft hineinzupfropfen, wird der denkende Beurteiler gern ohne Beweis glauben, noch dazu, wenn er bedenkt, daß die ganze theoretische wie praktische Lehrerausbildung in drei, höchstens vier Jahren abgeschlossen sein soll! Was kann man von 21jährigen jungen Leuten als Lehrern Großes verlangen?

Ein Stück der Schuldisziplin wird von der Disziplin des Hauses getragen. Dieser für die Heimat geltende Vorteil fällt in der afrikanischen Schule völlig fort. Ein anderer Teil wird durch die Geschlossenheit des Schulzimmers und seiner Anordnung erreicht. Auch das fällt zum guten Teil in den Missionschulen fort. Entweder fehlt's an geschlossenen Schulräumen — jeder Vorübergehende kann in die Schule hineinschauen, und jedes Schulkind kann alles miterleben, was draußen vorgeht, oder das Schulzimmer bedarf in dem tropischen Klima, daß Fenster und Türen ständig offen stehen, so daß wieder das Schulleben sich in aller Öffentlichkeit abspielt.

Um so merkwürdiger ist es, daß in den höheren Schulen — Stationschulen und Seminaren — sich eine gewisse Klassendisziplin von selbst gebildet hat, nach der den älteren disziplinarische Befugnisse über die jüngeren zustehen. So sehr man zweifeln kann, ob solche Klassendisziplin an sich berechtigt ist, sie ist für den Lehrer eine beträchtliche Hilfe. Dazu kommt endlich das dem Eweer innewohnende Gerechtigkeitsempfinden, das verdiente Strafe willig hinnimmt, ja, für Übertretungen Strafe erwartet. Darin liegt vielleicht die am tiefsten begründete Bürgschaft für eine gute Schuldisziplin von Seiten der Schüler.

Die Unterrichtsmethode ist in afrikanischen Schulen wesentlich dieselbe wie in den heimischen, nur daß die psychologische Veranlagung der Naturkinder besondere Rücksicht verlangt. Soweit ich

sehen kann, zeichnet sich unsere Togojugend durch ein fabelhaftes Gedächtnis, durch einen erstaunlichen Nachahmungstrieb und durch eine hervorragende rednerische Veranlagung aus, Eigenschaften, die sich aus dem Wesen eines literaturlosen Naturvolkes fast von selbst ableiten lassen. Alle drei bieten der Methodik ebenso große Vorzüge wie Nachteile. Aller gedächtnismäßige Unterricht geht spielend von statten, die Handschrift, die Zeichenkunst der Schüler erregt die Bewunderung aller, die Schriftproben und Zeichnungen gesehen haben, und die Schlagfertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck überrascht immer wieder. Aber gewandtes Reden, geschicktes Nachahmen und vor allem schnelles Festhalten im Gedächtnis weckten den Schein, als ob der Lehrstoff gedanklich angeeignet und verarbeitet sei, und doch handelt es sich, wer weiß wie oft, um ein lediglich mechanisches Annehmen ohne innere Verarbeitung.

Die Gefahr wird verstärkt durch die verhältnismäßig kurze und darum lückenhafte pädagogische Ausbildung, die bisher den Lehrern zuteil werden konnte. Es ist selbstverständlich viel bequemer, Abschnitte des Lesebuches oder Lehrbuches lesen und auswendig lernen zu lassen, als den Inhalt in katechetischer Form den Schülern innerlich nahe zu bringen. Vielleicht meint auch der Lehrer, gelehrter und würdiger auszusehen, wenn er fortwährend ins Buch sieht, statt den Unterricht im Kopf zu haben, obwohl ich vermute, daß mehr Bequemlichkeit als Standesbewußtsein einem solchen Verfahren zu seiner Verbreitung verholfen haben. Es ist weiter unendlich viel leichter, mechanische Rechensfertigkeit zu drillen, als zu logisch richtigem Rechnen und Vorrechnen anzuleiten, leichter zu zeigen, wie es gemacht wird, als zu erklären, warum es so und nicht anders gemacht wird. So zeigt infolge der unzureichenden pädagogischen Schulung der Lehrer der Unterricht notwendig manche Schwächen. Aber ich bin nach den vielen Schulprüfungen, die ich gehalten habe, überzeugt, daß, je tiefer die Lehrerbildung gegründet werden kann, um so flinker die Kinderkrankheiten der Methodik von selbst aufhören werden. Nur möchte ich dringend bitten, daß bei dieser Sachlage wesentliche Verschiebungen im Lehrstoff und Änderungen des Lehrziels bis auf weiteres verschoben werden möchten. Zu einem guten Teil ist das, was an Pädagogik in unseren Schulen noch fehlt, dem schuld zu geben, daß unseren Schulen in den letzten Jahren

die Möglichkeit einer stetigen, in sich geschlossenen Entwicklung genommen war, von einzelnen zu viel experimentiert wurde.

Eine radikale Hilfe werden wir erst dann haben, wenn wir über eine Reihe von fachmännisch gebildeten Lehrern verfügen können, die bereit sind, an der Ausbildung unserer künftigen Lehrer und an der Leitung der gehobenen Schulen mit ihrer in Europa erworbenen Bildung mitzuhelfen, und so Disziplin und Methode der deutschen Schulen auf die Schulen Afrikas in einer für die Verhältnisse dort angemessenen Weise zu übertragen, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie sich nach ihrem Wesen und Wirken organisch in den Betrieb der Mission mit ihrem rein geistlichen Charakter einordnen.

IV. Die Gemeinde.

1. Die Pflege der Unmündigen.

Wo die Heidenpredigt und die Schularbeit im rechten Sinne getrieben worden sind, wecken sie das Bedürfnis nach geordnetem Taufunterricht, der ersten Veranstaltung zur Eingliederung der Neuzugewinnenden in die Gemeinde. Wer erteilt den Taufunterricht? Und was ist sein Ziel und seine Methode?

Unter primitiven Verhältnissen in den Anfangszeiten der Mission fällt die ganze Last des Taufunterrichts auf den Missionar, aber sobald erwachsene, mündige Christen vorhanden sind, kann und muß eine Arbeitsteilung eintreten und der Taufunterricht wenigstens für die Anfangszeiten Eingeborenen übertragen werden. Er kann es, weil es sich nur um die Elemente des Christentums handelt, und er muß es, weil die Taufbewerber über verschiedene Orte zerstreut wohnen und weder auf längere Zeit im Stationsorte zusammengezogen werden können, ohne wirtschaftlich Schaden zu leiden, noch der Missionar seine Arbeitskraft ohne Schaden für seine Gesundheit auf mehrere Orte zersplittern darf. Andererseits ist der Taufunterricht um seines grundlegenden Charakters willen zu wichtig, als daß er ausschließlich in die Hände von Eingeborenen gelegt werden dürfte. So hat es sich als Praxis herausgebildet, daß bei uns die Taufprüfung lediglich dem Missionar vorbehalten bleibt, während es in seinem Ermessen steht, ob er den abschließenden Taufunterricht selbst erteilen will oder nicht.

Die Frage, ob Eingeborene imstande sind, den vorbereitenden Taufunterricht erfolgreich zu erteilen, hängt in erster Linie davon ab, was als Ziel und was als Mittel des Taufunterrichts bestimmt wird, und darüber ist längst keine Debatte mehr. Es ist ganz außer Zweifel, daß nicht eine bestimmte Summe gedächtnismäßig angeeigneten Wissens, sondern lediglich der in längerer Probezeit nach menschlichem Ermessen bewährte, auf elementarer Erkenntnis

des christlichen Heils beruhende Willensentschluß, dem Heidentum abzusagen und Christo anzugehören, über die Zulassung zur Taufe entscheidend sein kann. Man darf nicht damit rechnen, daß die Taufbewerber lesen können. Man muß sich bescheiden, wenn das Gedächtnis eines Sechzigjährigen unzuverlässig geworden ist und vielleicht keinen kleinen Spruch mehr genau aufzunehmen vermag. Aber über die Echtheit des Ernstes und über die Klarheit der Entscheidung darf kein Zweifel sein. Aus diesem Grunde wird längst nicht jeder zum Taufunterricht zugelassen, sondern eine Probezeit von ein bis zwei Jahren gefordert. Erst wenn der Missionar, der Lehrer und die führenden Christen zu der Überzeugung gekommen sind, daß es dem Bewerber wirklich ernst ist ums Christwerden, kann er zu dem mit Anfang Januar beginnenden Taufunterricht zugelassen werden.

Dann hat er den Bruch mit dem Heidentum tatsächlich bereits vollzogen und durch regelmäßige Teilnahme an den Morgen- und Abendandachten der Gemeinde und den Gottesdiensten, sowie am ganzen Leben der christlichen Gemeinde es praktisch durchlebt, was sein als Christ wartet und worauf es beim Christwerden ankommt. Vielsach hat er als Taufbewerber schon die Last heidnischer Ketten, Polygamie, Amulette, Götzenbilder, von sich geworfen, so daß der Taufunterricht vielmehr die Aufgabe hat, den vollzogenen Bruch mit dem Heidentum endgültig zu machen als zu diesem Bruch hinzuleiten. Es ist demnach gar nicht so ungereimt, wenn in Missionsstatistiken vielfach die Taufbewerber als Kirchenglieder mitgezählt werden, und jedenfalls verständlich, daß die abschließende Prüfung der Täuflinge mehr auf die sittlich-religiöse Charakterbildung als auf die Menge des gelernten Wissens Rücksicht nimmt.

Immerhin, etliches Wissen ist unentbehrlich und muß als Norm fixiert werden, auch wenn dann einige das Ziel nicht erreichen, die trotzdem zur Taufe zugelassen werden. Diese Norm zu bestimmen, hat wieder große Schwierigkeiten. Teils sind die Taufbewerber Analphabeten, teils haben sie unsere Schulen durchlaufen und eine recht solide Kenntnis der christlichen Elemente erworben. Vielsach wird man die Grundvorstellungen des christlichen Glaubens und Lebens nur in Form von biblischen Geschichten, Sprüchen und Liedern bieten können, vielsach wird eine einfache gedankliche Zusammenfassung sich nötig machen. Jedenfalls erscheint es als unabweisbar, den Unterricht

nicht an ein Lehrsystem anzugliedern, sondern an den Anschauungsunterricht einer Reihe fest bestimmter biblischer Geschichten, die durch sich selbst erzieherisch wirken, und, soweit das bei fortgeschritteneren möglich ist, den Ertrag in den Sätzen der zehn Gebote, des Vaterunsers und des christlichen Glaubens zusammenzufassen und mit einem elementaren Unterricht über Taufe und Abendmahl abzuschließen. Selbstverständlich sind dabei Luthers Erklärungen nicht mitzulernen, nicht nur, weil sie Satzgebilde enthalten, die für Eingeborene kaum faßbar sind, sondern mehr noch, weil sie aus der Erfahrung des deutschen Landvolkes und nicht aus der eines afrikanischen Naturvolkes heraus empfunden und verfaßt worden sind.

Solcher Elementarunterricht kann zweifellos von christlichen Eingeborenen, noch dazu, wenn sie ein klein wenig pädagogisch geschult sind, also gewiß von unseren Lehrern erteilt werden. Es sind auch Bedenken gegen diese Praxis bisher kaum laut geworden. Nur das war zu beklagen, daß die Norm der biblischen Geschichten nicht immer eingehalten wurde und es an einem Taufbüchlein fehlte, in dem die Reihe der Geschichten verzeichnet und eine einfachste, lehrhafte Zusammenfassung in Form von Katechismusätzen enthalten war. Ein solches Büchlein auszuarbeiten, ist demnach eine der nächsten Aufgaben, die wir zu lösen haben. Die Vorarbeiten dazu sind bereits im Gange.

Konfirmandenunterricht ist in der Mission zunächst und so lange überflüssig, als nur Erwachsene getauft werden, weil Kindertaufe von christlichen Eltern noch nicht begehrt wird. Sobald aber christliche Eltern ihre Kinder taufen lassen, wird es Pflicht, sich der Konfirmanden anzunehmen, um sie zur Abendmahlsmündigkeit heranzubilden. Dann entsteht ein Konfirmandenunterricht, der dem deutschen auch nach dem Lehrstoff etwa verglichen werden kann, denn nun hat man es mit Kindern zu tun, die eine christliche Volksschulbildung empfangen haben und zur religiösen Selbstverantwortung angeleitet werden sollen.

Zweifellos hat die heimatliche Konfirmationspraxis viele Schäden und Gefahren. Eine religiöse Feier, die aus Mode in einem bestimmten Alter mitgemacht wird, ist innerlich ungesund. Darf man daraus schließen, eine Konfirmationsfeier sei in der Heidenchristenheit gar nicht erst einzuführen? Ich glaube, das wäre zu

weit gegangen. Wie soll sich der Übergang von der religiösen Unmündigkeit zur Mündigkeit dokumentieren? Soll die Abendmahlszulassung etwa mit einem bestimmten Alter ohne weiteres erfolgen? Das hieße, die Veräußerlichung potenzieren, — und es scheint mir, als sei die Schulentlassung im Heidenland mehr noch als in der Heimat der ohne weiteres gegebene Termin, die christliche Erziehung der Schule nach einem besonderen kirchlichen Unterricht für die christlichen Schüler auch kirchlich abzuschließen, zumal da die Taufe von den zu entlassenden Schülern in demselben Alter dringend begehrt und ihnen unbedenklich gewährt wird.

Bisher lag dem Konfirmandenunterricht und der Konfirmandenprüfung das Württembergische Konfirmationsbüchlein in abgekürzter Form zugrunde. Ich fürchte, das System der Frage und Antworten hat vielfach zu mechanischem Auswendiglernen verführt, und ich bin gelegentlich sogar der Vorstellung begegnet, die Konfirmationsfragen, ich glaube es sind 84, müßten zur Konfirmation gelernt sein und bei der Prüfung wörtlich wiederholt werden. Das hieße, dem Unterricht den Lebensnerv nehmen, und legt uns die Verpflichtung auf, dem Konfirmandenunterricht fortgesetzt die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, vielleicht gar ein neues Konfirmationsbüchlein herauszugeben, das den geförderten Christen zugleich als kurze Summe christlichen Glaubens und Lebens dienen kann.

Während die liturgische Ausgestaltung der Tauf- und Konfirmationsfeier Schwierigkeiten kaum bietet, stellen sich erhebliche Schwierigkeiten bei der Frage ein, unter welchen Bedingungen die Taufe erteilt werden könne.

Ich denke zuerst an die Kindertaufe und verweise auf das Heft I S. 25 f. angeführte Beispiel. Eine Kindertaufe ist nur da berechtigt, wo nachfolgende christliche Erziehung verbürgt werden kann, d. h. der Regel nach bei christlichen Eltern, deren Erzieherberuf durch eine christliche Schule noch erleichtert wird. Es wäre ein Unrecht, Kinder von nichtchristlichen Eltern zu taufen, so lange die christliche Erziehung nicht verbürgt ist. Nun verführt aber ein anderer Kirchen- und Sakramentsbegriff die katholische Kirche, jedes Kind auch heidnischer Eltern zu taufen, sobald sie es erreichen kann. An sich gibt es nur eine christliche Taufe. Grundsätzlich wäre es also trotz alledem möglich, ein von der katholischen Kirche getauftes Kind in der

evangelischen Kirche zu erziehen oder umgekehrt. Mit der Taufe glaubt aber die katholische Kirche ein verbrieftes Erzieherrecht auf den Täufling zu haben, so daß jedes nach katholischem Ritus getaufte Kind tatsächlich der evangelischen Mission verloren geht. Diese in der Praxis oftmals empfundene Schwierigkeit, die erhöht wird durch die angeblich in Todesgefahr vollzogenen Taufen, veranlaßte evangelische Pflegeeltern, die über heidnische Kinder Verfügungsrecht hatten, uns diese Kinder zur Taufe anzubieten. Sie wurden bisher auf Grund unserer Ordnungen abgewiesen, weil wir keine Möglichkeit sahen, ein Erzieherrecht geltend zu machen, so lange die heidnischen Eltern der Kinder noch lebten, bis die Erkenntnis, daß wir damit arg ins Hintertreffen kommen würden, uns unlängst zu dem Beschlusse zwang, die Taufe von Kindern nichtchristlicher Eltern dann ausnahmsweise zu erlauben, wenn durch zuverlässige Paten die christliche Erziehung des Kindes sichergestellt ist.

Schwierigkeiten ganz anderer Art bietet bei der Zulassung zur Taufe die Polygamie, ja genauer die heidnische Ehe überhaupt. Es ist allgemeine Missionspraxis in Afrika, Frauen von Polygamisten zu taufen, ohne daß sie gebunden sind, das polygame Verhältnis zu lösen, Männern aber, die mehrere Frauen ihr eigen nennen, die Taufe so lange zu versagen, bis sie alle ihre Frauen bis auf eine entlassen haben. Ist das nicht eine Ungerechtigkeit? Ist es zulässig, daß eine Christin mit einem Manne verheiratet ist, der in polygamer Ehe lebt? Ja, ist es überhaupt zulässig, daß eine Christin mit einem heidnischen Manne selbst in Einehe verheiratet ist? Die heidnische Ehe ist ja so durchsetzt mit heidnischen Gebräuchen, daß es fast unvermeidlich ist, sich von diesen frei zu halten. Ich kann die hier vorliegenden Probleme nur andeuten, weil eine ausführliche Darstellung und eine richtige Entscheidung erst möglich ist, nachdem eine eingehende Untersuchung festgestellt hat, wieweit die Polygamie nach heidnischer Anschauung ein Rechtsinstitut ist und wieweit heidnische Zeremonien das Leben der Eheleute immer wieder in den Bann des Heidentums hineinzwingen. Bis dahin muß es bei der bisher üblichen Praxis bleiben, die wenigstens das eine Gute hat, unmißverständlich zu zeigen, wie die Polygamie dem Christentum widerspricht und in die christliche Gemeinde nicht übernommen werden darf, wenn Afrika von ihrem Fluch je frei werden soll.

Ist die Taufe bezw. bei den als Kind Getauften die Konfirmation vollzogen, so ist damit die volle Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde, die christliche Mündigkeit erreicht. Es wäre sinnlos, nach der Erwachsenentaufe noch einen Konfirmandenunterricht einzufügen, um zur Abendmahlsfähigkeit zu erziehen. Diese ist mit der Taufe ohne weiteres gegeben, wenn auch die christliche Mündigkeit noch nicht eine wirtschaftliche Selbständigkeit, also eine Verpflichtung zur Entrichtung von Kirchensteuern bedeutet.

2. Der Zusammenschluß der mündig Gewordenen in der Gemeinde.

a. Der Gottesdienst.

Der Gottesdienst ist zwar bereits Heiden und Taufbewerbern zugänglich und seine Ausgestaltung hat darauf Rücksicht zu nehmen, allein seine eigentliche Bedeutung liegt doch darin, daß in ihm die Gemeinde Christi mit Gott verkehre im Empfangen von Gott durch sein Wort, im Geben an Gott durch Dank, Lob und Bitte.¹⁾ In welcher Weise dieser Grundgedanke bei der äußeren Gestaltung des Gottesdienstes wirksam wird, hängt von geschichtlichen und lokalen Bedingtheiten ab.

Es lag ja nahe, ohne weiteres die Gottesdienstformen Deutschlands nach Afrika zu übertragen, wie das von allen Missionaren aller Gesellschaften mehr oder weniger immer wieder versucht worden ist. Ein Gottesdienstraum, eine Predigtstätte, ein Abendmahlstisch sind für unser Vorstellen von einem geordneten Gottesdienst unabtrennbar. Und sie werden zum allgemeinen Bestande der christlichen Kultstätte auch in Afrika gehören. Ob der Gottesdienstraum sich an den europäischen Kirchenstil angliedern, ob die Stätte des Predigers durchaus die Form einer Kanzel haben und der Abendmahlstisch mit Decken und Antependium versehen sein muß, sind allerdings Fragen, die neu zu erörtern wären, wenn eine Reformation in der Beziehung noch möglich schiene. Ich fürchte, es wird zu spät

¹⁾ Achelis, Prakt. Theol. 2. 564.

sein, z. B. den schweren schwarzen Talar abzuschaffen und ihn entweder nach dem Vorgang der Leipziger Mission in Indien durch einen weißen oder durch ein nach Eingeborenengeschmack zu bestimmendes Oberkleid zu ersetzen. Es scheint mir, als ob leider der Christianisierungsprozeß in Westafrika mit einem Europäisierungsprozeß so hoffnungslos verquickt ist, daß es schwer halten wird, in bezug auf das Äußere des Gottesdienstes afrikanische Formen einzuführen.

Um so wichtiger ist es, daß der Verlauf des Gottesdienstes dem Verständnis der Zuhörer angepaßt sei und ein organisches Ganze bilde. Trifft dieses Kriterium auf die Gottesdienstordnung unserer Ewemeinden zu? Soweit ich verfolgen konnte, verläuft der Hauptgottesdienst in der Regel in folgender Weise. Nachdem sich auf dreimaliges Geläute die Gemeinde im Gotteshause versammelt hat, die Schulkinder voran, die Männer und Frauen daran anschließend, meist auf getrennten Plätzen, tritt der Leiter des Gottesdienstes, der Missionar oder eingeborene Pastor im Talar, der eingeborene Lehrer oder Katechist in seinem leider oft allzu europäischen feierkleid an den Abendmahlstisch, um das kurze Eingangslied anzugeben. Meist ist es das: „Jehova, Jehova, Jehova, deinem Namen sei Ehre,“ u. s. f. Daran schließt sich der Eingangsgruß, dem das Hauptlied folgt. Darauf betet der Liturg ein längeres liturgisches Gebet, von dem mir beim Hören fraglich war, ob es nicht durch Kürzung an Wert gewinnen würde, und schließt mit dem Gebet des Herrn und dem Glaubensbekenntnis, die beide von der ganzen Gemeinde laut mitgesprochen werden. Nun wird das Evangelium oder die Epistel verlesen und danach ein kurzes Predigtlied angestimmt. Nach der Predigt wird ein Opfer von allen Gottesdienstbesuchern eingesammelt, dann folgen die Abkündigungen, ein Liedervers, Gebet, Segen und Ausgangslied.

Man sieht, die Gemeinde wird sehr stark zur Mittätigkeit herangezogen, vielfach bringen die Leute sogar ihr Neues Testament mit, um darin die Lektionen nachzulesen. Den Predigttext bildet der Regel nach die auf dem von uns jährlich herausgegebenen Ewewandkalender verzeichnete Perikope, die sich bemüht, auf das Verständnis der Hörer Rücksicht zu nehmen.

So enthält der Gottesdienst alles, was er seinem Wesen nach enthalten soll, und es erscheint mir nur fraglich, ob in der äußeren

Anordnung nicht durch leichte Änderungen zum Besseren geholfen werden könnte. Der Eingangsgruß des Liturgen, von zwei Liedern eingerahmt, ist etwas einsam. Wenn sich das liturgische Gebet sofort an ihn anschloße, um dann von dem Gemeindegesang aufgenommen zu werden, so könnte hier das Vaterunser fortfallen, um als letzte Steigerung der gemeinsamen Andacht am Schluß, unmittelbar vor dem Segen, zu wirken. Das Glaubensbekenntnis gäbe zwischen Hauptlied und Schriftverlesung einen guten Sinn, wenn ich es auch lieber nach der Schriftverlesung am Schluß des Eingangsteiles sähe und somit für den Gottesdienst etwa folgenden Gang vorziehen würde: Eingangsvers, Introitus und Gebet, Hauptlied, Schriftlesung und Glaubensbekenntnis, Predigtlied, Predigt, Abkündigungen, Opfer und Liedervers, Gebet, ausklingend im gemeinsam gesprochenen Gebet des Herrn, Segen und Schlußvers.

In Nebengottesdiensten tritt noch das Aussagen der zehn Gebote ein als ein wertvolles Mittel der Heranziehung der Gemeinde zur Mitwirkung, auch nimmt dann die Predigt mit Recht häufig eine katechetische Form an, um die Aufmerksamkeit rege zu halten. In Gebetsstunden wird dem Wunsch persönlichster Beteiligung durch freies Gebet Rechnung getragen, und so weit ich sehen kann, finden diese Gebetsstunden sehr lebendige Teilnahme. Ein Mißbrauch allerdings ist es, die Kinder an ihnen teilnehmen zu lassen, weil sie entweder spielen oder Dummheiten machen oder schlafen, selten aber innerlich beteiligt sind.

Das führt mich auf eine neue, schwer zu lösende Aufgabe, die gottesdienstliche Versorgung der Kinder. Ich halte es nur für einen unglücklichen Notbehelf, daß die Schulkinder pflichtmäßig den Gottesdienst besuchen müssen. Der Hauptgottesdienst ist für die Erwachsenen und ihrem Verständnis angepaßt, für die Kinder sollten eigene Kindergottesdienste da sein. Aber wer soll sie halten? Die Missionare und Missionarsfrauen sowie die Diakonissen sind bereits Alltags wie Sonntags so stark in Anspruch genommen, daß sie nicht viel mehr leisten können. So wird es wohl darauf ankommen, für diesen besonderen Zweck besondere eingeborene Gehilfen zu erziehen, die unter Leitung eines Katechisten sehr gute Dienste tun könnten. Allerdings muß man wohl damit rechnen, daß die Einrichtung besonderer Kindergottesdienste dem Hauptgottesdienst nicht nur die

Kinder, sondern auch noch eine beträchtliche Zahl von Erwachsenen entziehen würde, die zur Beaufsichtigung der Kinder während der Zeit des Hauptgottesdienstes daheim bleiben müßten.

b. Das Gemeindeleben.

Während die Gottesdienstform überall die gleiche sein kann und soll, gleichviel, ob es sich um die Anfänge oder um fortgeschrittenere Stadien der Missionsarbeit handelt, muß das Gemeindeleben verschiedene Formen annehmen, je nach dem Entwicklungsstande der Gemeinde und den äußeren Bedingungen, unter denen sie lebt. Die Gemeinden im Innern, die abseits des großen Kulturstromes stehend in ihren einfachen, patriarchalischen Verhältnissen weiterleben, sind nicht so stark wie die Küstengemeinden oder die an der Bahn in Gefahr, durch äußere Dinge abgelenkt und zersplittert zu werden. Ihnen genügt es, wenn außer dem Sonntagsgottesdienst etwa ein Abendgottesdienst in der Woche gehalten wird. Sie sammeln sich ja jeden Morgen und Abend zur gemeinsamen Andacht in der Kapelle und bekommen schon dadurch und mehr noch dadurch, daß man sie in besonderen neuen Dörfern ansiedelt, ein Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit gegenüber der heidnischen Majorität in der Umgebung. Ihr Mittelpunkt und Leiter ist auf Außenplätzen der Lehrer, auf der Hauptstation der Missionar, und dieser kann, da es sich um kleine Häuflein handelt, jeden einzelnen genau kennen lernen, ihm seelsorgerisch nachgehen, ihn wirtschaftlich beraten und sogar in politischen Dingen ihm Weisung geben, wie er der heidnischen und der christlichen Obrigkeit gehorsam sein soll.

Je weiter sich aber einerseits der Einfluß der neuen Zeit erstreckt und je mehr andererseits sich das Gemeindeleben entfaltet, um so mehr wandelt sich das patriarchalische Verhältnis, und Umgestaltungen werden nötig.

So ist's nicht Sucht nach dem europäischen Vereinsleben, sondern harte Notwendigkeit, die schon im Innern, noch viel mehr an der Küste, dazu treibt, den Gemeinden besondere „Vereine“ anzugliedern, in denen Gelegenheit ist, dem zersetzenden Einfluß rasch pulsierenden, nicht christlich orientierten Lebens den aufbauenden Einfluß innerer Missionsarbeit entgegen zu setzen. Oft kommt dieser

Notwendigkeit das Bedürfnis der Gemeinden entgegen. Aus Gebetsstunden werden Gebetsgemeinschaften. Das Bildungstreiben heißt Befriedigung. Besondere Nöte treiben zum Zusammenschluß zu bestimmten Zwecken. So entstehen „Christliche Vereine junger Männer“, Schulvereine, Jungfrauenvereine u. s. f., und in all diesen „Vereinen“, auch wenn sie zunächst lediglich durch die leitende Persönlichkeit bestimmt werden, finden sich kleine Ämter und Aufgaben, die Mittel, die Gemeindeglieder zur Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung heranzuziehen.

Die gleiche Entwicklung zeigen die Gemeinden als solche. Sie werden unübersichtlich, die Einzelseelsorge wird erschwert. Das Ältestenamt bildet sich von selbst heraus. Zunächst sind es die Erstgetauften, denen mit einer gewissen geschichtlichen Notwendigkeit das Ältestenamt zufällt, und es kostet später Mühe, die Christen von dieser Tradition frei zu machen und die bestgeeigneten Männer auf diesen Posten zu berufen, am besten auf Vorschlag der Gemeinde durch Wahl des Missionars, damit der Charakter des patriarchalischen Systems ausgeglichen wird durch eine Beteiligung der Gemeinde an der Wahl des Ältesten. Das Ältestenamt ist zunächst ein rein seelsorgerliches und beratendes, muß aber mit der Zeit zu einem verwaltenden werden, damit die Gemeinden Kontrolle erhalten über Eingang und Verwendung des von ihnen selbst aufbrachten Geldes und Anteil an der Leitung des sich herausbildenden kirchlichen Gemeinwesens. Neben dem Ältestenamt erscheint das Amt der Gemeindemütter, wie es bisher in Keta und Ho praktisch erprobt ist, als ein Mittel, die Frauen und Mädchen der Gemeinde seelsorgerisch zu überwachen und die Ältesten und die Missionare in der Behandlung der Mädchen und Frauen zu beraten. Dies Institut verfolgt zugleich den zweiten Zweck, dem weiblichen Geschlecht zu Ansehen zu helfen und ihm den Anteil am Gemeindeleben zu geben, der seiner Natur entspricht. Es auszugestalten und in den größeren Gemeinden einzuführen, wird unsere Aufgabe sein müssen.

Eine Schwierigkeit in dieser Ausgestaltung der Gemeindeämter bietet wohl nur die Eingliederung des Lehrerstandes. Zum Teil sind die Lehrer Gemeindeführer mit ziemlicher Selbständigkeit. Infolgedessen haben sie schon durch ihre Bildung ein Übergewicht über die Ältesten in ihrem Dorf, erscheinen entweder als deren Vorgesetzte

oder doch als *primi inter pares*. Zum Teil sind sie lediglich Gemeindeglieder, die in der Schularbeit ihren Lebensberuf gefunden haben und an der Gemeindeleitung ganz unbeteiligt sind, obwohl sie nach ihrer ganzen Vorbildung und ihrer sittlichen Qualifikation zur Gemeindeleitung befähigt wären. Dann erscheinen sie neben dem Ältesten oder doch gleichsam einen Schritt hinter ihnen. Zum Teil sind sie in ihrer Schulstellung zugleich an der Gemeindeleitung beteiligt und erscheinen dann geradezu in der Eigenschaft als Älteste. Ich glaube nicht, daß sich diese verschiedenartige Stellung, die aus den werdenden Verhältnissen der Mission mit Notwendigkeit folgt, in gesetzliche Ordnungen wird fassen lassen. Aber es ist vielleicht gut, darauf hinzuwirken, daß den an der Kirchenleitung beteiligten Lehrern eine Amtsbezeichnung zuteil werde, die diesen ihre kirchliche Stellung von vornherein klar heraustreten läßt. Ich glaube nicht, daß dieser Vorschlag der Titelsucht fröhne, sondern habe deutlich das Empfinden, daß, je unklarer werdende Verhältnisse sind, um so größer das Bedürfnis wird, die Entwicklungslinien scharf heraus zu arbeiten. Und das Bestreben muß sein, Schularbeit und Gemeindegliederarbeit immer mehr zu sondern.

Ich will dabei die Schule so wenig aus dem Rahmen der kirchlichen Organisation herausnehmen, daß ich unterstützen möchte, jeden Lehrer, auch den, der lediglich im Schulamt beschäftigt wird, ebenso wie jeden Ältesten und jede Gemeindeglieder, durch eine feierliche kirchliche Handlung einzuführen und diese Handlung so oft zu wiederholen, als dem Lehrer ein kirchliches Amt ausdrücklich übertragen wird.

Eine solche Gliederung der Gemeindeämter entspricht, soviel ich sehe, durchaus dem Empfinden des Ewervolkes, das gewohnt ist, seine Ältesten und Häuptlinge zu wählen und durch die Vorsteher der verschiedenen Sippen dauernd einen nachhaltigen Einfluß auf die Häuptlinge auszuüben, und das heidnische Investierungszeremonien mancherlei Art genau kennt.

Gemeindeämter haben nur Zweck, wenn sie mit wirklichen Diensten für die Gemeinde und persönlichen Pflichten verbunden sind, und wenn auf Innehaltung dieser Pflichten streng geachtet wird. Welches die Pflichten sind, ergibt sich je aus dem Amt, nur daß sich alle der Zweckbestimmung unterordnen, den Charakter der Heiligkeit der

Gott geweihten Gemeinde zu wahren und zu fördern durch seelsorgerisch bauende und dem Bösen wehrende Arbeit.

Auch hier liegen allerhand Schwierigkeiten, deren wichtigste sich unter dem Stichwort: „Die Kirchenzucht und ihre Probleme“ zusammenfassen lassen.

3. Die Bewahrung der Gemeinde vor heidnischer Sünde.

Kirchenzucht — das Wort hat bei uns in der Heimat keinen guten Klang. In den Großstädten weiß man von Kirchenzucht nichts mehr, und auf dem Lande fällt ein Stück nach dem andern dahin. Und doch, so stark die Gefahr ist, daß die gewordene Kirche auseinanderfällt, wenn man in ihr strenge Kirchenzucht üben wollte, die werdende Kirche im Heidenlande kann ohne sie nicht bestehen. Um ihrer selbst willen, damit sie sich als Gott geheiligt wisse, bedarf die junge Christengemeinde einer energischen Reaktion gegen offenkundige Sünden, und nicht nur um ihrer selbst willen, auch um der Heiden willen, damit sie den Gegensatz christlicher Sittlichkeit und heidnischer Sitte verstehen lernen, und um der einzelnen Glieder willen, denen die Kirchenzucht helfen will, vom Fehler frei und der Gliedschaft in der Gemeinde wieder würdig zu werden.

An Anlässen zur Kirchenzucht fehlt es leider auch in den Christengemeinden nicht. Die innere Auseinandersetzung mit den Versuchungen des Heidentums dauert fort, auch wenn die Taufe an einem Neubekehrten vollzogen ist. Die heidnische Umgebung bleibt ja, und oft in der unmittelbarsten Nähe. Es gelingt nicht immer, die Christengemeinden an besonderen Plätzen anzusiedeln, und selbst wenn es gelingt — wo gibt es denn in Afrika verschließbare Türen, und wo gibt es ein Menschenherz, das die Erinnerungen an die Zeiten der Vergangenheit mit einem Schlage abtun könnte? Das Heidentum kennt keine Scham und kein Verstecken. Die sittliche Verwahrlosung der heidnischen Jugend ist erschreckend. Die ungezügelter Menschennatur sucht rücksichtslos ihre Wünsche zu befriedigen. Die neue Zeit weckt neue Begierden. Und manches, was der weiße Mann gebracht hat, war ein Gift für das Volk. Das alles wirkt

hinein in die Christengemeinden und macht die Kirchenzucht unentbehrlich.

Selbstverständlich hat die erziehende, vorbeugende, warnende Seelsorge zuerst alles zu tun, um schlimme Ausbrüche der Sünde zu verhüten, aber die treuesten Bemühungen sind oft fruchtlos, und es ist zudem eine nur zu bekannte Eigentümlichkeit der Sünde, daß sie sich möglichst lange vor den Augen der Menschen versteckt, so daß die Seelsorge zu spät kommt und der Bruch schon unheilbar ist, wenn er zur Kenntnis des Missionars kommt. Dann hat die Kirchenzucht einzusetzen.

Welche Mittel stehen ihr zur Verfügung?

Zunächst keinerlei rechtliche Strafmittel. Die Missionsarbeit muß sich dessen immer bewußt bleiben, daß ein Unterschied ist zwischen dem von der weltlichen Obrigkeit verhängten Strafvollzug bei Vergehungen gegen die gesetzlichen Ordnungen des Staates und der von der Gemeinde Jesu Christi geübten Reaktion gegen den unchristlichen Geist in ihr. „Die Maßregeln der Kirchenzucht können das Eingreifen der Obrigkeit nicht ersetzen, wie umgekehrt das Eingreifen der Obrigkeit die Anwendung der Kirchenzucht nicht ausschließt.“ Die Äußerungen der Kirchenzucht dürfen demnach nur religiöser Art sein und niemals einen Rechtsgrund zu Zwangsvollstreckungen bieten oder die bürgerliche Ehre des Betroffenen antasten. Daher sind ihre Mittel zunächst eine seelsorgerliche Zurechtweisung unter vier Augen oder vor den Ältesten, einmalige oder dauernde Zurückstellung vom heiligen Abendmahl, zeitweiliger Ausschluß von allen Ehrenrechten in der Gemeinde und dauernde Ausstoßung aus der Gemeinde.

Allein aus dieser Übersicht der Anlässe und Erweisungen der Kirchenzucht, die nicht durch verwaltungstechnische Einzelheiten belastet werden soll, wird nicht klar, inwiefern auf dem Missionsfelde von Problemen der Kirchenzucht geredet werden könne. Probleme sind doch nur da, wo nicht ausgeglichene Meinungen einander gegenüberstehen oder die Forschung den Dingen noch nicht auf den Grund gekommen ist, und es scheint keine Frage zu sein, ob etwas als Sünde zu beurteilen ist oder nicht und deshalb unter Kirchenzucht fällt oder nicht. Und doch ist die Bestimmung dessen, was Sünde ist, nicht einfach, und die Vergleichung des Strafmaßes, ja selbst die

Vollstreckung der Kirchenzucht begegnet Schwierigkeiten, die aus dem Zusammenstoß europäisch-christlichen und afrikanisch-heidnischen Denkens und Lebens sich ableiten.

Ich nehme als Beispiel, bei dem die Schwierigkeiten besonders stark hervortreten, an, es handle sich um einen Lehrer, der, gleichviel in welche Sünde er gefallen sein mag, jedenfalls einen solchen Anstoß gegeben hat, daß Kirchenzucht eintreten muß und Ausschluß aus der Gemeinde an sich unabweisbar wäre, wenn nicht eine genaue Untersuchung des Falles deutlich machte, daß es sich um unbesonnene Übereilung oder um eine mächtige einmalige Verführung handelt, bei der mildernde Umstände eintreten könnten. Wie ist dann zu verfahren? Die Heiligkeit der Christengemeinde, die Heiligkeit Gottes fordern ihr Recht. Eine Christengemeinde, die öffentliches Ärgernis ungesühnt in ihrer Mitte duldet, gibt damit ihr Bestes preis, die Zartheit ihres Gewissens, die Gemeinschaft mit Gott. Also Ausschluß? Aber der Ausschluß stößt den Betreffenden ins Heidentum zurück, macht ihn nicht nur zeitweilig brotlos, sondern zwingt ihn mit psychologischer Notwendigkeit, die Christengemeinde zu fliehen, also sich ihrem heiligenden, zu Gott zurückführenden Einfluß zu entziehen. Der Akt der Seelsorge würde also voraussichtlich nicht zur Besserung, sondern zur Verhärtung des Charakters führen und seinen Zweck verfehlen. Also kein Ausschluß? Aber was denn? Strafversetzung? Allein, wir sind selbst in Afrika nicht mehr im undurchdringlichen Urwald, sondern inmitten einer hin- und herflutenden Bevölkerung. Es ist ganz unabweislich, daß die neue Gemeinde die Schuld ihres Lehrers erfährt, und dann ist's doch sehr die Frage, wer sich bei einer Strafversetzung mehr bestraft fühlt, der Versetzte oder die Gemeinde, zu der er versetzt ist! Oder Enthebung vom Amt ohne Ausschluß aus der Gemeinde? Aber wovon soll der Mensch leben, der für den einen Beruf erzogen, nun diesem Beruf nicht mehr nachgehen kann? Er wird gezwungen sein, sich eine andere Stelle zu suchen, entweder im Kaufmanns- oder im Beamtenstande. Dort aber bekommt er besseres Gehalt als ein Missionslehrer. Die Amtsentziehung hat also schließlich eine Gehaltserhöhung zur Folge, und der Zweck ist wieder nicht erreicht. Ebenso steht's mit einer Geldstrafe oder Gehaltskürzung. Ja, hier tritt dann ein Mißverständnis zutage, das geradezu verhängnisvolle Folgen haben

kann, nämlich als ob eine Sünde mit Geld gutgemacht werden könnte! Nehmen wir noch die geradezu erschreckende Lehrernot hinzu, erwägen wir, daß jeder entlassene Lehrer eine Arbeitskraft darstellt, die man gar zu gerne behielte, sowohl um dem Gefallenen zu helfen als auch, um der Mission die dringend nötigen Arbeiter zu erhalten, so wird das Problem oft geradezu unlösbar, und es leuchtet ein, wie es unmöglich ist, eine Kasuistik der Kirchenzucht zu geben, ohne in Ungerechtigkeiten zu verfallen.

Noch schwieriger wird die Entscheidung, wenn man die verschiedenen Stufen der Sünde beachtet. Man hat ja die Sünde des fleisches die Sünde Afrikas genannt. Sie findet sich zweifellos am häufigsten und macht in der Kirchenzucht am meisten Not. Aber ist nicht der Fluch einer jahrhundertlang geübten Zügellosigkeit bei den Heiden den Christen zum mindesten ein Erklärungsgrund, der unser Mitleid herausfordert, und unterscheidet nicht unser Herr selbst eine Stufenfolge der Sünde vom lüsternen Blick bis zum vollendeten Ehebruch? Und vollends ist es berechtigt, etwa die Sünde des Diebstahls und der Unterschlagung oder die Sünde der Trunksucht geringer zu werten als die sittlichen Verfehlungen? Trifft es wirklich zu, daß die Eingeborenen in Geldsachen unmündige Kinder sind, weil sie bis vor 60 Jahren kein Geld kannten? Woher denn ihre Begabung zum Handeln? Woher denn ihr erstaunliches Gedächtnis für das Geld, das sie entliehen oder verliehen haben? Und ist ein Lehrer, der in Trunksucht fällt und seiner Gemeinde vielleicht jahrelang ein liederliches Leben vorlebt durch seine Knechtung unter den Alkohol, nicht verderblicher als einer, der einmal sich sittlich vergangen hat? Muß da nicht mit anderm Maße gemessen werden? Übertragen wir nicht, indem wir die eine Sünde schlimmer werten als die andere, Maßstäbe, die bei uns berechtigt sind, auf Verhältnisse, in denen sie nicht ohne weiteres passen?

Nicht nur in solchen Fällen gibt die Aufgabe, Kirchenzucht zu üben, schwere Probleme zu lösen, auch das gewöhnliche Leben der Gemeinde führt von einer Schwierigkeit zur andern. Da wird dem christlichen Mädchen gesagt, daß es niemals in eine Ehe mit einem in polygamem Verhältnis lebenden Manne willigen darf. Es bleibt fest, bis es eines Tages gegen seinen Willen durch das Gebot seines Vaters, dem es rechtlich zu eigen gehört und darum zu Gehorsam

verpflichtet ist, an einen Polygamisten verkauft wird. Die christliche Gemeinde hat keine Macht, das zu verhindern, das Mädchen keine Möglichkeit, sich zu weigern. Es muß den Polygamisten heiraten und gibt damit der Christengemeinde einen Anstoß, ohne eigentlich selbst schuldig zu sein. Ließe man die Betreffende in diesem Falle in der Gemeinde, so würde ein solcher Fall mehrere nach sich ziehen und der sittliche Ernst im Kampf gegen die Polygamie würde leiden. Schließt man sie aber aus der Gemeinde aus, so straft man eine im wesentlichen Unschuldige, und die Strafe ist um so härter, als das Kommubium mit dem Polygamisten, also der der Christengemeinde gegebene Anstoß, lebenslänglich dauert, eine Wiederaufnahme in die Gemeinde mithin eigentlich ausgeschlossen ist.

Es wird begreiflich, daß die zur Ausübung der Kirchenzucht Berufenen bei so schwieriger Lage nicht immer gleichmäßig entscheiden können. Das aber verstehen die Christen bei ihrem Erkenntnisstande nicht immer, und die infolgedessen eintretende Unsicherheit des Urteils erschwert die Entscheidung in späteren Fällen. Doch ist mir aufgefallen, daß in der Regel die älteren Christen zu strengerer Praxis neigen als die jüngeren, nur bin ich mir über die Motive nicht klar geworden. Meist wird ja der Ältere ähnliche Fälle in seiner Jugend durchkämpft haben, während der Junge jeden Augenblick in gleiche Lagen geraten kann. Vielleicht, daß das bei den Entscheidungen unbewußt mitwirkt.

Unter den Mitteln der Kirchenzucht ist der Ausschluß aus der Gemeinde das letzte und härteste. Wie ist er zu vollziehen? Das ist je nach dem Missionsgebiet und der Gesellschaft, oft sogar nach der Individualität des Missionars verschieden gehandhabt worden. Es gibt, soweit ich sehe, drei Möglichkeiten. Der Ausschluß wird entweder nur dem Betroffenen etwa in Gegenwart der Ältesten bekannt gegeben und es der Zeit überlassen, den Spruch allgemein kund werden zu lassen, oder er wird vor der Abendmahlsgemeinde oder endlich er wird in vollster Öffentlichkeit, sei es durch Abkündigung im Hauptgottesdienst oder durch Abkündigung und öffentlichen Anschlag an den Türen der Kirchen oder Kapellen zur Kenntnis gebracht. Der letzte Weg ist der meines Erachtens richtigste und wirksamste, der richtigste, weil das Ürgernis nicht nur der Christengemeinde gegeben ist, sondern auch in der Heidenschaft oft als Ürgernis lebhaft

empfundener wird, und der wirksamste, weil ein öffentlicher Protest gegen das Ärgernis viel größere Wucht hat, als ein wenn auch noch so entschiedenes, stillschweigendes Sichlosagen. Der erste Weg ist für den Verkünder wie für den Betroffenen der bequemste, aber er erreicht seinen Zweck nicht; denn erstens wird der Betroffene sich selten dem Spruch stellen, und zweitens kann er, auch wenn er aus der Gemeinde ausgeschlossen ist, wie jeder Heide am Gottesdienst teilnehmen, der Ausschluß würde also nicht als eine Reaktion der Gemeinde gegen die Sünde empfunden werden. Während meiner Reise wurde ich vielfach gebeten, darauf hinzuwirken, daß statt der dritten die zweite Art in unsern Gemeinden eingeführt werde, und ich verhehle mir nicht, daß mancherlei Gründe dafür sprechen. Einmal beherrscht die Eweer ein eigentümlich starkes Ehrgefühl. Sie empfinden die öffentliche Abkündigung als eine „Beschimpfung,“ als eine Beeinträchtigung ihrer Ehre. Das gilt besonders für den Anglostamm, wird aber auch auf die andern Stämme zutreffen. Und dann ist es mißlich, wenn eine Sünde vor den Ohren der Kinder genannt werden muß, während doch ein Ausschluß ohne Angabe des Grundes undenkbar wäre, und es ist eine scharfe Ablehnung der Sünde, wenn der Ausschluß vor der Abendmahlsgemeinde — in Abwesenheit der Kinder, Katechumenen und Heiden — verkündet wird. Allein, es will mir doch scheinen, als seien diese Gründe nicht ausreichend, unsere Praxis abzumildern. Eine Verkündigung vor der Abendmahlsgemeinde ist eben kein öffentliches Sichabwenden von dem Betroffenen, und es hieße sich die Wahrheit verschleiern, wollte man meinen, die in heidnischer Umgebung aufgewachsenen Christenkinder wüßten von den Sünden nichts, die da genannt werden. Wenn die Betroffenen aber den öffentlichen Ausschluß als eine Beschimpfung empfinden, — nun, die Christengemeinde empfindet die Sünde mindestens ebenso stark als Beschimpfung, und es ist gut und heilsam für den Betroffenen, wenn ihm der Ausschluß persönlich weh tut; sonst trüge er nicht den Charakter der Kirchenzucht. Ein Einlenken in die mildere Praxis würde ein Abbiegen aus der ursprünglichen Richtung bedeuten und der erste Schritt sein, die Kirchenzucht allmählich aufzuheben. Sie muß aber gehalten werden, bis die Missionsgemeinden sich zur Volkskirche ausgestaltet haben und dann eine strenge Durchführung der Kirchenzucht zur Unmöglichkeit wird. Und so lange sie

gehalten wird, werden die Schwierigkeiten dauern, die sie heute verursacht, wenn auch in veränderter Form; denn sie ist ein notwendiger Beweis der Auseinandersetzung des lebendigen Christentums mit heidnischer Sitte, gleichsam die Äußerung des Gewissens der christlichen Gemeinde zur Wahrung ihres Bestandes.

4. Die Erziehung der Gemeinde zur christlichen Kirche.

Es wäre ein böses Mißverstehen der von dem genialen Leiter der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft Henry Venn geprägten und verteidigten Formel von der sich selbst erhaltenden, sich selbst verwaltenden und sich selbst ausbreitenden heidenchristlichen Kirche,¹⁾ wenn man in diesem dreifachen Ziel das letzte und höchste Streben aller Missionsarbeit ausgedrückt fände. Organisation ist kein Leben. Und wenn Venn sagte: „Sobald dies Ziel erreicht ist, hat die Mission ihr ‚seliges Ende‘ (Euthanasia) erreicht,“ dachte er dabei so wenig an ein Sterben der Mission, daß er vielmehr fortfuhr „und der Missionar und die missionarische Kraft kann weiter vordringen in die entlegeneren Gegenden.“ Das Ziel aller Missionsarbeit bleibt die Seligkeit des einzelnen, aber wie die Einzelnen sich zu Gemeinden zusammenschließen, so die Gemeinden zu einem Kirchenkörper. Und dieser ist erst dann ein selbständiger, lebensfähiger Organismus, wenn er nach Venns Formel vermag: sich selbst zu erhalten, zu verwalten und auszubreiten.

Unsere Missionsgemeinden stehen zum Teil am Anfang, zum Teil in der Mitte dieser Entwicklung. Hier liegen Aufgaben von größter Tragweite und Schwierigkeit. Auch ihrer muß ich hier gedenken.

a. Selbsterhaltung.

Von dem früher herrschenden, in Indien Mabap= (d. i. Vater- und Mutter-) System genannten, aus der Geschichte verständlichen und einst berechtigten Verfahren, nach dem die Missionare die Eltern

¹⁾ cf. Stock History of the C. M. S. II. 83 ff.

ihrer Pflegebefohlenen waren und ihnen aus dem schier unerschöpflichen Geldbeutel alles gaben, was sie brauchten oder sogar was sie gern haben wollten, ist die Missionsarbeit durch die peinliche Not der Defizits abgekommen. Sie hat sich zu der klaren Erkenntnis durchgearbeitet, daß die Heidenchristen beitragen müssen zu den Kosten der Missionsarbeit, oder genauer, daß sie alle die Lasten auf sich nehmen sollen, die nötig wären, wenn plötzlich alle weißen Missionare aus dem Lande gezogen würden und die Missionsarbeit nun allein ihren Gang gehen müßte. Damit ist ausgesprochen, daß es nicht Aufgabe der Heidenchristenheit sein kann und soll, das Gehalt ihres Missionars aufzubringen. Dazu würde sie weder fähig sein, noch würde sie seine Bedürfnisse selbst abschätzen können. Zudem haben sie den Missionar nicht gerufen, sondern haben ihn als Gabe der sendenden Christenheit empfangen. Alles aber, was an Arbeit in der Heidenchristenheit von den Eingeborenen selbst getan werden kann und soll, fällt finanziell auf die werdende heidenchristliche Kirche, d. h. das Gehalt der Pastoren, Lehrer und Evangelisten, die Unterhaltung der Gottesdiensthäuser und Schulen, die Kosten der Arbeit in der Gemeinde und an den Christen.

Das Ziel ist klar. Wenn man es einmal genau durchdacht hat, ist nach ihm leicht festzustellen, welche Aufgaben der heimatischen Gemeinde zufallen und welche den Heidenchristen. Und das Ziel ist richtig. Alles was in den Rahmen der eigentlichen Missionsveranstaltung gehört, trägt ja in der Tat nur vorübergehenden Charakter. Die Mission ist dazu da, sich selbst überflüssig zu machen. Die heidenchristliche Gemeinde aber soll bleiben, soll eine Institution werden, die bis an das Ende dieser Tage dauert. Es ist natürlich ausgeschlossen, — je größer die Missionsarbeit wird, um so besser leuchtet das ein, — daß die sendende Christenheit die in riesiger Proportion steigenden Kosten als ewige Last auf sich nähme. Das gäbe hier Überbürdung und dort ein faules, nicht an Opfer gewöhntes Christentum.

Aber so klar und so richtig das Ziel ist, es ist bisher selten erreicht worden und wird unter schwierigen Verhältnissen, wie wir sie in der Brüderrmission finden, niemals erreicht werden. Auch in unserer Mission sind wir noch weit vom Ziel. Wir haben verhältnismäßig weit entwickelte Gebiete, wo die Christen auch zum Geben erzogen sind und erhalten von unseren Christen einen sehr beträchtlichen

Zuschuß zu den Kosten der Missionsarbeit. Immerhin ist das Gesamtergebnis dies, daß von den 250 000 *M*, die unsere Arbeit jährlich fordert, nur 30—40 000 *M* von den Eweern aufgebracht werden und keine Gemeinde das Ziel der Selbsterhaltung bisher ganz erreicht hat.

Ja ich bin nicht einmal gewiß, ob das Ziel als Ziel schon von allen Missionaren und allen Gemeinden ernstlich ins Auge gefaßt worden ist, so energische Schritte bisher auch geschehen sind und fortwährend geschehen, die Gemeinden zu finanziellen Opfern zu erziehen.

Zu finanziellen Opfern, das ist die erste Voraussetzung der finanziellen Selbständigkeit. Aber wie schwer hält es, zu finanziellen Opfern anzuleiten, besonders dann, wenn sie mit einiger Regelmäßigkeit und in bestimmter Höhe gefordert werden! Ich erinnere an die Kirchensteuer. Obwohl bislang von dem erwachsenen Manne in der Gemeinde nur 3 *M* Kirchensteuer jährlich gefordert wurden, von der selbständigen Frau noch weniger, und obwohl in jedem nötigen Falle in größter Weitherzigkeit die Steuer erlassen oder herabgemindert wurde, bezeichneten noch 1909, während meiner Reise, die Ältesten von Amedzowe, also die gefördertsten unter den Christen, die Kirchensteuer als „das größte Hindernis für den Fortschritt der Missionsarbeit“. Das reizt zum Nachdenken! Es war jedenfalls leichter für den Missionar, Eingang zu gewinnen, so lange man in naiver Gutmütigkeit Ausgaben auf die Missionskasse nahm, die eigentlich den Christen hätten zur Last fallen müssen, ja die Freigebigkeit auch auf die Heiden ausdehnte im guten Glauben, daß man sie dadurch leichter fürs Evangelium gewinnen werde. Jetzt hat man darunter zu leiden, insofern als in alten Gebieten die Christen mit ebenso naiver Selbstverständlichkeit die Hilfe des Missionars in Anspruch nehmen. Am liebsten hätten sie freie Arznei, die Lehrer Befreiung von Kirchensteuer, Lehrer und Schüler zu Weihnachten oder an besonders feierlichen Gelegenheiten kleine Geschenke. Es besteht offenbar zum Teil als Erinnerung aus der „guten alten Zeit“ die Vorstellung, als ob die Mission unendlich reich und die Missionsleitung willig sei, aus ihrem Füllhorn allerlei irdische Gaben über ihre lieben Kinder auszuschütten. Wo solche Vorstellungen herrschen, ist natürlich wenig Lust, Kirchensteuer zu zahlen, und der Missionar hat Schwierigkeiten,

die Steuer zu bekommen. In den Verdacht, sie für sich selbst zu brauchen, kommt er bei vielen obendrein! Da hat bewußte Erzieherarbeit einzusetzen, die auf allen Stationen in gleicher Weise und mit gleicher Strenge geschehen muß. An Mitteln fehlt es unsern eingeborenen Christen nicht. Sie sind nicht so arm, wie sie sagen und es sich vielleicht selbst einbilden. Arme Witwen, die wenig haben, aber ernst machen mit ihrem Christentum, haben die Steuer bisher willig und pünktlich gezahlt. Ich glaube sogar, daß es an der Zeit ist, die Kirchensteuer höher zu setzen, möchte das aber nicht durch einen Vorstandsbeschuß, sondern durch eine Art Plebiszit unserer Christen ins Werk gesetzt sehen.

Wohl wird es bei der Erhöhung Schwierigkeiten geben. Die sind aber schon jetzt da. Es ist etwas Mißliches, daß die Zulassung zum Abendmahl von der Zahlung der Kirchensteuer abhängig gemacht werden muß. Es erweckt das bisweilen den Anschein, als sei das Sakrament um Geld käuflich. Aber man muß sich klar machen, daß ein geringes jährliches Opfer für das Christentum der notwendige Beweis für die Echtheit des Glaubens ist, und so hart eine Zurückweisung vom Abendmahl im einzelnen Falle erscheinen muß, sie wird sich als ein gutes Zuchtmittel herausstellen.

Mit der Kirchensteuer sind die Anforderungen an die Gemeinde nicht erschöpft. Sie stellen vielleicht sogar erst die letzte Stufe der Erziehung zu kirchlichen Leistungen dar. Die erste Stufe sind die Dankopfer, die dem Heiden schon aus seinem Trodienste geläufig sind. Sie abweisen, weil man die Armut des Spenders sieht, wäre eine verkehrte Erziehung. Solches Geben macht nicht arm, sondern gibt Befriedigung. Zu den gelegentlichen Dankopfern aus persönlichem Anlaß kommen die regelmäßig am Erntedankfest und Missionsfest zu erbittenden und die Kollekten bei außerordentlichen Gelegenheiten. Alle diese Opfer sind nicht immer und notwendig Geldopfer, werden aber dazu, wenn die Erziehung darauf hinwirkt. Sie sollen es in der ersten Zeit nicht einmal sein. Von einer Gemeinde, die einen Lehrer haben will, muß weiter verlangt werden, daß sie Lehrerwohnhaus und Schulhaus selbst herstelle. Es hat sich gezeigt, daß dieser Grundsatz sich bei einiger Energie wohl durchführen läßt. Ob es richtig ist, wie es bis jetzt bei uns als Regel gilt, und wie es bei Anfangszeiten naheliegt, sich mit der Herstellung

der Häuser zufrieden zu geben und die Türen und Fenster, sowie das gesamte Mobiliar auf Missionskosten zu übernehmen, bezweifle ich. Doch ist es leicht, hier die Praxis zu kritisieren, während in der Wirklichkeit des Missionslebens Einflüsse, die unserer Gewalt entzogen sind, mitspielen, die eine Änderung der Praxis nicht möglich, ja bisweilen ein bewußtes Zurücklenken in das alte System wünschenswert machen! Ist die Schule gebaut und eingerichtet, so hat die Gemeinde weiter alles zu Kultus- und Schulzwecken Notwendige selbst aufzubringen, also die Unterhaltung der Gebäude und ihre Ausrüstung zu beschaffen. Wir leisten der Mission und unsern Gemeinden einen viel größeren Dienst, wenn wir sie z. B. ihren Kräften und Mitteln entsprechend eine Kapelle bauen lassen, als wenn wir selbst das tun. Gelingt es endlich, den Ertrag der Kirchensteuer so zu steigern, daß die Gemeinde alle Kosten für ihre geistliche Versorgung in Kirche und Schule — mit Ausnahme der Kosten der europäischen Überwachung — selbst aufbringt, so ist das Ziel der Selbsterhaltung im Rahmen der Einzelgemeinde erreicht.

Das Bedürfnis der Kirche geht über das der Einzelgemeinde heraus. In Einzelfällen wird das Ziel der Selbsterhaltung in der Einzelgemeinde unerreichbar sein, dann müssen die starken Gemeinden die schwachen tragen. Und ist Mission ein integrierender Bestandteil des Christentums, so muß auch die Einzelgemeinde schon zu Missionsgaben und -Aufgaben erzogen werden. Da zeigen sich neue, große Aufgaben, mit deren Erfüllung die Kraft des christlichen Glaubens und die Freude der christlichen Überzeugung wachsen wird, wenn es nicht an der rechten Anleitung fehlt.

Wie aber können wir unsere Gemeinden zu diesen Aufgaben anspornen und fähig machen? Die erste psychologische Voraussetzung für ein freudiges Geben ist die, daß man weiß, wofür man gibt. Wir müssen deshalb unsern Gemeinden ihre bestimmten Aufgaben zeigen und ihnen dementsprechend ein Verfügungsrecht über ihre Gaben zugestehen. Das ist hier nicht im einzelnen auszuführen, doch können einige Andeutungen zeigen, wohin meine Gedanken gehen.

Über alle Opfer der Gemeinde muß innerhalb der Gemeinde durch den Ältesten Rechenschaft abgelegt werden. Die Ältesten sind, so früh als irgend tunlich ist, zur kirchlichen

Rechnungsablegung heranzuziehen. Die Sonntagsopfer verbleiben zu einem bestimmten Teile der Einzelgemeinde für die Bedürfnisse des Gottesdienstes in Licht, Abendmahlswein, Inventarunterhaltung u. s. f. Alle übrigen Opfer und die Kirchensteuer sind an die Kasse der Hauptstation abzuführen. Es ist aber rechnerisch sofort ein Teil der Kirchensteuer auf das Gehalt des Lehrers der Einzelgemeinde, ein anderer für das Bedürfnis des Stationsbezirks und ein kleiner Rest für das Bedürfnis der gesamten Missionsarbeit in Afrika zu verrechnen. Den Ältesten ist Einblick in die Rechnung zu geben, soweit sie lediglich die kirchliche Versorgung der Eingeborenen durch die Eingeborenen angeht. Sie müssen wissen, wieviel die Schularbeit auf der Hauptstation kostet und wieviel der Bezirk zu diesen Kosten beiträgt. Aus dem Recht des Einblicks sollte, soweit das ohne Schaden möglich ist, sobald als möglich ein Mitbestimmungsrecht werden. Nur wo Verantwortung ist, ist Verantwortlichkeitsbewußtsein und persönliches Interesse.

Neben der hier gezeichneten Entwicklung hätte zweitens eine ständige Erziehung dafür zu sorgen, daß die Einzelgemeinden für ihre Kirchen- und Schulbedürfnisse Landbesitz sicherstellen, damit durch den Ertrag von Gemeinde- und Schulplantagen das Ziel der Selbstunterhaltung schneller erreicht werde.

Allein alle diese Hilfen greifen nur durch, wenn es gelingt, den Gemeinden den Gemeinsinn, das Gefühl der Zusammengehörigkeit einzupflanzen. Sie müssen einsehen, daß jeder im eigenen Interesse handelt, wenn er das Wohl seiner Gemeinde fördert, und sie müssen es durch die Erfahrung lernen, daß Geben seliger ist als Nehmen.

b. Selbstverwaltung.

Selbsterhaltung bedeutet noch längst nicht Selbstverwaltung, aber die bisherigen Ausführungen zeigen, daß die Erziehung zur Selbsterhaltung zugleich ein wichtiges Mittel der Erziehung zur Selbstverwaltung ist.

In dieser Beziehung steht unsre Mission trotz ihres jahrzehntelangen Bestehens erst in den Anfängen. Das patriarchalisch-autokratische Regiment der alten Zeit wirkt noch nach. Es ist ja für Eltern nicht immer leicht, zu erkennen, daß ihre Kinder schon selbständiger sein könnten, angenehmer, sie in der elterlichen

Obhut zu behalten, als sie eigene Schritte tun zu lassen. Aber die Anfänge, und zwar recht wichtige Ansätze zu einer gesunden Entwicklung sind doch da. In den älteren Gemeinden üben die Ältesten in der Tat Funktionen der Kirchenleitung aus. Sie prüfen die Fälle der Kirchenzucht und haben dabei mit zu entscheiden, sie gelten als Vertreter der Gemeinden den Missionaren, als Vertreter der Missionare den Gemeinden gegenüber. Die Lehrer werden in den Konferenzen oft um ihr Urteil in kirchenregimentlichen Fragen, über neue Verordnungen und Verbote gefragt. Wir haben Pastoren aus den Eingeborenen, wenn auch vorab nur in geringer Anzahl, aber doch z. T. in ziemlicher Selbständigkeit, und wir legen auf ihr Votum, wo wir es einfordern, entscheidenden Wert.

Aber alle diese Ansätze zur Selbstverwaltung sind nicht in ein System geordnet. Es hängt meist vom Missionar ab, wie weit er die Eingeborenen fragen und verantwortlich machen will. Die Rechte der Ältesten und Pastoren sind noch keine, die über den Fortgang oder die Methode der Arbeit entscheiden. Es fehlt noch jeder synodale Zusammenschluß, jede Repräsentativverfassung der Gemeinden.

Es fehlt aber andererseits nicht an Selbstständigkeitsregungen in den Gemeinden. Schon das Vorbild der Basler Mission in der Goldküstenkolonie, die den Gemeinden über ihre Sonntagsopfer freie Verfügung läßt, die auf jeder Hauptstation und mancher wichtigen Außenstation eingeborene Pastoren hat und die die Eingeborenen bei den Synoden stark zur Mitberatung heranzieht, und mehr noch das nicht nachahmenswerte Vorbild der Zionisten in Keta und der Methodisten in Anecho, die ihre Gemeinden lediglich der Fürsorge eingeborener Geistlicher anvertrauen und nur sehr leise eine europäische Kontrolle üben, wecken Gedanken und Wünsche nach einer größeren Selbständigkeit. Zudem fühlen die Führer, wie sie sich durch ihre Bildung weit über den Durchschnitt ihrer Volksgenossen erheben. Haben sie doch sogar in völliger Verkennung der Situation in Lome beim Gouvernement vor einiger Zeit rechtliche Gleichstellung mit den Weißen beantragen wollen.

Der Missionsleitung erwächst aus solchen Beobachtungen die Pflicht, das, was an den vorhandenen Selbstständigkeitsregungen berechtigt ist, in rechter Weise zu benutzen und durch ihr

Entgegenkommen einer vorzeitigen Emanzipation entgegen zu arbeiten.

Dabei wird als erster Grundsatz zu gelten haben, daß der Missionar nichts tue, was der Eingeborene leisten kann, auch auf die Gefahr hin, daß die Arbeit zuerst nicht so schnell, so gründlich, so gut getan werde, wie wenn der Missionar selbst sie getan hätte. Zweitens ist zu versuchen, die Not zwingt bisweilen geradezu dazu, wie weit die Last der Verantwortung der eingeborenen Gehilfen gesteigert werden kann. Das gilt in erster Linie für die Lehrer und die Gemeinde-Katechisten, aber dann auch für die Ältesten. Wo das Ältestenamt eingerichtet ist, sollten die Ältesten, wie das bereits angedeutet ist, über die Sonntagsopfer Rechnung legen und mitbestimmen dürfen. In Disziplinarfällen über Lehrer sollte ein Rat der Lehrerschaft eingeholt werden, und in Sachen der Gemeindeordnung und Gemeindeleitung sollte den Pastoren, vielleicht auch den Ältesten und Lehrern in einer bestimmten Repräsentation beratende, später beschließende Stimme zuerkannt werden, vielleicht durch Bildung einer Gesamtsynode, die vorerst alle sechs Jahre zu tagen hätte und mit der Generalkonferenz der Missionare zu verbinden wäre.

Diese Vorschläge sollen natürlich keine Gesetzesparagraphen sein, sie bedürfen vielmehr einer gründlichen Durcharbeitung bis in die Einzelheiten, ehe an ihre Verwirklichung gedacht werden kann. Aber in der Richtung dieser Vorschläge muß zweifellos gearbeitet werden.

Ein zweiter Weg, zur Selbständigkeit zu erziehen, ist die Weiterbildung unserer Lehrer.

Bisher geschah die Lehrerausbildung in dreijährigem Kursus auf den Seminaren in Amedzowe und Keta. Da die Seminare Schüler verschiedener Schulen sammeln, ist die Vorbildung ungleich. Das erste Seminarjahr muß sich daher begnügen, die Lücken der Schulbildung auszufüllen und die Klasse einheitlich zu prägen. Es blieben für die eigentliche Lehrerausbildung nur zwei Jahre.

Der Lehrplan gestaltete sich etwa folgendermaßen:

A. Kenntnisse.

1. Bibelfunde.

III. Klasse, 2 Stunden: Wiederholung der auf der Volksschule behandelten Geschichten Alten und Neuen Testaments.

II. und I. Klasse zusammen, 2 Stunden: Im ersten Jahre das Alte, im zweiten das Neue Testament in zusammenhängender Darstellung der Heilsgeschichte, Einprägung der biblischen Bücher in ihrer Reihenfolge, sowie wichtiger Kapitel und Memorierstellen.

2. Katechismuslehre.

III. Klasse, 2 Stunden: Wiederholung und Vertiefung des Pensums der Stationschule.

3. Glaubenslehre.

II. und I. Klasse zusammen, 2 Stunden: Kurze Darstellung des christlichen Glaubens im Anschluß an die zehn Gebote und das apostolische Glaubensbekenntnis. Das wichtigste über die großen, nicht christlichen Religionen.

4. Erklärung der Heiligen Schrift.

II. und I. Klasse zusammen, 2 Stunden: Erklärung eines neutestamentlichen und eines alttestamentlichen Buches im Zusammenhang, z. B. Römerbrief und Stücke aus dem Jesaias oder Epheserbrief und die wichtigsten Psalmen.

5. Homiletische Textbehandlung.

II. und I. Klasse zusammen, 2 Stunden: Anleitung, wie man einen Schriftabschnitt einteilt und für die Predigt verwendet. Daneben praktische Übungen unter Kontrolle eines Seminarlehrers.

6. Kirchengeschichte.

III. Klasse, 1 Stunde: Biographien bedeutender Christen aller Zeiten.

II. Klasse, 2 Stunden: Alte Zeit und Mittelalter.

I. Klasse, 2 Stunden: Neuzeit.

7. Erziehungslehre und Methodik.

I. Klasse, eine Stunde: 1. Halbjahr: Allgemeine Erziehungslehre.

2. Halbjahr: Methodik einzelner Unterrichtsfächer.

Dazu viermal wöchentlich eine Probelektion.

8. Ewesprache.

III. Klasse, 4 Stunden: Lesen, Aufsatz, Grammatik.

II. und I. Klasse zusammen, 1 Stunde: Aufsatz.

9. Deutsche Sprache.

- III. Klasse, 6 Stunden: Lesen, Übersetzen, Grammatik, Aufsatz, nach Hirt, Lesebuch, A. II, 1.
 II. Klasse, 6 Stunden: Lesen, Übersetzen, Grammatik, Aufsatz, nach Hirt, Lesebuch, A. II, 2.
 I. Klasse, 6 Stunden: Lesen, Übersetzen, Grammatik, Aufsatz, nach Hirt, Lesebuch, A. II, 2.

10. Rechnen.

- III. Klasse, 4 Stunden: Wiederholung des Pensums der Stations-
 schule.
 II. Klasse, 2 Stunden: Angewandtes Rechnen, Brüche, Münzen,
 Maße, Gewichte, Längen-, Flächen- und Körpermaße.
 I. Klasse, 2 Stunden: Gesamtwiederholung, Zins- und Rabattrech-
 nung. Anfänge der Raumlehre.

11. Erdkunde.

- III. Klasse, 2 Stunden: abwechselnd Ewe und Deutsch: Afrika,
 Europa, Deutschland.
 II. und I. Klasse zusammen, 2 Stunden: nur Deutsch: Asien,
 Amerika, Australien und die Elemente der mathematischen
 Geographie.

12. Geschichte.

- III. Klasse, 2 Stunden: abwechselnd Ewe und Deutsch: Das neun-
 zehnte Jahrhundert.
 II. und I. Klasse zusammen, 2 Stunden: nur Deutsch: In zwei-
 jährigem Turnus Überblick über die Weltgeschichte.

B. Fertigkeiten.

1. Zeichnen.

- III. Klasse, 1 Stunde: Freihandzeichnen nach Natur, Wandtafel und
 Vorlage, Körperzeichnungen.
 II. Klasse, 1 Stunde: Dasselbe mit gesteigerten Anforderungen.

2. Schreiben.

- III. Klasse, 1 Stunde: Ewe und Deutsch mit lateinischen Buchstaben.

3. Singen.

- III. bis I. Klasse, 2 Stunden: Übungen im vierstimmigen Gesang
 von Chorälen, Liedern und Motetten.

4. Turnen.

III. bis I. Klasse, 1 Stunde: Stabübungen, Spiele, Methodik.

5. Landarbeit.

III. bis I. Klasse: Täglich eine Stunde, Sonnabends zwei Stunden Arbeit in den Plantagen und auf der Station.

Bedenkt man, daß der Vorkursus nur eine siebenklassige Volksschule mit fremdsprachlichem Unterricht war, daß der künftige Lehrer ja auch Gemeindefeiler und Heidenprediger sein muß und daß er einen Teil seines Unterrichts später in einer Fremdsprache zu erteilen hat, so leuchtet ein, daß die Seminarzeit für eine gründliche Durchbildung nicht reichen kann. Wir sind deshalb jetzt dabei, den Kursus auf vier Jahre auszudehnen. Das wird der methodischen Ausbildung zugute kommen, auf die Dauer aber auch nicht ausreichen.

Es bleibt ein Mißstand, daß die Ausbildung zum Lehrer und Pastor in denselben Kursen erledigt werden muß. Bei der Kleinheit unseres Werkes wird man in absehbarer Zeit aber an die Einrichtung eines besonderen Predigerseminars kaum gehen dürfen. Um so nötiger ist es, dafür zu sorgen, wie die auf dem Seminar gewonnene Ausbildung gefestigt und vertieft werden kann.

Das geschieht erstens durch die Forderung einer Dienstprüfung zwei Jahre nach dem Bestehen der Seminarabgangsprüfung. Erst diese zweite Prüfung berechtigt zu dauernder Anstellung und Empfang des vollen Gehalts. Das hat sich als durchaus zweckmäßig erprobt und zeigt nur den Nachteil, daß die jungen Lehrer nach dieser Prüfung meinten, fertig zu sein, und nicht in wünschenswertem Maße an ihrer Weiterbildung zu arbeiten fortführen. Deshalb ist aus der Lehrerschaft heraus zweitens der sehr beachtenswerte Vorschlag aufgetaucht, nach Verlauf von weiteren 10 Jahren eine neue Prüfung zu halten, die wissenschaftlich und praktisch zugleich gehalten, zum Katechistenamt befähigen solle, mit dem einerseits eine Gehalts- und Rangerhöhung verbunden ist und das andererseits die für das Pfarramt in Betracht kommenden Kandidaten stellen würde. Der Vorschlag ist bereits vom Vorstand angenommen und bedeutet meines Erachtens einen sehr wichtigen Schritt in der Fortbildung unserer Lehrer und damit in der Erziehung unserer Gemeinden zu einer künftigen Selbstverwaltung.

Ein Korrelat zu der Katechistenprüfung und ein Mittel, den Eifer rege zu halten, ist endlich der in diesem Jahre zum ersten Male gehaltene Fortbildungskursus, der sich so bewährt hat, daß er in Abständen von einem oder zwei Jahren zu wiederholen ist.

Endlich müssen wir auf dem seit 1910 beschrittenen Wege weitergehen und geeignete bewährte Katechisten zu Pastoren ordinieren. Wir müssen uns klar darüber bleiben, daß ein eingeborener Pastor auf Jahre hinaus an Bildung nicht entfernt den akademischen Theologen der Heimat erreichen wird. Das kann und soll er nicht. Seine Aufgabe ist's, den Missionar zu entlasten und seiner Eingeborengemeinde Seelsorger zu sein. Zum zweiten befähigt ihn seine relativ hohe und gründliche Bildung und zum ersten die ihm zuerkannte Befugnis, seiner eingeborenen Gemeinde mit den Sakramenten zu dienen.

Unser Ziel muß sein, daß jede Hauptstation ihren eingeborenen Pastor hat und daß die unter der unmittelbaren Aufsicht des Missionars bewährten Pastoren später auf die größeren Außenplätze gesetzt werden, wo sonst die Anwesenheit des Missionars mehr als tunlich nötig sein würde.

Je besser die Ausbildung der Lehrer und Pastoren ist, um so wirksamer wird ihre Hilfe in theologisch-kirchlicher Arbeit wie bei der Gemeindeleitung, um so näher rückt die Möglichkeit eines synodalen Zusammenschlusses der verschiedenen Stationsbezirke unter Beteiligung der Eingeborenen, d. h. das Ziel einer sich bis auf weiteres unter Leitung der Missionare selbstverwaltenden Ewefirche.

c. Selbstausbreitung.

Auch die Selbstausbreitung gehört zu dem notwendigen Ziel jeder Eingeborenenkirche, so gewiß als das Christentum die Weltreligion sein will und darum der Missionstrieb, wie einst Friedrich Wilhelm IV. an Bunsen schrieb, ein „Lebenssymptom der evangelischen Kirche“ ist. Es ist dementsprechend auch immer das Absehen der Missionare gewesen, die Eingeborenen zu missionarischem Wirken zu erziehen und den Zeugengeist in ihnen zu wecken. Bei jeder Heidenpredigt sind Christen, Taufbewerber und Schüler mitbeteiligt. Sie begleiten den Missionar, sie locken durch Lieder oder Posaunen oder Glockenzeichen die Hörer zusammen und sprechen gern hier und da ein Wort der Ermahnung oder des Bekenntnisses. Ja,

es gäbe vielleicht einen sehr wichtigen Aufschluß über die Wirkungskraft der Missionsarbeit, wenn man feststellen könnte, wieviel Taufbewerber durch die eigentliche Heidenpredigt und wieviel durch das stille, sich der Beobachtung entziehende Werben der Christen gewonnen worden sind. Man darf es geradezu als selbstverständlich voraussetzen, daß die Christen sich die Herzuführen der Heiden angelegen sein lassen.

Allein, ist damit der Begriff der Selbstausbreitung schon erschöpft? Ich glaube nicht. Denn dann brauchten wir nicht eine eigentliche Mission als organisierte Arbeit der Kirche. Es hat sich aber in aller Missionsarbeit sehr bald herausgestellt, daß solche organisierte Arbeit ein sehr wirksames Mittel ist, die religiöse Energie zu heben. Deshalb müssen wir unsern Christen die Überzeugung einpflanzen, das Togo das Evangelium durch die Togochristen erhalten muß.

Aus diesem Grunde hätte ich es sehr gern gesehen, wenn es möglich gewesen wäre, daß der von der Basler Mission nach Nordtogo geplante Vorstoß von uns hätte übernommen werden können, und nur sehr schweren Herzens habe ich mich der Erkenntnis gefügt, daß der Aufgaben in Südtogo zurzeit noch zu viele für unsere Kraft sind, als daß wir nach Nordtogo vorrücken dürften. Eine Arbeit in Südtogo, so wichtig sie ist, wird von den Eweern niemals so deutlich als Missionsarbeit empfunden werden können, wie eine Arbeit in Nordtogo, in ferneren Gegenden und unter fremdsprachigen Stämmen. Eine solche muß deshalb unser Ziel bleiben, auch wenn wir uns vorerst beschränken müssen auf unsere nächsten Aufgaben in Südtogo, und es wäre vielleicht gut, wenn es schon jetzt möglich wäre, einige evangelistisch begabte Ewechristen im Auftrage der Ewegemeinden nach Nordtogo vorzuschicken, mit dem Auftrage, an der Seite und unter Leitung der Basler Missionare dem Evangelium den Weg zu bereiten. Ob es sich verwirklichen läßt, muß die Zukunft zeigen. Jedenfalls wecken neue Aufgaben neue Kräfte, und wir wären schlechte Erzieher unserer Ewegemeinden, wenn wir ihnen nicht zur rechten Zeit die Aufgaben zeigten, an deren Erfüllung ihre Kräfte sich zum höchsten entwickeln könnten.

Selbsterhaltung, Selbstverwaltung, Selbstausbreitung — Kennzeichen jeder lebendigen christlichen Kirche auf Erden. Noch einmal sei es wiederholt: nicht die Summe der kirchlichen Beiträge, nicht das gute Funktionieren des kirchlichen und missionarischen Apparats ist unser Ziel. Hinter allem muß als letztes, höchstes Ziel der Mission eine gereifte, sich ihrer Pflichten und Kräfte bewußte, das Reich Gottes auf Erden nach Möglichkeit verwirklichende Gemeinschaft lebendiger Christen stehen. Wo wir die haben, sind die Missionare überflüssig geworden, denn die Kirche der Mission hat sich gewandelt in eine selbst Mission treibende Kirche.

V. Besondere Aufgaben.

1. Der Islam in Südtogo. ¹⁾

Soweit mich meine Reise durch Togo und die Goldküste geführt hat, überall bin ich den mohammedanischen Haussa begegnet, Gliedern eines aus dem mittleren Sudan stammenden Händlervolkes, das ganz Westafrika durchreist und einen sehr charakteristischen Einschlag in dem Leben jener Länder bildet. Man sieht es sofort: die Leute sind keine Eweer. Ihre hagere Gestalt, ihr semitischer Gesichtstypus, vor allem ihre eigenartige Kleidung unterscheiden sie von den Heiden.

Weil sie Mohammedaner sind und der Mohammedanismus das vielleicht gefährlichste Hindernis der Missionsarbeit bildet, ist die Mission aufs höchste interessiert, über den Bestand der Haussa und damit des Islam in Südtogo orientiert zu werden. Nordtogo scheint ja nach den spärlichen Berichten, die darüber vorliegen, in Gefahr zu sein, ganz islamisiert zu werden. Wer weiß, ob die christliche Mission, wenn sie nun mit behördlicher Erlaubnis dort einsetzt, nicht bereits zu spät kommt!

Aber auch über den Bestand in Südtogo ist wenig zuverlässiges Material vorhanden. Der amtliche Jahresbericht des Reichskolonialamts gibt keine Auskunft. Dr. Büttner ²⁾ berechnet die Zahl der in Kete (Kete-Kratschi), der Hauptniederlassung, wohnenden Haussa auf etwa achttausend. Jedenfalls haben sie bei allen größeren Städten, aber auch bei manchen kleinen Dörfern, ihre ihnen von der Regierung angewiesenen Lager, in denen sie auf ihren Reisen Unterkunft finden. Solche Lager finden sich bei Lome (ca. 80 Hütten), Atakpame (70 Hütten), Anecho, Palime, Noefe, Waya, Ho, Agu, Kpando, Keta, Peki-Blengo, Gbadzeme, Umedzowe, Gyeasefang. In Lome mögen wohl 200 Haussa regelmäßig

¹⁾ Westermann, Die Mohammedaner in Togo. Monatsblatt der N. M.-G. 1906. S. 42.

²⁾ Togo, S. 31. Sonderabdruck aus: „Das überseeische Deutschland“.

wohnen, in Keta vielleicht noch mehr, die übrigen Lager sind kleiner, alle aber stehen unter scharfer Kontrolle der Regierung, fast alle haben ihre Gebetshütte, ihren Lehrer, der zum Gebet ruft, die Kinder in Koransprüchen und arabischen Schriftzeichen unterrichtet und durch Schreiben von Zaubersprüchen und Anfertigen von Medizinen und Amuletten Geld verdient. Selbstverständlich ist die Zahl der sich in Togo aufhaltenden Haussa wesentlich größer, als die der ständig an einem Orte Sesshaften. Auch solcher gibt's eine große Zahl. Das sind vor allem die Viehhändler und Schlachter. Aber ihrer sind wenig im Vergleich zu den vielen Tausenden rastlos von Ort zu Ort ziehenden Händlern. Wieviel es im ganzen sein mögen, ist sehr schwer zu sagen, und noch schwerer, ob ihre Zahl wesentlich zugenommen hat.

Sehr kundige Beobachter nehmen an, das sei nicht der Fall und halten deshalb den Islam in Südtogo für verhältnismäßig ungefährlich. So heißt es in der von der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ herausgegebenen Reise durch die deutschen Kolonien: ¹⁾ „Es sieht sogar so aus, als ob die Neger der Guineaküste mehr dem Christentum als dem Islam zuneigten, im Gegensatz zu den Negern Ostafrikas. Überdies muß in Betracht gezogen werden, daß viele Neger, die sich äußerlich zum Islam bekennen, dies nur tun, weil es gerade so Mode ist, oder weil sie sich damit Ansehen geben wollen, während sie in Wirklichkeit noch tief in den Anschauungen ihrer früheren heidnischen Religion stecken. Dieselbe Beobachtung ist von vielen Seiten auch in Togo gemacht worden. Wenn irgendwo an einem Handelsplatze eine Moschee steht, so beweist das noch gar nicht, daß die Bewohner sich zum Islam bekennen, sondern lediglich, daß dort eine größere Niederlassung der mohammedanischen Haussahändler sich befindet.“

Mit diesem Urteil sind wir schon von der Frage nach dem Bestande der Haussa zu der nach ihrer Bedeutung weitergeführt worden, und zwar nach ihrer religiösen Bedeutung. Ist das wahr, daß diese Haussa nur übertünchte Heiden sind? So unbedingt wir das zugeben müssen, so ist doch in diesem Eingeständnis nicht das andere enthalten, als sei der mohammedanisch aufgeputzte Heide nun wirklich noch ein Heide. Er will es nicht sein. Er fühlt sich als Mohammedaner und darum selbst dem Christen weit, weit überlegen.

¹⁾ Band III, S. 46.

Richtig ist nur, daß von einer intensiven mohammedanischen Propaganda in Südtogo nicht gesprochen werden kann. Wie die Haussa dem Europäer freundlich und ehrerbietig begegnen, so enthalten sie sich nach dem einmütigen Zeugnis aller Beobachter jeder eifrigeren Propaganda, und es mag wohl richtig sein, was Rudolf Wagner, den ich eben anführte, weiter sagt: „Vielleicht haben sie eingesehen, daß eine Propaganda für den Islam gegenüber der deutschen Herrschaft doch keinen Wert hätte und ihnen nur Schaden würde, und daß ihnen andererseits der Islam, so lange er nicht Gemeingut des Volkes ist, eine Ausnahmestellung unter der heidnischen Bevölkerung sichert. Denn wir sind gewöhnt, und zwar nicht mit Unrecht, die mohammedanische Bevölkerung, wo wir sie in den Kolonien antreffen, intellektuell über die heidnische zu stellen. Die Haussa, die handeltreibend im Lande umherziehen, wollen eben in erster Linie Geschäfte machen und aus diesem Grunde nach keiner Seite Anstoß erregen.“

Immerhin ist es gut, daß unsere deutsche Regierung scharf auf die Haussa Obacht gibt. So freundlich sie tun, so tolerant sie erscheinen, sie sind Leute, die nach Rasse und Glauben im bewußten Gegensatz zum Weißen stehen und daher alles tun, um ihre wahre Meinung, falls sie feindlich ist, vor ihren Gegnern zu verbergen.

Wir tun daher klug, auf Symptome zu achten.

Da ist's zuerst bekannt und unwidersprochen, daß die Mohammedaner rücksichtslose Befenner ihres Glaubens sind. Pünktlich erschallt der Ruf zum Gebet in den Moscheen, und wer irgend kann, eilt herbei, um an den Waschungen und den Gebetsübungen teilzunehmen. Und kommt die Stunde des Gebets auf der Reise oder auf dem Handel, und wäre es selbst auf der Missionsstation und in Gegenwart des Missionars, schnell ist Wasser zum Waschen bei der Hand und der Gebetsteppich ausgebreitet, und ohne sich stören zu lassen, verrichtet der Moslem sein Gebet. Es kann gar nicht ausbleiben, daß solche Konsequenz auf die Heiden Eindruck macht!

Es ist weiter eine unwiderlegbare Tatsache, daß die Mohammedaner sich von den Heiden fern halten, wo sie können, und doch üben sie gelegentlich direkte Propaganda aus.

Den geringsten Wert lege ich dabei auf jenen mohammedanischen Missionar, den ich am Strand von Keta traf. Von Ägypten her, wo er unterrichtet ist, hat er die Reise durch ganz

Nord- und Westafrika gemacht, bis er am Meeresstrande sein Ziel gefunden. Eine Sandgrube ist sein Gebetsplatz. Sein Sehnen geht auf das Kommen des Mahdi. Aber von den Haussa will er nichts wissen. Lieber noch lehrt er die Heiden den Koran und verdient sich von ihnen als Mediziner sein Geld. Uns Weiße verachtet er, er zeigte es mir deutlich genug, als er die verschiedenen Missionen Ketten in den Sand malte, dann alles verwischte und seinen Fuß auf alles setzte: er sei doch mehr als alle! Er war ein Sonderling und ich habe seinesgleichen nicht wieder gesehen noch je davon gehört.

Bedeutungsvoller ist es, daß die sich scheinbar vor den Heiden zurückziehenden Mohammedaner ein Konnubium mit heidnischen oder gar christlichen Frauen nicht scheuen. Solcher „Ehen“ sind eine ganze Reihe nachzuweisen. Und wenn der Ehemann aus seiner Frau auch keine Proselytin zu machen sucht, die der Ehe entsprossenen Kinder werden zweifellos mohammedanisch erzogen und gelten als volle Haussa. Daneben finden sich aber ganz ausdrücklich festgestellt Übertritte vom Heidentum und Christentum zum Islam, ja deutliche Propagandaversuche. In Abuadi z. B. ist der Christ Jonas Jawo zum Islam übergetreten, von dem Missionar Spieß berichtet: „Gewöhnlich gibt er an, die vielen Streitereien der Christen untereinander und das Fortlaufen seiner ersten Frau hätten ihn zu den Mohammedanern getrieben. Der eigentliche Grund jedoch ist ein anderer. Schon in seiner Jugend ist er viel in der Nähe von Haussa gewesen. Diese ersten Eindrücke scheinen niemals ganz verwischt worden zu sein. Ein Mohammedaner kam des öfteren nach Abuadi. Als er erkrankte, nahm sich Jonas seiner an, pflegte ihn und kochte ihm sein Essen. Aus Dankbarkeit führte der Haussa den Jonas in die Zubereitung mohammedanischer Medikamente ein. Das war der Anlaß zu näherer Verbindung, aus der immer mehr das Verlangen, Mohammedaner zu werden, sich entwickelte. Jonas Taufe vollzog sich nach seinen Worten in folgender Weise. Er war von Haussaleuten nach Ahunda bestellt worden. Dort stand in einem Baderaum ein großer Topf mit Wasser. Jonas entkleidete sich vollständig. Darauf nahm ein Mohammedaner Wasser und benetzte damit seinen Körper an verschiedenen Stellen. Dabei las der Täufer einige Gebete, die Jonas aber unverständlich waren. Nachdem gingen beide zu den andern Mohammedanern, wo dem Täufling unter

Verleihung eines neuen Namens (Abrahema) ein Hauffagewand, Kolanuß und eine Gebetschnur gegeben wurde. In Gemeinschaft mit den andern aß der Täufling Kolanuß. Nach dem Essen beteten etwa sechs Leute. Damit war die Tauffeier beendet. Jonas wohnt in einem Dorfe in der Nähe des Udaflu und verrichtet die religiösen Übungen des Islam in vorgeschriebener Weise." Weiter erzählt Missionar Spieß: „Eines Tages erschien auf unserer Veranda ein Eweer, dessen auffallender Haussaanzug Veranlassung gab, mit dem Manne zu reden. Er sagte, daß er Mohammedaner geworden sei aus Dankbarkeit dafür, daß die Mohammedaner ihn gesund gemacht hätten. Der Konvertit sprach einige mohammedanische Gebete, die ihm beigebracht worden waren, jedoch der Inhalt war ihm unbekannt. Wie weit bei beiden die Propaganda gegangen ist, ist nicht zu ermitteln. Jedenfalls ist Propaganda getrieben worden.“

Daß das geschieht, bezeugt auch der letzte Jahresbericht des Reichskolonialamts,¹⁾ wo es heißt: „Im Anechobezirk versuchten Hauffahändler in den Wo-Uso-Ackerdörfern, in denen sie mit den Eingeborenen zusammenwohnten, einige Proselyten für den Islam zu gewinnen. Sie wurden deshalb durch die Bezirksleitung veranlaßt, ihren Wohnsitz in einem der großen Hauffalager des Bezirks zu nehmen. Besondere Bedeutung kommt diesem Vorgang nicht zu, wenn er auch als Symptom Interesse verdient.“

Noch beachtenswerter ist es, daß die Haussa überall von Wanderpredigern wissen, wenn auch nicht zu ermitteln ist, was diese Leute lehren. Von solchen Wanderpredigern berichtet das Gouvernement²⁾ aus dem Jahre 1906: „Gelegentlich des Auftretens der Genickstarre machte sich im Bezirk Sansanne-Mangu in den Monaten März bis Mai 1906 eine von dortigen Mohammedanern geleitete religiöse Bewegung geltend, welche jedoch auf den engeren Djakoffi-Bezirk beschränkt blieb und im Juni beendet war. Die Bezirksleitung schärfte bei dieser Gelegenheit den mohammedanischen Großen des Landes ein, daß die friedlichen Mohammedaner regierungseitig geschützt, daß aber fanatische Wanderagitationen, welche mit Furcht verbreitenden Drohungen arbeiten, unterdrückt würden. Ein angeblich aus Marokko stammender mohammedanischer Händler von

¹⁾ 1911, S. 92.

²⁾ Reichstagsdenkschrift 622 D 1907/08, S. 5.

weißer Hautfarbe und schlichtem Haar besuchte den Bezirk Sokode. Der Bezirksleiter hat ihn darüber aufgeklärt, was er zu gewärtigen habe, wenn er das Volk aufwiegele, und ihn kontrollieren lassen. Es fand sich kein Anlaß, ihn fanatischer Tendenzen verdächtig zu halten.“ Der letzte Jahresbericht hebt ausdrücklich hervor: ¹⁾ „Wanderprediger treten nicht auf.“

Es kann nicht dankbar genug begrüßt werden, daß die Regierung gerade diese Erscheinungen so sorgfältig beobachtet und so genau berichtet. So ist die Möglichkeit gegeben, sofort einzuschreiten und Gefahren rechtzeitig vorzubeugen. Es ist nämlich kein Zweifel, daß die äußere Freundlichkeit und Unterwürfigkeit der Haussa ihre wahre Gesinnung nicht wiedergibt.

Als Symptom ihrer wahren Gesinnung führe ich vielmehr das Gebet jenes alten Haussa an, dessen Wortlaut ich wieder Missionar Spieß verdanke: „Es wird ein großes Licht über Afrika aufgehen. Wir warten darauf. Gott wird einen weisen Mann schicken, unter dessen Führung alle Weißen vertrieben werden, um der Quälerei willen, die sie an den Schwarzen begehen.“ Einem andern Missionar gegenüber hat ein Haussa offen ausgesprochen: „Wenn wir die Macht hätten, so würden wir die Weißen alle abschlachten.“ Und ein dritter hat einem unserer Lehrer gesagt: „Die Lehre des weißen Mannes ist von Anfang bis zu Ende Lüge, die Religion Isahs ist ganz verschieden von dem, was die Weißen lehren.“ So säen sie Mißtrauen und hegen sie Haß gegen die Weißen, flug die günstige Handelsgelegenheit ausnützend, aber in kindischen Phantasien von dem Tage träumend, da sie dem Weißen, dem Andersgläubigen, nicht mehr gehorchen müßten.

Es mag auch unumwunden zugegeben werden, daß die Islamisierung, wo sie geübt wird, sehr äußerlich bleibt — eine Art Taufe, wenig schnell gelernte Gebete und Zeremonien und das Haussagewand — das macht den Moslem. Aber diejenigen täuschen sich gewaltig, die da meinen, diese äußere Wandlung bedeute nichts. Sie bedeutet in der Tat den Eintritt in eine große, religiöse Brüderschaft der Eingeborenen, in religiöse Selbständigkeit und in einen systematisch groß gezogenen Haß gegen das Christentum und die Europäer. Und deshalb darf die Mission, die sich bisher nur

¹⁾ S. 92 l. c.

gelegentlich hier und da einzelner Haussa annahm, am Islam nicht mehr tatenlos vorübergehen.

Wir müssen versuchen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die eine fremde Sprache, eine fluktuierende Bevölkerung, ein verborgener feindseliger Fanatismus, der sich bisher der Mission gegenüber in passiver Resistenz geäußert hat, einer Arbeit unter den Haussa entgegenstellen. Wenn wir länger zögern, erwecken wir bei den Mohammedanern wie bei den Heiden den Verdacht, als sei der Islam dem Christentum gleichwertig. Damit verbauen wir uns selbst den Eingang zu Heiden wie Mohammedanern. Wir dürfen, wie es Professor D. Meinhof auf der XII. Kontinentalen Missionskonferenz 1909 ausgedrückt hat, vor dem Islam nicht Halt machen, weil der Mohammedaner auch ein Mensch ist, der Frieden begehrt, und weil der Islam vor der christlichen Mission nicht Halt macht. Schon steht er vor den Toren unserer Missionsstationen, ein Feind der Weißen, ein Feind der Christen, ein Zerstörer der Sitten! Mag's undankbar sein, an ihm zu arbeiten, schier unmöglich, an sein Herz heranzukommen, wir haben nicht nach Erfolg und Bequemlichkeit zu fragen! In ganz Nordafrika handelt sich's um den Entscheidungskampf zwischen Halbmond und Kreuz. Da dürfen wir nicht länger zurückstehen! Hätten wir nur zu dieser neuen, weitausschauenden Aufgabe Männer und Mittel!

2. Die kirchliche Versorgung der Europäer.

Selbstverständliche Pflicht jeder Mission, in deren Gebiet glaubensverwandte Europäer wohnen, ist die kirchliche Versorgung derselben nach Maßgabe der eignen Kraft und des hervortretenden Bedürfnisses. Da sich eine größere Anzahl Europäer nur in Lome und Anecho dauernd aufhält, kommen vorab nur diese beiden Plätze für eine regelmäßige kirchliche Versorgung in Frage. Im Innern wohnen zwar in Utafpame, Palime, Misahöhe, am Agu und an verschiedenen andern Plätzen evangelische Deutsche in der Nähe unserer Missionsstationen, doch ist von ihnen bisher kaum ein Verlangen nach einer geistlichen Versorgung geäußert worden. Einzelne haben wohl bisweilen, und zum Teil sehr regelmäßig an deutschen Andachten teilgenommen, die im Familienkreis der Missionare

gehalten wurden, aber das waren Ausnahmen. Nur wenn eine Taufe zu halten war oder der Ernst des Todes an die Ewigkeit erinnert hatte, haben die Missionare kirchliche Hilfe leisten können und das selbstverständlich mit größter Bereitwilligkeit getan.

Günstiger liegen die Verhältnisse in Anecho und Lome. Hier wohnen zusammen etwa 250 Europäer, von denen 180 zur evangelischen Kirche gehören. Für diese ist an den hohen Feiertagen, an Kaisers Geburtstag und bei besonderen Anlässen in der Christuskirche in Lome deutscher Gottesdienst gehalten worden. Diese wurden im Durchschnitt von 12—25 Teilnehmern besucht, die Weihnachtsgottesdienste erfreuten sich sogar großer Beliebtheit.

Diese Zahlen zeigen aber bereits, daß das Bedürfnis nach einem gemeindlichen Zusammenschluß der Evangelischen Lomes noch nicht gekommen ist, zumal da die weiße Bevölkerung einem steten Wechsel unterworfen ist. Immerhin dürfte es gut sein und den Wünschen der kirchlich Interessierten entgegen kommen, wenn etwa alle vier Wochen ein deutscher Gottesdienst gehalten werden könnte, und zwar wäre dafür eine möglichst frühe Stunde, wo die Sonne noch nicht zu hoch steht, also etwa morgens um 8 Uhr, zu wählen. Allerdings hätte diese Stunde das Bedenken, daß etwaige Kirchenbesucher aus Anecho dann nicht mehr zur rechten Zeit eintreffen könnten. Aber da die in Anecho ansässigen Kaufleute ständig auch in Lome zu tun haben, werden sie ohne Schwierigkeit auch einmal vom Sonnabend zum Sonntag in Lome übernachten können.

Ein Bedenken kann ich allerdings nicht verhehlen. Das ist die Frage, ob es richtig ist, den mit der Pflege der Eingeborenen-gemeinde beauftragten Missionar oder überhaupt einen an die Ordnungen der Mission Gebundenen mit der Pflege der weißen Glaubensgenossen zu betrauen, und zwar um der Mission willen. Die Mission bedarf für ihre Pfleglinge einer ernsten Kirchenzucht. Deren sind die Christen Deutschlands entwöhnt. Es hat aber etwas überaus Mißliches, zwei wesentlich verschiedene Gemeindeordnungen zugleich vertreten zu müssen. Da scheint mir nur ein Ausweg wirklich gangbar, nämlich der, daß ein besonderer Pastor für die evangelischen Weißen in Togo angestellt wird. An Arbeit

würde es ihm nicht fehlen, wenn er es sich zur Aufgabe setzte, alle seine Gemeindeglieder einmal in ihren Wohnorten aufzusuchen, um ihnen dort zu dienen, noch dazu, da an der ganzen Westküste Afrikas Deutsche zerstreut wohnen, die dann nach Lome eingepfarrt werden könnten.

Wann aber dieser Wunsch sich verwirklichen läßt, wer will's sagen?

Bis dahin wird's dabei bleiben, daß unsere Missionare die kirchliche Versorgung übernehmen müssen. Möchten sie nur rechtem Bedürfnis begegnen! Das wäre der schnellste Weg zu einer eignen deutschen Gemeinde mit eigner deutscher Pastor in unserm schönen deutschen Togo.

3. Ärztliche Mission.

Es ist theoretisch nicht leicht zu entscheiden, ob eine Missionsgesellschaft, die in einer von der deutschen Regierung mit Ärzten besetzten Kolonie arbeitet, Pflicht und Recht habe, ihrerseits Missionsärzte auszusenden. Allein so lange die Zahl der Ärzte in Togo auf zwei bis drei beschränkt ist und die Eingeborenen so stark nach Hilfe deutscher Ärzte verlangen, kann nicht davon die Rede sein, daß ein oder zwei Missionsärzte den Regierungsärzten irgendwie Eintrag tun würden, und so lange die physische Not der Eingeborenen nach Hilfe ruft, ist nicht einzusehen, warum sich die Mission das Werbemittel eines Missionsarztes nicht zunutze machen sollte.

Ja, da hat sie die Pflicht, selbst ärztliche Hilfe zu bieten, so weit sie es vermag. Oder soll sie es geschehen lassen, daß die Zauberärzte das von vielen Krankheiten heimgesuchte Volk nicht nur belügen und betrügen und aussaugen, sondern mit ihren Quacksalberrezepten oft nur die Not der Kranken vermehren? Soll sie es dulden, daß man, um eine Lungenentzündung zu heilen, pulverisiertes Glas in Palmwein den Kranken zu trinken gibt oder gegen Wassersucht eine Abkochung aus einem zerkleinerten Rührlöffel und einem mit Menschenblut getränkten Stück Zeug verschreibt? Soll sie die Kranken, die mit Wunden bedeckt, oder von einer fehlgegangenen Kugel getroffen, oder mit gebrochenem Arm oder Bein

oder vom Gift einer Schlange zu Tode gefährdet auf die Station gebracht werden, hilflos liegen lassen?

Die Not hat unsere Missionare getrieben, ärztliche Hilfe zu leisten, soviel sie es auf Grund der ihnen im Seminar in Basel gewordenen Ausbildung vermochten, und manche haben es geradezu zu einer Meisterschaft in allerhand Hilfen, Zahnziehen, Wunden verbinden, Medizin verteilen, gebracht.

Jede unserer Stationen hat eine Apotheke, in der die Kranken die für sie passende Medizin gegen Bezahlung erhalten können, und diese Apotheken werden reichlich beansprucht. Jodkali, Chinin, Borax, Äther, Arnika, Alaun, Jodoform, Eysol, Sublimat, Essigsaure Tonerde, Brandsalbe, Augenwasser — das sind so die beliebtesten Medicinen.

Es ist aber natürlich nur ein Notbehelf, daß Missionare hier den Dienst der Ärzte tun müssen, und wir freuen uns, demnächst einen Missionsarzt nach Togo auszusenden zu können.

Wo aber hat der seinen Platz zu finden?

Das nächste wäre, an die Station zu denken, deren Lage die gesündeste ist, an Amedzowe. Allein, so köstlich kühl und erfrischend die Luft dort oben sein kann und so schöne Plätze für ein kleines Krankenhaus man dort schon vorgeschlagen hat, es sprechen doch allerhand Gründe auch gegen diese Station. Einmal ist es in Amedzowe nicht zu jeder Jahreszeit schön. Zweitens ist es nicht gut, eine Station mit zu viel Aufgaben zu belasten. Amedzowe ist aber bereits Seminarstation. Und endlich wohnt der Missionsarzt in Amedzowe außerhalb des Bereichs von Telegraph und Eisenbahn auf einer Bergeshöhe, die erst in zweistündigem, mühsamem Marsche erklimmen werden muß, was weder bei Sonnenschein noch bei Regen und weder für den Arzt noch für den Patienten eine Kleinigkeit ist. Man könnte deshalb an eine der andern bereits vorhandenen Stationen denken, nur scheint es mir ratsam, nicht dahin zu gehen, wo in unmittelbarer Nähe ein Regierungsarzt stationiert ist, um auch den leisesten Verdacht eines Wettbewerbes zu vermeiden.

Vielleicht ist es klug, ganz von einer bereits besetzten Station abzusehen. Unsere Aufgabe in Südtogo ist noch längst nicht zu Ende. Das Netz der Stationen muß noch viel dichter

werden. Und da die Qualifikation eines Missionsarztes in allererster Linie davon abhängig gemacht werden muß, daß er sich innerlich und äußerlich ganz in den Missionsorganismus einordnet, so wäre es meines Erachtens am richtigsten, man setzte den Missionsarzt auf eine neue Station, die telegraphisch erreichbar, ans Wegetz Südtogos angeschlossen, eine weitere Festung gegen das afrikanische Heidentum bedeuten würde.

Da zu erwarten ist, daß die missionsärztliche Arbeit sich sehr bald selbst erhält, ist damit zugleich die Möglichkeit gegeben, die Kosten für die neue Hauptstation wesentlich herab zu mindern. Positiver Vorschläge habe ich mich natürlich hier zu enthalten, um den Entscheidungen unseres Vorstandes nicht vorzugreifen.

VI. Die Mission in ihrer Wechselwirkung zu den andern Kulturmächten im Lande.

Ideale treten nie ungetrübt in die Wirklichkeit. Die gesamte Kirchen- und Missionsgeschichte ist eine stete Auseinandersetzung des Christentums mit den Mächten der Welt. Dabei steht es nicht so, daß das Christentum als geistige Macht nur mit Geistesmächten zu tun gehabt hätte. Aller Geist fordert ein reales Gewand, und in der Welt des Realen bleibt der Kampf, bleiben die Kompromisse nicht aus.

Es ist fast merkwürdig, daß man die Auseinandersetzung, in der sich die evangelische Mission mit den kolonisierenden Mächten befunden hat und befindet, an der Norddeutschen Mission gleichsam wie an einem Musterbeispiel studieren kann. Vier Jahrzehnte hindurch wurde sie von einem Manne geleitet, Franz Michael Zahn, der all seine Kraft daransetzte, seine theoretischen Konstruktionen vom Ideal evangelischer Missionsarbeit möglichst rein und ungeändert in die Praxis zu übertragen.¹⁾ Aber obwohl Zahn, nächst Warneck wohl der bedeutendste Theoretiker der Mission im vergangenen Jahrhundert, durch die stete Beziehung auf die Wirklichkeit des Missionslebens gezwungen war, seine Theorien von allen Überspannungen und Übertreibungen freizuhalten und sich immer den nüchternen Blick eines gewissenhaften Realpolitikers zu erhalten, sind gerade in der Norddeutschen Mission schon zu seinen Lebzeiten und verstärkt unter der Leitung seines Nachfolgers die Wechselbeziehungen zum Handel, zur Kolonialregierung, zur Katholischen Mission so auffallend geworden, wie kaum irgendwo sonst, sowohl nach ihrer erfreulichen Seite wie nach der betrüblichen, und heute stehen wir mehr denn je mitten in dieser Auseinandersetzung drin.

¹⁾ Richter, I. c. S. 15.

1. Mission und Handel.

Als wir 1847 in Westafrika anfangen, war von einem Handel mit Westafrika noch nicht die Rede. Es waren meines Wissens auch keine politischen oder Handelsinteressen, sondern lediglich missionarische, unter andern der heute wieder so modern gewordene Gedanke an die islamische Gefahr, der 1847 unsern Hamburger Vorstand zur Wahl Westafrikas als Missionsgebiet führte. Der Gabun und Corisco, also der Norden des heutigen Kongostaates, und das Vorland der Goldküste, des Spielballs dänischer, holländischer, brandenburgischer, französischer und englischer Kolonialpolitik, waren das Ziel unserer ersten Missionare, als sie ein neues Arbeitsfeld suchten. Es ist heut fast vergessen, daß im 17. Jahrhundert an der Westküste Afrikas, an der Elfenbein-, Gold- und Sklaventküste — lauter Namen voller Erinnerung an koloniale Energie vergangener Jahrhunderte — an 30 europäische Kolonialforts gelegen haben, deren Trümmer z. T. noch heute malerisch unter den Palmen der flachen Küste hervorlugen. Aber das eigentliche Motiv der neuen Missionsarbeit waren diese kolonialen Reminiscenzen nicht, das war vielmehr echter, reiner, vielleicht etwas romantisch-sentimental gefärbter, aber zu den höchsten Anstrengungen und größten Opfern bereiter, selbstloser Missionsinn.

Die ihn trugen in der Heimat waren kluge, weitblickende Kaufleute, die ihre Schiffe über die ganze Erde fahren ließen. So war es ganz selbstverständlich, daß der Unternehmungsgeist der Missionare die Unternehmungslust der Kaufleute im Vorstande der Mission reizte, und als 1857 zur Erledigung all der äußeren Arbeiten in der Mission, der Expedition und Buchführung, ein Kaufmann im Dienst der Mission, Christian Rottmann, ausgesandt wurde, lag es nahe, daß das Bremer Handelshaus Friedrich M. Vietor Söhne diesen Herrn Rottmann beauftragte, einen Handel mit den Eingeborenen zur Förderung der Missionsarbeit in die Wege zu leiten.

Das gelang in der erfreulichsten Weise und zog seine Folgen. Die beiden Brüder Karl und Fritz Vietor entschlossen sich bald zum Bau eines Schoners, der zu billigen Frachtsätzen für die Mission Passagiere und Güter direkt von Bremen ins Eweland bringen sollte. Wie wenig die „Dahomey“, die am 3. Januar 1858 als erstes deutsches Schiff vor Keta lag, an ein erfolgreiches Geschäft

dachte, geht daraus hervor, daß sie Auftrag hatte, von Keta nach Rio de Janeiro zu gehen, um als Rückfracht Kaffee zu nehmen. Das erwies sich als unnötig, denn ohne daß die Besatzung an Land zu gehen brauchte, konnte sie all ihre Tauschwaren an die in Massen an Bord kommenden Eingeborenen los werden, und eine Tat, die in edelster, uneigennützigster Weise der Missionsarbeit dienen wollte, trug ihren Lohn in sich. Die Indienstellung der „Dahomey“ ist der Geburtstag eines immer mehr an Bedeutung zunehmenden Handels- und Schiffsverkehrs zwischen Deutschland und Westafrika. Neben die „Dahomey“ trat 1863 die „Volta“, an ihre Stelle die „Emma“ und schließlich wurde der Handel, der von Keta ausging, so bedeutsam, daß die Engländer auf ihn aufmerksam wurden, und seit 1867 eine Dampferlinie ihre Schiffe regelmäßig in der Nähe von Keta vor Anker gehen ließ. Westafrika stand mit der Welt wieder in Verbindung, wesentlich durch das Verdienst der Mission.

Die damals geschlossene Ehe zwischen Mission und Handel hat sich nicht nur bis auf die Gegenwart erhalten, ein Beweis, daß christliche Mission und in christlichem Geist betriebener Handel wohl nebeneinander bestehen können, sie hat auch sowohl der Mission wie dem Handel dauernde Vorteile gebracht.

Die Norddeutsche Mission könnte ohne die Bremer Kaufleute, die sie bis heute in edelster Weise unterstützen, gar nicht bestehen, aber sie hat dafür dem Bremer Handel den Boden bereitet. Sie hat die scheuen Bewohner der Sklavenküste zutraulich gemacht und hat vor allem den Kaufleuten das eingeborene Personal gestellt und ausgebildet, ohne das die Arbeit unmöglich wäre.

Es hat lange gedauert, bis die Erkenntnis von dem Wert freundlicher Beziehungen zwischen Mission und Handel in weitere Kreise übergriff. Um so erfreulicher ist es, jedes Symptom der Annäherung zu beobachten. Es scheint doch, als ob es der Stimmung vieler christlicher Kaufleute entspreche, was Herr Max Schinckel als Präses der Hamburger Handelskammer auf dem III. Kolonialkongress 1910 ausgesprochen hat. Er schloß einen sehr eindrucksvollen Vortrag über die Kolonialwirtschaft als Ergänzung unserer heimischen Volkswirtschaft mit dem Satz: „Mehr noch, als es schon geschieht, sollten wir die Missionen als einen unentbehrlichen Faktor in unserer Kolonialwirtschaft ansehen und dementsprechend fördern, und Hand

in Hand mit ihnen immer intensiver auch unsere Kulturaufgaben in den Kolonien zu erfüllen suchen. Dann werden sich Kolonialwirtschaft und heimische Volkswirtschaft gegenseitig und daher dauernd ergänzen, und dann wird unsere Kolonisation erst recht zur Ehre und Größe Deutschlands beitragen." Das ist durchaus die durch die Geschichte bestätigte Erfahrung der Norddeutschen Mission, die es deshalb mit ganz besonderer Freude begrüßte, als der „Verein Westafrikanischer Kaufleute in Hamburg am 1. Juni 1911 im neuen Vorlesungsgebäude einen Vortrag über Erfolge und Verwaltung der Norddeutschen Mission halten ließ und danach eine Entschließung annahm, die die Arbeit unserer Mission dem Wohlwollen und der tatkräftigen Unterstützung aller an der Erschließung unserer Kolonie Togo beteiligten Kreise empfahl. Handel und Mission sind aufeinander angewiesen. Das haben wir erst eben wieder empfunden, als die Möglichkeit in der hohen Politik erörtert wurde, ob Togo französisch werden sollte. Das einmütige Eintreten aller Freunde Togos, der Kaufleute, der Missionen, der Kolonialpolitiker ist wohl nicht ganz ohne Einfluß auf den Gang der Verhandlungen gewesen. Jedenfalls war es sehr gut, daß die gleiche Gefahr uns enger zusammengeschlossen hat. Es wird auch weiter so bleiben, je besser Handel und Mission einander verstehen, um so mehr Vorteile werden sie voneinander haben.

In der Nebeneinanderstellung der Worte Handel und Mission steckt aber nicht nur eine Aufgabe für die Missionare und Kaufleute, die nebeneinander in der Erschließung Togos arbeiten, sondern auch ein recht schwieriges Problem für die Missionsleitungen.

Es ist ja bekannt, wieviel Anfeindung der Mission daraus entstanden ist, daß sie sich hier und da industrielle und kaufmännische Betriebe angegliedert hat. Man sagt, und scheinbar mit Recht, ein jeder bleibe bei seinem Gebiet, der Kaufmann beim Handel und die Mission bei ihrer Arbeit. Es scheint ein Zusammenspannen widerstrebender Dinge zu sein, wenn Mission und Handel verquickt werden, indem die Mission für sich Handel treibt. Und es scheint auch eine Überschreitung der Kompetenzen zu sein, wenn für die Mission gegebenes Geld im Handel festgelegt wird, ganz abgesehen von all den Unannehmlichkeiten, die Konkurrenz und Geschäftsbetrieb mit sich bringen. Aus allen diesen Gründen habe ich mich stets gegen eine Verquickung von Mission und Handel ausgesprochen, bis jetzt die

praktische Mitarbeit am Missionswerk anfängt, diese Theorie umzuwerfen und eine scheinbar klare Einsicht in ein Problem zu verwandeln. Obwohl unsere Norddeutsche Mission nämlich bisher eine Verquickung von Handel und Mission bewußt abgelehnt hat — Christian Rottmann ist damals bald aus dem Missionsdienste ausgeschieden — ist sie jetzt im kleinen Maßstabe prinzipiell gezwungen, sich mit einem kleinen Buchhandel zu befassen. Je weiter nämlich einerseits der Missionierungsprozeß und andererseits der Kolonisationsprozeß im Lande gegangen ist, um so mehr erwacht auf der einen Seite Bildungs- und Lesebedürfnis und auf der andern das Streben, aus solchem Bedürfnis Kapital zu schlagen. China, Indien, Japan werden mit europäischer Literatur in Original und Übersetzung überschwemmt. Unsere Eweer sind so weit, daß sie deutsche Literatur lesen wollen und können. Sollen wir warten, bis ihnen ein unchristlicher Handel Häckels Welträtsel und Zolas Sittenromane anbietet, sollen wir die ganze große Flut seichter, sittenloser oder auch sittlich ernster aber für ungesessene Charaktere höchst gefährlicher Romane hinüberleiten lassen nach Togo? Um der Erziehung unserer werdenden Ewekirche willen mußten wir eine Buchhandlung einrichten und mit unserer Mission organisch verbinden, die so lange die Versorgung unseres Volkes mit guter christlicher Literatur übernimmt, bis diese Aufgabe von einer einwandfreien Buchhandlung in unserm Sinne erfüllt wird. Die theoretisch so wünschenswerte Trennung von Mission und Handel ist hier praktisch noch undurchführbar, und je mehr man den hier liegenden Problemen nachgeht, um so schwieriger ist die Lösung zu finden, nicht, ob es möglich, wohl aber ob es ratsam ist, Mission und Handel auf die Dauer völlig zu trennen.

2. Mission und Regierung.

Wie der Handel, so ist auch der Staat von der Mission seinem Wesen nach verschieden. Hier Glaube, da Geburt oder Nationalisierung das Kennzeichen der Zugehörigkeit, hier die Ewigkeit, dort das Diesseits das eigentliche Gebiet der Verwirklichung, hier das internationale Gottesreich, dort das nationale irdische Staatswesen mit seinen zunächst intensiv selbstsüchtigen Zwecken das

Ziel. Und doch sind die beiden innerlich inkongruenten Kräfte wie zwei Kreise, die sich schneiden!

Was sind die Ziele einer gesunden Kolonialpolitik? Erschließung des Landes durch Wege und Hebung des Verkehrs, Befriedung seiner Bewohner, Nutzbarmachung seiner Bodenschätze, Schaffung der Bedingungen für politische Machtentfaltung und für die wirtschaftliche Ausnutzung in Einfuhr und Ausfuhr durch geistige und wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen. Man braucht das nur auszusprechen, um die Interessen, die der Staat an der Mission und die die Mission am Staat hat, sofort vor Augen zu haben. Erschließung des Landes durch Wege und Befriedung seiner Bewohner, das ist zwar nicht Ziel, aber eine fast unerläßliche Vorbedingung einer gesunden und stetigen Missionsarbeit. Daher legt die Mission Wege an, daher arbeitet sie bewußt darauf hin, die zersplitterten Stämme eines ursprünglich zusammengehörigen Volkes wieder zu einer Nation zusammen zu schweißen. Nutzbarmachung der Bodenschätze und politische Machtentfaltung sind an sich der Mission völlig gleichgültig, und doch, wie jede Missionsstation im kleinen Maßstabe die Bodenschätze des Landes für ihre Zwecke nutzbar macht, ich denke an unsre Schul- und Gemeindeplantagen, so ist sie unbewußt ein Repräsentant des Volkes, aus dem die Missionare kommen. Die Anglikaner wissen wohl, was sie tun, indem sie ihre Missionen unterstützen. Sie danken dem einen Teil ihrer Weltmachtstellung und ihres politischen Ruhmes! Und umgekehrt: je besser die Bodenschätze eines Landes nutzbar gemacht werden und je glänzender die politische Machtentfaltung eines Staates ist, um so leichter ist äußerlich die Stellung und der Fortschritt der Mission. Also auch hier Berührung genug. Und endlich, geistige und wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen, — ist das nicht eine Domäne des Staates wie der Kirche, auch wenn dahinter als Ziel dort die nationale Politik, hier Reichsgottesgedanken stehen?

In der Tat, es ist kein Zufall, sondern ein sich Bewußtwerden gemeinsamer Interessen und Aufgaben, wenn, je weiter die Missionsarbeit sich ausdehnt, der Staat erkennt und anerkennt, was er an der Mission hat, und die Mission sich bewußt wird, was sie dem Staat verdankt und ihm schuldig ist. Die wichtigsten gegenseitigen Vorteile sind wohl folgende:

1. Die Norddeutsche Mission hat vor der Besetzung der Kolonie Togo die Sprache Südtogos erforscht und zur Schriftsprache erhoben, wichtige geographische Pionierdienste getan, ein Vertrauensverhältnis zwischen dem Eingeborenen und dem weißen Manne bis tief ins Inland hinein geschaffen, einen Stand eingeborener Handwerker, Bauarbeiter, Dolmetscher und Beamter erzogen, d. h. sie hat der staatlichen Kolonisationsarbeit die wichtigsten Vorarbeiten abgenommen.

2. Je weiter die Kolonisation Südtogos fortschreitet, um so wichtiger wird für den Staat in dem lebhaften Gärungsprozeß, in den die Bevölkerung hineinkommt, das ferment der auf Frieden, Gehorsam gegen die Obrigkeit und innerliche Neugeburt des Volkes hinarbeitenden Mission.

3. Mit der Besetzung Togos durch das Deutsche Reich setzt zahlenmäßig der Aufschwung der Norddeutschen Mission ein. Der nationale Einschlag in den Missionsbetrieb hat dem religiösen Gehalt keinen Eintrag getan, wohl aber Energie und Erfolg der Arbeit gehoben, ganz abgesehen davon, daß die Erschließung des Landes und der dauernde Friede die Stetigkeit der Missionsarbeit erst ermöglichte und gewährleistete.

4. Dazu war die von der Regierung planmäßig in Angriff genommene Sanierung des von Malaria und Schlafkrankheit durchseuchten Landes eine weitere Voraussetzung angestrebter missionarischer Tätigkeit.

5. Endlich hat der schnelle Fortschritt kolonialisatorischer Arbeit unwillkürlich die Intensität des Arbeitens und die Schnelligkeit des Vorgehens gesteigert, z. T. auf Kosten der Heimatarbeit, der es unmöglich wurde, mit der afrikanischen Arbeit jederzeit gleichen Schritt zu halten.

So einfach, durchsichtig und scheinbar selbstverständlich diese Sätze sind, so haben sie erst gelernt werden müssen, und in den komplizierten Situationen des Augenblicks sind wohl auch Mißverständnisse und Fehler vorgekommen. Ich beschränke mich hier, indem ich auf das Kapitel über die Schule als besonders instruktiv verweise, auf einige kleine charakteristische Beispiele.

Die Mission erhebt in Togo seit Jahren eine Kirchensteuer von ihren Christen in Höhe von jährlich 5 *M.* Der Staat hat für alle Erwachsenen eine Arbeitssteuer von 12 Tagen eingeführt, die durch Zahlung von 6 *M.* ablösbar ist. Nun sind wer weiß wie oft auf meiner Reise Christen zu mir gekommen, die in folgender Weise argumentierten: „Wir sind Missionsleute und sind's gern. Folglich zahlen wir 5 *M.* Kirchensteuer. Aber vom Staat wollen wir nichts — also befreie uns von der Verpflichtung, die 6 *M.* zu zahlen.“

Auf die Missionsstation wird eine Sänfte getragen. Darin liegt, stark verbunden, ein Eingeborener. Er läßt den Missionar bitten, zu kommen, um ihm zu bescheinigen, wie krank er sei und deshalb unfähig, die Steuer zu leisten. Der Missionar sträubt sich lange, schließlich gibt er nach und die Sänfte wird zur Regierungsstation getragen. Nach Stunden schaut der Missionar in den Stationshof. Da sieht er eben noch, wie die Sänfte abmontiert wird und der Pseudokranke mit dem Schein, der ihn von der Steuerarbeit befreit, fröhlich nach Hause wandert.

Ein Häuptling ist wegen Unbotmäßigkeit ins Gefängnis gesteckt. Nun kommen die Angehörigen und bitten den Missionar um seine Fürsprache. Darf er sie geben?

Immer wieder kommen solche kleinen Ereignisse vor, die zeigen, welche schwierige Stellung der Missionar zwischen der Regierung und den Eingeborenen hat und wie die Wechselbeziehungen zwischen Mission und Regierung im einzelnen Falle gründlichste Sachkenntnis und feinsten Takt erfordern.

Wenn trotzdem von jeher das Verhältnis der Missionare und Beamten zueinander in Togo das denkbar beste ist, so ist das ein Beweis dafür, daß ein nationaler Einschlag tatsächlich auch in der an sich internationalen Missionsarbeit sich überall geltend macht, weder zum Schaden des Reiches Gottes noch zum Nachteil unseres Vaterlandes. Und wenn die Missionare es haben lernen müssen, allerhand Vorrechte, die ihnen zufielen, so lange sie weit und breit die einzigen Europäer waren, zugunsten der mit Recht eifrig auf die Wahrung ihrer Befugnisse bedachten Regierungsbeamten dranzugeben, so ist diese Zurückführung der Missionsarbeit auf ihr eigentlichstes Gebiet, auf das der Evangeliumsverkündigung, schließlich der Sache

nur dienlich gewesen, denn die gewinnende Kraft der Mission liegt nicht im Deutschtum, nicht in Ausübung von Herrschertalenten und Herrscherbefugnissen, sondern in der Predigt des Evangeliums.

3. Evangelische und katholische Missionsarbeit.

Die Norddeutsche Mission hatte seit 1847 unter dem Ewevolk gearbeitet, als dies 1884 deutsch wurde. Sie hatte die Ewesprache erschlossen, sie hatte kolonialisatorisch, kulturell und missionarisch bei großen Opfern doch schon die ersten Erfolge errungen, während nicht deutsche katholische Missionare in Anecho und Keta nur eine sehr unbedeutende Arbeit getan hatten. Damit war die Norddeutsche Mission prädestiniert zu der deutschen Kolonialmission für Togo. Da trat 1892, als die Norddeutsche Mission sich aus Mangel an Mitteln nicht schnell genug entschließen konnte, die Societas Verbi Divini aus Steyl in die Arbeit ein, um sie mit immer größerer Energie und immer steigendem Erfolge zu betreiben. Und es war tragisch: während die Norddeutsche Mission ständig unter einem Mangel an Arbeitern zu leiden hatte und nie aus finanziellen Schwierigkeiten herauskam, erhielten die Ordenspriester Togos eine Verstärkung um die andere, und man braucht nur ihre stattlichen Bauten anzusehen, um zu erkennen, daß ihnen offenbar sehr reichliche Mittel zur Verfügung stehen. Infolgedessen hat sie die evangelische Mission heute schon zahlenmäßig überflügelt. Nach der letzten mir zugänglichen Zusammenstellung hatte sie 9 Hauptstationen, 144 Außenstationen, 4 Schwesternstationen, 9 Kirchen, 15 Kapellen, 59 Priester, 12 Brüder, 21 Schwestern, 166 Katechisten und Lehrer, 5044 Schüler, 725 Schülerinnen und 64 Handwerkerschüler. Bei 910 Tausen in Todesgefahr war die Taufziffer im letzten Jahre auf 3084 gestiegen. Die Zahl der Christen wurde auf 10124, die der Katechumenen auf 4559 angegeben. Das sind fast durchweg höhere Zahlen, als wir sie aufweisen können, und die in ihnen ausgedrückte Arbeit ist, soweit das im Banne der römisch-katholischen Kirche möglich ist, gründlich und solide, vor allem auf dem Gebiet der Schule und der Erziehung von Handwerkern und Landwirten. Leider erweckt ihre Arbeit aber oft das Gefühl, als ob

ihr nächstes und wichtigstes Streben wäre, die evangelische Arbeit zu überwachen und gerade da einzusetzen, wo wir einsetzen wollten. Ihre Lehrer sind offenbar angewiesen, denn sie handeln dementsprechend, telephonisch ihre Missionare über die Arbeit der unseren auf dem Laufenden zu erhalten, so daß oft der Schein eines sehr angestregten Wettlaufens erweckt wird.

Nirgends im deutschen Kolonialgebiet sind katholische und evangelische Außenstationen so regellos wirr durcheinander gemengt, wie im Süden Togos. Selbst bis in das Herz unserer Arbeit, in die alte 1859 gegründete Station Ho sind sie vorgedrungen und haben dort eine Kapelle gebaut, und es sind nur wenige Stationsgebiete, wo die Konfessionen einander noch nicht berühren.

Daß das zu Reibungen führen kann und muß, ist selbstverständlich. Scharfe Rivalität macht nervös, Nervosität macht empfindlich und Empfindlichkeit hindert die Objektivität des Urteils und erschwert die kühle Reflexion bei wichtigen Entscheidungen. Es führt aber auch zur Verwirrung der Eingeborenen, und ich verstehe es, wenn unter der gegenwärtigen Situation das Gouvernement „die Nebenbuhlerschaft der Missionsgesellschaften in örtlich eng begrenzten Gebieten“ bedauert. Nur ist es sehr viel leichter, bei so überaus komplizierten Verhältnissen zu kritisieren, als einen Weg zur Abhilfe zu finden. Irgend eine territoriale Abgrenzung, wie sie in größeren Kolonien mit Erfolg versucht ist und für den Norden Togos unter obrigkeitlicher Kontrolle auch geplant wird, scheint mir im Süden nicht mehr möglich zu sein, und ich sehe keinen Ausweg, wie dem konfessionellen Wettstreit für die Zukunft seine Schärfe genommen werden könnte. Im Gegenteil lassen die Kraftanstrengungen der Steyler Missionare darauf schließen, daß sie versuchen werden, uns mit allen ihnen zu Gebote stehenden und ihnen erlaubten Mitteln einzuengen, so daß wir äußerlich einen sehr schweren Stand haben werden.

Dennoch sehe ich unsre Stellung weder hoffnungslos oder auch nur verzagt an, noch verkenne ich das Gute, das der Wettstreit bei allen betrüblichen Erscheinungen gebracht hat und fortwährend bringt. Auch abgesehen von manchem freundlichen Austausch über die Grenzen der Konfession hinaus, der bei irenischem Charakter der Missionare sehr wohl möglich ist, hat der Wettstreit sein Gutes

gehabt. Er hat hüben wie drüben die Anspannung der Kräfte aufs höchste gesteigert und so in dem an sich schlaff machenden Tropenlande als ein sehr wertvoller Stachel gewirkt. Die evangelische Norddeutsche Mission wäre nicht das, was sie ist, wenn der stete Sporn nicht auf die Missionare wirkte: Wir könnten in unsrer Arbeit eingekreist werden. Das ist das Gute auf unsrer Seite. Und auf der andern? Nun, gegenüber der gründlichen, ernstesten, durch viele Opfer geheiligten Arbeit unserer Missionare konnten die katholischen Missionare nur aufkommen, wenn sie ihrerseits auch so gründlich und solide arbeiteten, wie nur möglich. Sie können von ihrer Art nicht lassen. Sie können nicht anders, als auf den Hauptplätzen in die Augen fallende große Institute zu schaffen und im Schulwesen der Regierung möglichst zu Willen zu sein, aber daneben treiben sie mit einer bewundernswerten Hingebung und rühmlichem Eifer, leider oft nicht ohne Fanatismus, christliche Missionsarbeit. Ich hatte oft bei meiner Reise durch Togo im Blick auf ihre Arbeit den Eindruck: sie wissen nicht, wieviel sie vom deutschen Protestantismus gelernt haben. Und darin zeigt sich der stärkste Segen der Rivalität.

Ich weiß, daß von vielen Beobachtern der katholischen Mission der Sieg prophezeit wird, aber ich glaube solchen Propheten nicht, kann ihnen nicht glauben, denn sonst wäre ich nicht ein überzeugter evangelischer Christ. Wir werden einen sehr schweren Stand haben. Das Ewewolk wird die Entscheidung, ob evangelisch, ob römisch-katholisch, im Kindheitsstande seines Christentums durchkämpfen müssen. Aber schon jetzt hat es Männer in seiner Mitte, die die Grundsätze evangelischen Glaubens lebendig erfaßt haben und an der in die Ewesprache übersetzten Heiligen Schrift selbst prüfen können, ob dieser unser Glaube oder die Lehre der unfehlbaren Priesterkirche die Wahrheit sei. Ich zweifle nicht, wie ihre Entscheidung ausfallen und daß das Evangelium den Sieg behalten wird.

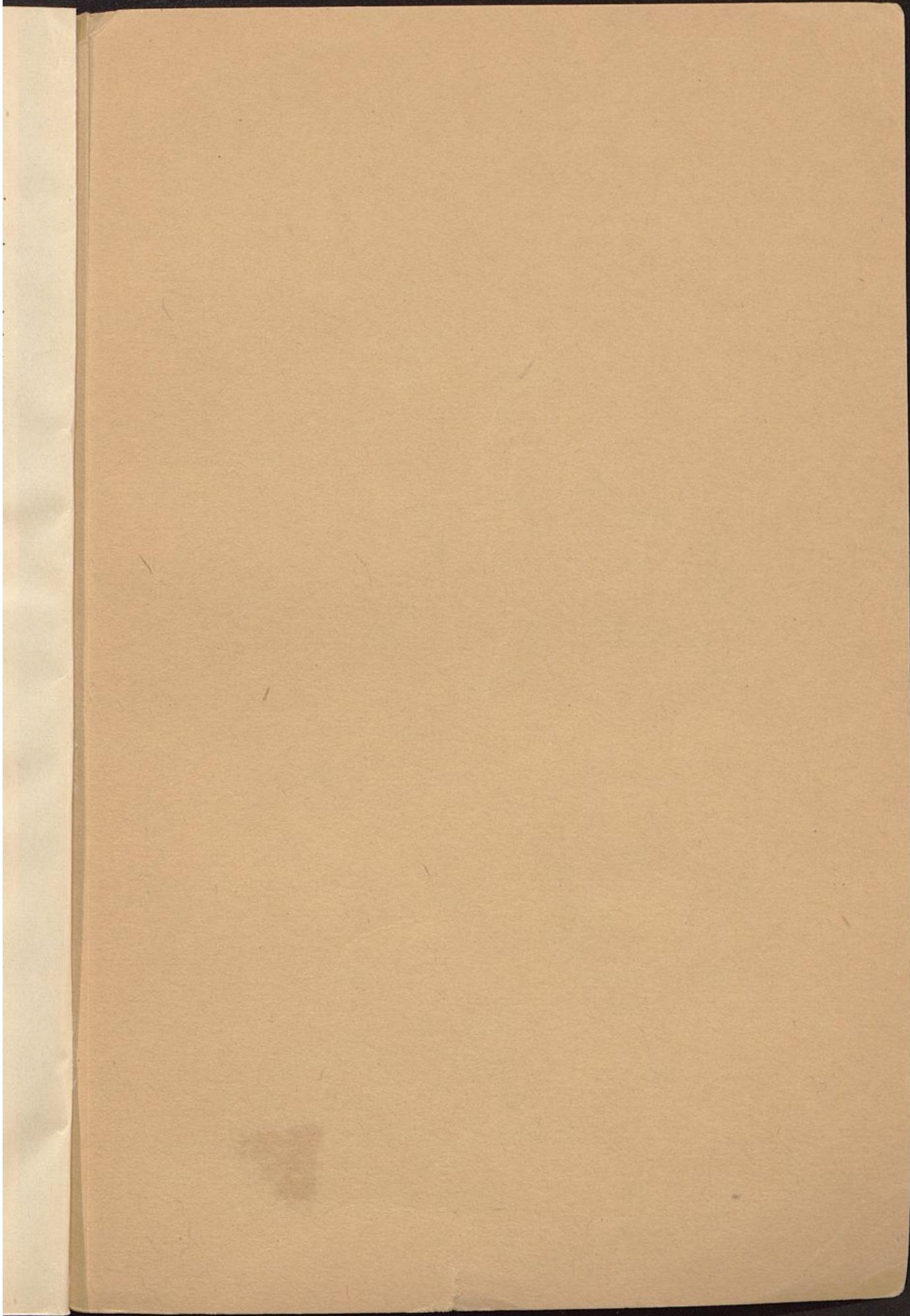
Als die Norddeutsche Mission ihre Arbeit anfang, stand sie allein. Seit der Handel, seit die europäische Kolonialpolitik und die Missionsarbeit der katholischen Mission ihr zur Seite getreten sind, ist sie je länger je mehr genötigt worden, sich auf ihr Bestes zu besinnen und dies wirken zu lassen. Mag der Handel sein Geld, der Staat seine Macht, die katholische Kirche ihre großen erzieherischen Gaben zur Geltung bringen, wir haben nichts anderes als das

Evangelium von Jesu Christo, dem Gekreuzigten und Auf-
erstandenen, aber wir wissen, dies Evangelium allein ist die Gottes-
kraft, die da errettet alle, die daran glauben. So ist's unsere Auf-
gabe, im Kampfe des Ideals mit der Wirklichkeit das Ideal zu
immer reinerer Ausprägung zu bringen, bis einst das Reich Gottes
in seiner ganzen Herrlichkeit verwirklicht ist. Dann ist die Aus-
einandersetzung der Mission mit den Mächten dieser Welt am Ziele
und alle Aufgaben und Probleme sind gelöst.

Literaturnachweis.

- Achelis, Lehrbuch der praktischen Theologie. II. Aufl. Leipzig, Hinrichs, 1908.
- Archiv für Religionswissenschaft. Leipzig, Teubner, 1906—1911.
- Becker, Islam. In dem Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart.“ Bd. III. S. 706 f. Tübingen, Mohr, 1911.
- Becker, L' Islam et la Colonisation de l'Afrique. Paris 1910.
- Buchner, Die gerechte Würdigung der heidenschristlichen Gemeinden. Allg. Miss. Zeitschr. 1894. S. 193.
- Buthut, Der westafrikanische Busch und Küstenneger. Kol.-Zeitschr. 1909. Hest 14—18.
- Büttner, Togo. Sonderabdruck aus dem Sammelwerk „Das überseeische Deutschland“. Stuttgart 1911.
- Dahse, Ein zweites Goldland Salomos. Zeitschr. f. Ethnologie. Hest 1. 1911.
- Denkschrift über die Entwicklung der Schutzgebiete. 1906—1908. (Reichstagsdenkschrift.)
- Funke, Einiges über Geschichte, religiöse Gebräuche und Anschauungen des Swatimevolkes in Togo. Zeitschr. f. Kolonialsprachen, I. S. 81 f.
- Hennig, Zum Kampf um die Negerseele. Bremen, Morgenbesser, 1907.
- Kähler, Die richtige Beurteilung der apostolischen Gemeinden nach dem Neuen Testamente. Allg. Miss.-Zeitschr. 1894. S. 241.
- Koloniale Rundschau. Berlin, Dietrich Reimer, 1910.
- Kolonie und Heimat, Reise durch die deutschen Kolonien. Band III. Berlin 1910.
- Lion, Die Kulturfähigkeit des Negers. Berlin, W. Süßeroth, 1908.
- Meinhof, Christus der Heiland auch der Naturvölker, Berlin 1908.
- Mirbt, Mission und Kolonialpolitik. Tübingen, Mohr, 1910.
- Ratzel, Völkerkunde, Leipzig, Bibliogr. Inst. 1894/95.
- Reichskolonialamt: Die deutschen Schutzgebiete. Berlin, Mittler, 1911.
- Richter, D. Jul., Die Bedeutung der Norddeutschen Mission für das Missionsleben Deutschlands. Bremen 1911.
- Schlunf, Acht Freistätten an der Sklavenküste. Evangelische Missionen 1910. 217 f.
- „ , Die evangelische Mission in Togo. Jahrbuch der nordostdeutschen Missionskonferenzen 1911. S. 58.
- „ , Reste heidnischer Anschauungen in den Christengemeinden Togos. Allg. Miss.-Zeitschrift 1911, Beibl. S. 37.

- Schreiber, Die Negerseele und ihr Gott. Bremen, Morgenbesser, 1907.
 " , Bausteine zur Geschichte der Norddeutschen Missions-Gesellschaft.
 Bremen 1911.
 Simon, Die mohammedanische Propaganda und die evangelische Mission.
 Leipzig, Deichert, 1909.
 " , Islam und Christentum. Berlin, Warnack, 1910.
 Smend, Zur Psychologie des Eweneigers. Deutsche Kol.-Zeitg. 1910. 237 ff.
 Spieß, Gesetze unter den Eweneigern. Deutsche Geogr. Blätter, Bd. XXXII.
 " , 40 Personennamen und 60 Sprichwörter der Ewheer. Mitteilungen
 des Seminars für orientalische Sprachen. VII. 1904.
 Spieth, Die Ewestämme. Berlin, Dietrich Reimer., 1906
 " , Die Religion der Eweer in Südtogo. Leipzig, Dieterich, 1911.
 " , Krankenbehandlung bei den Eweern in Togo. Bremen, Morgen-
 besser, 1909.
 " , Die Rechtsanschauungen der Togoneger. Bremen 1908.
 " , Das Sühnebedürfnis der Heiden im Ewelande. Bremen 1905.
 Stock, History of the Church Missionary Society. London 1899.
 Verhandlungen der XII. Kontinentalen Missions-Konferenz. Bremen 1909.
 Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902, 1905 u. 1910.
 Warnack, G., Evangelische Missionslehre. 5 Bde. Gotha, Perthes 1897—1903.
 Warnack, J., Die Lebenskräfte des Evangeliums. Berlin, Warnack, 1911.
 Westermann, Die Mohammedaner in Togo. Monatsblatt der N. M. G.
 1906. S. 42.
 World Missionary Conference 1910. Edinburgh, 1910.
 Wundt, Völkerpsychologie. Bd. IV. Leipzig, Engelmann, 1910.
 Zahn, Die evangelische Heidenpredigt. Allg. Miss.-Zeitschr. 1895. 26 ff., 58 ff.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen

46\$0 00 166 928 1





α
20
B